



ANGST

Kurzgeschichtensammlung

Danksagung

Die WIRmachenDRUCK GmbH dankt allen,
die an diesem Buch mitgewirkt haben.

Besonderer Dank gilt den Autoren dieser Anthologie:

Dr. Karsten Beuchert | Ramona Ky | Jürgen Kögel

Gianna Suzann Goldenbaum | Klaus Nyzak | Charlotte Nickl

Sascha Rimpl | Dr. med. Barbara Bellmann

Jenifer Alejandra Steinmetz | Britta Bendixen | Dörte Müller

Larissa Grasser | Gisela Böcker | Alice Andres

Sarah Hagemeister | Renate Behr | Hanna Bekele

Detlef Klewer | Christin Feldmann | Melissa Bleyel

C. Brendan | Jacqueline Mayerhofer | Britta Voß

Dron | Sarah Persson | Sonja Dohrmann

Tanja Kummer | Sabrina Kesselmeier | Dirk Mühlinghaus

Christian Künne | Nathalie Schöps

Martina Sprenger | Florian Geiger | Hanno Berg

Endlich ist es wieder soweit!

Die neueste Anthologie aus dem Hause WIRmachenDRUCK liegt druckfrisch in Ihren Händen, vollgepackt mit spannenden Kurzgeschichten, die Sie fesseln, faszinieren oder Ihnen den Atem rauben werden – ob im Bus, in der Badewanne oder vor dem Schlafengehen im Bett.

Zahlreiche Einsendungen haben uns im Rahmen unseres Schreibwettbewerbs erreicht. Unser vorrangiges Anliegen war es, jungen Schreibtalenten die Veröffentlichung ihrer Kurzgeschichte in einem attraktiv und professionell gestalteten Buch zu ermöglichen, das von uns auch auf der Leipziger Buchmesse offiziell präsentiert und einem großen Publikum vorgestellt wird. Das ist uns gelungen und das Ergebnis kann sich durchaus sehen lassen:

34 außergewöhnliche, packende Geschichten von 34 vielversprechenden Autoren finden sich gesammelt zwischen den Seiten dieses Gemeinschaftsprojektes und laden ein zum Schmökern, Gruseln und Abtauchen in die Abgründe der menschlichen Natur und in fantastische Welten voller unheimlicher Gestalten.

Nach unserer ersten Anthologie „Sagenumwoben“, die sich ganz dem Fantasygenre widmete, besticht „Angst“ insbesondere durch spannende Geschichten, in denen die wesentlichen Aspekte der Genres Thriller/Horror/Krimi auf vielfältige Art umgesetzt worden sind.

Wir freuen uns über diesen erfolgreichen Schreibwettbewerb und bedanken uns bei allen, die mitgemacht haben!

Damit soll's das jedoch noch nicht gewesen sein: Unsere nächste Ausschreibung steckt bereits in den Startlöchern. Diesmal möchten wir vor allem jungen Künstlern die Chance auf eine Veröffentlichung geben,

denn die kommende Anthologie soll ganz dem „Comic“ gewidmet sein. Mehr Informationen rund um den Wettbewerb finden Sie auf dem beigelegten Flyer und selbstverständlich auch auf unserer Website. Wir freuen uns schon jetzt auf Ihre Einsendungen!

Aber nun wünschen wir Ihnen viel Vergnügen beim Lesen dieser ganz besonderen Anthologie.

Inhaltsverzeichnis

Voodoo-Masken.	Dr. Karsten Beuchert.	10	Stella und der Huhu-Mann ...	Christin Feldmann	190
Das Meisterwerk	Ramona Ky	22	Der Doktor	Melissa Bleyel	196
Eiszeit	Jürgen Kögel	30	Ella oder die Tränen der Wehrkirche	C. Brendan	210
Das geerbte Haus	Gianna Suzann Goldenbaum	40	Geburt einer Legende.	Jacqueline Mayerhofer	224
Sicarius.	Klaus Nyzak	48	Woodstock's calling.	Britta Voß	246
Streaming	Charlotte Nickl	60	Ein Apartment in Budapest ...	Dron	258
Kawumm!	Sascha Rimpl.	70	Willkommen zu Hause	Sarah Persson.	270
Kopfsprung mit Todesfolge ...	Dr. med. Barbara Bellmann	78	Vera verliert die Balance.	Sonja Dohrmann.	284
Erwachen.	Jenifer Alejandra Steinmetz	84	Schreckliche Überraschung ...	Tanja Kummer	296
Feenaugen und Elfenflügel.	Britta Bendixen	92	Jäger und Gejagte.	Sabrina Kesselmeier.	306
Dreh um!	Dörte Müller.	106	Raunächte	Dirk Mühlinghaus.	330
Die Frau in Weiß	Larissa Grasser.	114	Fünf Tage nach der Ewigkeit oder Der Schäfer mit Hut ...	Christian Künne	338
Quälgeister.	Gisela Böcker.	120	Happy Valentines Die!	Nathalie Schöps.	350
Unter dem Pestkreuz	Alice Andres	126	Freunde	Martina Sprenger.	358
Die Horrorstraße	Sarah Hagemeister.	132	Die Villa	Florian Geiger	364
Der Axtmörder von New Orleans	Renate Behr.	138	Die neue Software	Hanno Berg.	372
Das Himmelsamulett.	Hanna Bekele	162			
Männer der Auferstehung	Detlef Klewer	180			

WIRmachenDRUCK.de

– Druckreifer Erfolg

Ein paar Zeilen über uns

Die WIRmachenDRUCK GmbH ist eine europaweit agierende Online-Druckerei für Digital- und Offsetdruck. Seit der Einführung des Onlineportals www.wir-machen-druck.de im Jahr 2008 ist das Unternehmen auf Erfolgskurs und zählt zu den führenden europäischen Online-Druckereien. Grund für das Wachstum sind nicht nur steigende Auftragszahlen und über 200.000 zufriedene Kunden in ganz Europa, sondern auch eine außergewöhnlich große Produktpalette. So bietet der Experte für Druckerzeugnisse auf seinem Onlineportal Privat- und Geschäftskunden ein reiches Sortiment an Drucksachen in höchster Offsetdruckqualität sowie im flexiblen Digitaldruck an: Angefangen bei Aufklebern und Angebotsmappen über Broschüren, Bücher und bedruckbare Getränkedosen bis hin zu Flyern, Plakaten, T-Shirts, Visitenkarten und Zeitschriften gibt es fast kein Druckerzeugnis, das unter www.wir-machen-druck.de nicht gefunden werden könnte.

Das Prinzip der Online-Druckerei, den kompletten Bestellprozess durch die Kunden selbstständig zu gestalten, hat sich als wichtiger Baustein für den Erfolg des Unternehmens herausgestellt. Der Kunde muss nicht mehr zur Druckerei kommen. Die Druckerei kommt zum Kunden. WIRmachenDRUCK.de ist immer online, die Fertigung läuft rund um die Uhr. Die Kunden nutzen europaweit die Vorteile der Online-Druckerei: Mit wenigen Mausklicks sind individuelle Druckprodukte leicht gestaltet und zusammengestellt. Geliefert wird in 17 europäische Länder in bester Qualität zum vermutlich günstigsten Preis. Dies zeigt sich auch in der Bestpreis-Garantie, die WIRmachenDRUCK seinen Kunden zusagt.



Innenansicht der WIRmachenDRUCK GmbH

Produktionsstandort

WIRmachenDRUCK produziert deutschlandweit im Digital-, Offset- und Rollenoffsetdruckverfahren. So können wir flexibel auf die Nachfrage reagieren. Wir beliefern unsere Kunden europaweit mit unseren Logistikpartnern UPS und DHL sowie weiteren speziellen Logistik-Dienstleistern.

Erstklassige Qualität

„Sie sparen, wir drucken“ lautet unser Slogan – und das aus gutem Grund. Denn unser Anspruch ist es, erstklassige Qualität zu günstigen Preisen anzubieten. Um dies zu erreichen, verbessern wir stetig unsere gesamten Prozesse und erweitern unser Produktsortiment regelmäßig. Neben einem hohen Maß an Knowhow steht auch modernste Technik im Fokus – Qualitätsdruck made in Germany. Die hochwertigen Printprodukte werden im innovativen High-Tech-Maschinenpark im Digitaldruck sowie in höchster Offsetdruckqualität hergestellt.

Im Mittelpunkt aller unternehmerischen Tätigkeiten steht die Zufriedenheit und der Erfolg unserer Kunden. Uns ist wichtig, dass unsere Kunden trotz gewisser Anonymität des Internets von persönlicher Beratung an unserer Hotline und im Social Media-Bereich profitieren. Wir legen viel Wert auf faires Reklamationsmanagement und die permanente Qualitätssicherung unserer Produkte und Dienstleistungen.

WIRmachenDRUCK.de hat eine der größten Druckvorstufen der Branche. Kein Druckerzeugnis wird gedruckt, ohne vorher von Menschaugen geprüft worden zu sein. Ausgebildete Druck- und Medienfachleute sorgen dafür, dass die Drucksachen der Kunden unser Haus in bester Qualität verlassen.



Firmengebäude WIRmachenDRUCK GmbH

Unser Logo – unser Firmengebäude – CMYK-Farbräume

Uns wird nichts zu bunt: Das gilt für die kreative Umsetzung unserer Druckaufträge gleichermaßen wie für unseren Firmensitz. Denn das Firmengebäude hat einen frischen Anstrich erhalten und dabei jede Menge Farbe abbekommen – und zwar die vier Farbkomponenten, die beim modernen Vierfarbdruck die Grundlage des CMYK-Farbmodells bilden. Die Abkürzung CMYK steht für die Farbbestandteile Cyan, Magenta, Yellow und den Schwarzanteil Key als Farbtiefe, die entsprechend gemischt werden, um Farbtöne exakt zu beschreiben. Auch das Logo von WIRmachenDRUCK ist ein Farbtupfer in CMYK. Wir spielen unsere Farbe aus!

WIRmachenDRUCK – gestern, heute und morgen

Die WIRmachenDRUCK GmbH ist ein junges, dynamisches Unternehmen, das im Jahr 2008 durch die Brüder Johannes Voetter und Samuel Voetter gegründet wurde. Heute erzielt WIRmachenDRUCK mit Lieferungen in 17 europäische Länder große Erfolge und ist eine der europaweit führenden Online-Druckereien.

Im Internet hat die renommierte Online-Druckerei WIRmachenDRUCK.de bereits ihren festen Platz. Einen neuen Firmensitz hat die Hauptverwaltung des Unternehmens erst 2013 bezogen. Denn die über 100 Mitarbeiter der Verwaltung benötigten mehr Platz. Seitdem ist WIRmachenDRUCK.de im eigenen, größeren Firmendomizil in Backnang-Waldrems „online“. Darüber hinaus wird das Unternehmen auch künftig konsequent seine Produktionskapazitäten erhöhen und weiter in einen hochmodernen Maschinenpark investieren.

Weitere Informationen unter www.wir-machen-druck.de



Voodoo-Masken

Dr. Karsten Beuchert

Darf ich sie jetzt endlich anprobieren?“
Ramons Tonfall war quengelig, als er auffordernd in die Runde blickte.

Katie sah ihren Freund Pete die Augen verdrehen. So, wie sie ihn kannte, bedauerte er gerade sehr, dass er keinen Grund mehr hatte, Ramons Ansinnen zu verwehren. Aber die Ergebnisse der Untersuchung lagen vor. Die merkwürdige Maske war wie die anderen sorgfältig photographisch dokumentiert und per Laserabtastung genauestens vermessen worden. Auch das Ergebnis der gentechnischen Analyse der verwendeten tierischen Materiali-

en sowie der verbliebenen Spuren ihrer früheren Träger war heute eingetroffen. Und auch wenn die gesammelten Informationen alles andere als leicht verständlich oder gut interpretierbar waren – Ramon konnte jetzt eigentlich nichts mehr durcheinanderbringen oder gar kaputtmachen. Also schloss sich Pete widerstrebend dem Nicken und der Zustimmung der anderen an. Katie atmete auf. Sie hatte noch mehr Spannung zwischen den beiden befürchtet.

Eine ganze Weile probierte Ramon herum, ehe er genervt aufgab.

„Sie passt nicht!“, konstatierte er frustriert.

„Das hätten wir dir auch gleich sagen können“, schoss es Katie durch den Kopf, und sie wusste, dass Pete den gleichen Gedanken hatte. Zum Glück holte er nur tief Luft, schwieg aber.

Das war am heutigen Morgen gewesen. Während Katie im Schaukelstuhl auf der Veranda des alten Holzhauses saß und in Richtung der nahe Sümpfe und Wälder blickte, war ihr diese Szene vor dem inneren Auge wieder lebendig geworden. Vor ein paar Stunden war Ramon dann, wie er es vormittags angekündigt hatte, mit einem Kumpel in die Sümpfe aufgebrochen. Der Tag neigte sich dem Ende zu, die rötlich-rosige Dämmerung kroch über den Horizont und ließ die auch heutzutage noch unheimlichen Morastgebiete fast romantisch erscheinen, und die beiden waren noch nicht zurück. Auch nicht mehr erreichbar. Suzanne, Ramons Schwester, hatte versucht zu beruhigen: Wahrscheinlich war dem Tollpatsch Ramon bloß das Handy ins Moor gefallen. Eine Weile hatte diese Vorstellung ausgereicht, und tatsächlich war Suzanne noch in angeregter Unterhaltung mit Pete und Thelma im Haus vertieft. Sie kannte ihren Bruder und machte sich nicht so schnell Sorgen um ihn. Anders Katie. Und das, obwohl auch sie keine übermäßig großen Sympathien für Ramon hegte. Aber er war Teil ihres Teams, die Dunkelheit brach herein, und er war noch nicht zurück. Katie schaukelte in ihrem Stuhl und spürte, wie sich das unwohle Gefühl in ihr ausbreitete. Dabei hatte alles vor ein paar Wochen so sorgenfrei angefangen ...

Zuerst erfuhren sie von der Ausschreibung, als Katie mit Pete bei einem Burger saß, zwischen ihnen die aktuelle Ausgabe einer der interessanteren Regionalzeitungen. Die Ankündigung einer Serie über die Zunahme von Wetteranomalien in den südlichen U.S.A. hatte sie ausnahmsweise ein Exemplar kaufen lassen – fanden sie doch Printmedien eigentlich hoffnungslos altmodisch. An der Ausschreibung auf der zweiten Seite blieben sie hängen: Die fortwährenden Naturkatastrophen hatten die Zeitung das Thema „Heimat“ entdecken lassen, und so wurde ein Preis für kreative „Nachwuchsjournalisten“ ausgelobt, die den besten Artikel über ein spannendes Thema der hiesigen Historie schreiben würden.

Ein paar Tage später fanden sie den Aushang in ihrer Uni. Die lokale Fakultät für Geschichte schien die Ausschreibung für Werbezwecke gegen zurückgehende Studentenzahlen nutzen zu wollen und setzte noch eins drauf, indem sie versprach, den gleichen Preisgeldbetrag zusätzlich zu spendieren, wenn der Siegerartikel von einem gemeinsamen Team von Uni-Studenten und zeitnahen Schulabgängern verfasst würde.

Damit war die Sache ausgemacht. Was sie neben Mitstreitern aus der Schule noch brauchten, war ein spannendes Thema.

„Was hältst du von Voodoo? Immerhin sind wir hier in Louisiana ...?“, stellte Katie, die angehende Soziologin, das erste in den Raum, das ihr einfiel. „Voodoo?“, fragte Pete, der Physik studierte, stirnrunzelnd nach. Einen Moment ging er in sich, ohne dass ihm etwas Geeigneteres einfiel. Immerhin war Louisiana nicht eben berühmt für herausragende Erkenntnisse in den Avantgarde-Richtungen der Naturwissenschaften.

„Na gut, dann eben Voodoo.“

Der Startschuss war gefallen.

Parallel begannen sie heimatkundliche Museen und vor sich hin verstaubende Bibliotheken aufzusuchen sowie Anzeigen im Uni-Intranet und diversen Anzeigenforen zu schalten. Sogar für Aushänge an den Fakultäten und umliegenden Schulen waren sie sich nicht zu schade. Zuweilen mochte Papier noch nützlich sein, und was sie für das volle Preisgeld noch brauchten, waren Schüler im Team.

Zunächst entwickelte sich das Projekt schleppend. „Voodoo“ schien nur noch für wenige Leute ein Thema zu sein – entweder es interessierte sie schlicht und einfach nicht, oder sie wollten sich nicht damit beschäftigen. Die wenigen, die sich auf ihre Anzeigen meldeten, waren allesamt nur auf leicht verdientes Preisgeld aus, und vielleicht noch auf ein bisschen Spaß und Sensation, und kamen somit nicht in Frage. Aus den Schulen meldete sich niemand. Selbst die Unterstützung von Bibliothekaren und Museumsangestellten fiel eher mager aus. Objekte verwahren schien hier angesagt, nicht erforschen. Außer, natürlich, die Anfragen wären offiziell von einer etablierten und vielleicht sogar namhaften Fakultät gekommen – aber von fachfremden Studenten, die sich ein Privatvergnügen leisteten ...

Eines Abends wurde Katie dann auf einer Studentenparty von Ramon angegraben, zwar nett, aber eher ungeschickt. Die Sache war auch schnell erledigt, als Katie klarstellte, dass sie mit Pete zusammen war. So, wie Ramon gerade dabei war, den Anlauf für einen dritten Studiengang – alle drei völlig unterschiedlich – zu schmeißen, so konnte er auch das Interesse an Katie schnell fallen lassen. Über Ramon lernten sie an diesem Abend allerdings auch seine Schwester Suzanne kennen. Irgendwie kamen sie auf das Projekt zu sprechen, und Suzanne als Ethnologin in spe war sofort Feuer und Flamme. Leider mussten sie mit diesem wertvollen Zugewinn auch die „Mitarbeit“ von Ramon in Kauf nehmen, da Suzanne ein bisschen neurotisch glaubte, für ihren kleinen Bruder verantwortlich zu sein. Es war deutlich ersichtlich, wie wenig dieser Aspekt Pete gefiel. Jedoch, mit einer abgewandten Grimasse, die nur Katie erahnte, akzeptierte er die Sachlage. Und immer noch fehlten die Schüler im studentischen Team.

Ein paar Tage und einige desillusionierende Bibliotheksbesuche später standen sie kurz davor, nur das ursprüngliche Preisgeld zu akzeptieren – oder ganz aufzugeben, da auch Suzannes Elan nach den erfolglosen Rechercherversuchen langsam verpuffte. Einer Eingebung folgend schlug Katie vor, die Aushänge in den Schulen nochmals zu überprüfen. Vielleicht hatten sie ja nur eine kurze Lebensdauer gehabt und müssten er-

neut aufgehängt werden ...

„Wenn du es machst ...“, murmelte Pete launisch, wobei er desinteressiert kaum aufblickte.

Suzanne nickte nur kurz, während sie die wenigen interessanten Informationen sichtete, die sie gefunden hatten. Ramon war sowieso mit etwas ganz anderem beschäftigt.

Also radelte Katie los und suchte einen nach dem anderen die Orte auf, an denen sie die Aushänge platziert hatten. Die meisten waren noch vorhanden, etliche zerrupft oder willkürlich beschmiert. Keine Notiz war in dem Gekrakel auszumachen, die Interesse angedeutet hätte. Frustriert begann Katie, die Aushänge abzunehmen. Kurz vor dem Ende ihrer Tour, in einer kleinen Schule in den Randbezirken der Stadt, wo sie sich fast schon keinen Sinn mehr ausgerechnet hatten, überhaupt noch hinzufahren, fand sie eine farbige junge Frau vor dem Aushang stehen. Punky, aber durchaus gepflegt, und ziemlich hübsch, nagte diese langsam an ihrer Unterlippe und schien wie in Trance. Irgendwie unansprechbar. Still stellte sich Katie neben sie, betrachtete sie und den Aushang und wartete auf ihr Auftauchen.

Nach einer Weile wandte die Teenieschönheit ihren Kopf zu Katie.

„Eigentlich wollte ich an das Thema nicht mehr erinnert werden“, lauteten ihre ersten Worte.

„Erinnert? Woran genau?“, fragte Katie nach, weil sie die mitschwingenden Gefühle in dieser Aussage nicht einordnen konnte.

„Wir kennen uns nicht. Ich weiß nicht, ob ich es erzählen möchte“, erwiderte die junge Farbige und kaute wieder auf ihrer Unterlippe.

Ohne genau zu wissen, wo es herkam, hatte Katie das Gefühl, dass es hier einen Schatz für das Projekt zu sichern galt.

„Hi, ich bin Katie“, sagte sie so erwartungslos wie möglich und streckte die Hand zur Begrüßung aus. „Ja, genau, die Katie“, ergänzte sie, als die junge Frau ihren Kopf fragend zum Aushang wandte.

Diese zögerte einen Moment, ehe sie die angebotene Hand annahm.

„Auch hi. Ich bin Thelma. Vielleicht sollte ich es dir doch erzählen. Ich lass es mir durch den Kopf gehen und melde mich.“

Zwei Tage später rief Thelma an und war dabei. Und mit ihr die persönli-

chen Themen, die dem Projekt eine ganz andere Dimension als die akademische Neugier und das regionale Heimatinteresse hinzufügten.

Sie trafen sich zum Brunch, und es dauerte fast einen Tag, bis sie Bruchstück um Bruchstück eine zusammenhängende Geschichte aus Thelma herausbekommen hatten. Eigentlich taute sie erst ein bisschen auf, als Ramon mit einem seiner vielen Kumpel zu irgendeiner Sportveranstaltung abgezogen war, nachdem er vorher nur durch mal naive, mal spöttische Anmerkungen und Einwürfe gegläntzt hatte.

„Was wollt ihr denn mit dem?“, fragte sie ein bisschen konsterniert, als die beiden verschwunden waren.

„Er ist mein Bruder“, antwortete Suzanne in einem Tonfall, der keine weiteren Fragen offen ließ.

Schließlich war es eine zusammenhängende, aber höchst seltsame Geschichte, die zumindest den Frauen, Katie und Suzanne, Gruselschauer über die Rücken laufen ließ. Pete versuchte sich eine Weile in rationaler Deutung des Gehörten, jedoch ergebnislos.

Thelmas Urgroßmutter und deren Schwester waren Priesterinnen in einem lokalen Voodoo-Kult in einer nahe gelegenen Gemeinde von kleinen Ortschaften gewesen. Über ihnen hätten nur noch zwei mächtige Schamanen gestanden, die niemand jemals außerhalb der Rituale oder ohne ihre Priestergewänder gesehen hatte. Nichts war über diese bekannt – außer den Gewändern und den Masken, die sie üblicherweise trugen, und dem merkwürdig zischelnden Beiklang bei ihren gemurmelten Beschwörungen. Über diesen Kult waren hinter vorgehaltener Hand die üblichen Verdächtigungen von schwarzmagischen Ritualen und Opfertagen ausgetauscht worden, die angeblich auch Ermordung von Menschen umfasst haben sollten – möglicherweise sogar kannibalische Handlungen.

Obwohl Jungfräulichkeit zu den Anforderungen der Priesterinnenschaft gehört hatte, war die Schwester von einem Unbekannten schwanger geworden. Weder über die Person des Vaters noch über die Umstände der Zeugung konnte – oder wollte – sie genauere Angaben machen. Möglicherweise war es aber auch in Trance während eines Rituals geschehen, sodass sie tatsächlich keine Erinnerung daran hatte. Anscheinend hatten

die Anführer hierin jedoch keinen Regelbruch gesehen, sodass sie weiter an den Zeremonien teilnehmen durfte. Im Gegenteil – nach Bekanntwerden der Schwangerschaft nahm die Schwester eine immer wichtigere Position ein, sodass Thelmas Urgroßmutter ein wenig ins Abseits gedrängt wurde.

Statt sich jedoch zur Geburt in ein Krankenhaus oder wenigstens unter Aufsicht einer kundigen Hebamme zu begeben, hatte die Schwester sich direkt vor der Niederkunft in die unwirtlichen Sümpfe zurückgezogen. Kurze Zeit später hatte ein ausgesandter Suchtrupp aus Kultanhängern ihren aufgebrochenen Leichnam entdeckt, der dem Vernehmen nach wirkte, als wäre er von einer Art Schlupfwespe ausgehöhlt worden – und von ihrem neugeborenen Kind hatte jede Spur gefehlt.

Einige aus der Gefolgschaft schienen durch dieses Ereignis aufgeweckt worden zu sein. Nachdem es ihre Schwester das Leben gekostet hatte, war auch Thelmas Urgroßmutter zu Voodoo auf Abstand gegangen und hatte anschließend ein fast bürgerliches Leben geführt – jedoch bis zu ihrem zum Glück natürlichen Tod in stetiger fast paranoider Angst, über deren Gründe sie sich nicht äußern wollte.

Die Nachricht von dem Leichenfund sickerte durch und zog immer größere Kreise. Obwohl Farbige in Louisiana zu jener Zeit nur nominell über die gleichen Rechte verfügten wie Weiße, war ein solcher Todesfall für die lokale Justiz denn doch zu viel, um ihn zu ignorieren. Der Sheriff trommelte einige Männer zusammen und begab sich mit diesen in die Sümpfe, um Jagd auf den vermeintlichen Mörder zu machen. Völlig verstört waren die Männer zurückgekommen, ohne den Täter gefunden zu haben – aber mit dem Bericht, dass sie eine Art aufrecht gehenden Alligator aufgespürt hatten und von diesem angegriffen worden seien. Sie hatten ihn zwar mit gezielten Gewehrschüssen vertreiben können, sodass er vermutlich waidwund in den Sümpfen untergetaucht war. Allein, auch den Kadaver des Alligators hatten sie im Nachhinein nicht auffinden können ... Lediglich eine im Schilf verfangene Voodoo-Maske war ihnen in die Finger gefallen, welche sie ohne größere Nachforschung dem offenkundig gewordenen lokalen Kult zuordneten.

An diesem Punkt war Thelmas Geschichte beendet und das ungläubige

Erstaunen auf den Gesichtern ihrer Zuhörer unübersehbar. Schweigend holte Thelma einige vergilbte Papierstücke aus ihrer Handtasche und breitete diese vor dem Projektteam aus. Bei genauerer Betrachtung stellten sie sich als kurze Artikel der lokalen Zeitung in der Gemeinde von Thelmas Urgroßmutter heraus, die mit eher nüchternen und zurückhaltenden Worten vom Tod der Schwester und der Schilderung des Sheriffs und seiner Männer berichteten, und nur ein einziges Bild zeigten – ein unscharfes Foto der gefundenen Maske. Und damit immerhin ein paar essenzielle Details von Thelmas Erzählung bestätigten.

An diesem Punkt zauberte Thelma einen weiteren, aber einige Jahrzehnte neueren Artikel der gleichen Zeitung aus der Tasche und legte ihn neben die anderen. Gebannt starrte die Gruppe auf das vor ihnen liegende Papier.

„Ist sie es?“, brachte schließlich Pete hervor.

„Ich denke, ja“, erwiderte Thelma mit seltsam belegter Stimme.

Das Foto im neuen Artikel zeigte einen neu eingerichteten Ausstellungsraum im Heimatmuseum der Gemeinde. Der Text berichtete von Relikten eines lokalen Voodoo-Kultes, die beim Abriss sumpfnaher Häuser und Ruinen gefunden worden waren, vor 100 Jahren ein verfeimter Gemeindeteil, seit mindestens einer Generation verlassen. An der Wand des Museums hing unübersehbar die Maske, die dem alten Artikel eine Art Gesicht gegeben hatte.

„Ich schätze, dass sie nicht mehr wissen, dass sie die Maske schon einmal in ihrer Zeitung hatten“, fuhr Thelma fort.

Es war deutlich zu erkennen, dass ihr noch etwas auf der Zunge lag und ausgesprochen werden wollte.

„Ein Haus des Dorfes wurde nicht abgerissen, weil die Erbin und damit heutige Besitzerin ermittelt werden konnte und ihre Zustimmung verweigert hat.“

Erneut schwieg sie, doch die Spannung der anderen nötigte sie, alles auszusprechen.

„Es ist Teil meines Familienerbes. Bis vor kurzem wollte ich es verges-

sen. Jetzt will ich wissen, was damals passiert ist!“, schloss sie ihren Bericht kaum hörbar ab.

Die Energie von Thelmas Erkenntniswillen und die versammelte Kompetenz der ethnologischen, soziologischen und physikalischen Fakultäten der nahen Universitätsstadt überzeugten den provinziellen Museumswärter von der Wichtigkeit der geplanten genealogischen Studien. Sie konnten es kaum fassen, aber er überließ ihnen die verdächtige Maske sowie zwei sehr unterschiedliche Vergleichsmasken zur Untersuchung für eine Woche, unter der Bedingung, dass alle Ergebnisse der Studien auch dem Museum zur Verfügung gestellt werden müssten. Vermissten würde die Masken niemand – es kam sowieso kaum jemand in die Ausstellung, und alle, die wirklich neugierig gewesen waren, hatten die Maske in den Monaten nach dem Fund ausgiebig betrachten können.

Fast gleichzeitig mit der Übergabe der Masken begann Ramons nervige Forderung, sie aufsetzen und anprobieren zu wollen. Es bedurfte Petes gesamter Überzeugungskraft und einer guten Portion ärgerlicher Strenge – was ihm bei Ramon nicht so schwer fiel wie bei anderen –, um durchzusetzen, dass dies keine wissenschaftliche Vorgehensweise wäre. Immerhin wollten sie die Masken tatsächlich sorgfältig untersuchen lassen. Zusammengekommen hatten sie genügend Kontakte im akademischen Umfeld – hier ein Biologie-Doktorand, der zu Übungszwecken eine genetische Analyse durchführen konnte, dort ein Physik-Laborant, der in der Lage war, den Laser-Abtaster seiner Arbeitsgruppe und das zugehörige bildgebende Programm zu bedienen.

Rechtzeitig zum Rückgabedatum der Masken lagen die Daten vor. Und hätten verwirrender nicht sein können. Die genetische Analyse der Vergleichsmasken zeigte relativ klar verschiedene menschliche und tierische Signaturen – was aufgrund der Mischung unterschiedlicher tierischer Materialien bei der Herstellung und Hautabrieb von vermutlich etlichen Trägern über die Jahrzehnte nur erwartungsgemäß war. Die Maske des Priesters zeigte

allerdings deutlich zusätzliche Signaturen, welche die menschlichen und tierischen Spuren überlagerten. Betroffen schauten sie sich an. Wenn ihnen kein Fehler unterlaufen war, hatten sie Genmaterial gefunden, das sie keiner irdischen Spezies zuordnen konnten. In analoger Weise ergab die Ausmessung der Innenstruktur der Vergleichsmasken ziemlich deutlich, dass sie zum Aufsetzen auf menschliche Schädel gefertigt worden waren, während die Rekonstruktion der Schädelform des Priesters, so undeutlich sie war und nur sein konnte – nicht wirklich einen Alligatorschädel zeigte, aber unzweifelhaft etwas Reptilienartiges hatte. Sie alle schwiegen erschauernd.

Nicht wirklich alle ...

„Darf ich sie jetzt endlich ausprobieren?“, quengelte Ramon in die Stille und brach den Bann.

Katie war bei den ganzen Erinnerungen eingedöst, hatte aufgehört zu schaukeln und sich stattdessen an das Kissen in der Ecke des Stuhls gekuschelt. Die Dämmerung war vergangen, die Nacht hereingebrochen. Die vor Jahrzehnten dilettantisch eingerichtete Elektrifizierung spendete auch über die frisch hineingedrehten Glühlampen nur funzeliges Licht. Suzanne kam heraus auf die Veranda, blickte mit inzwischen deutlicher Nervosität in die Nacht und ließ Katie wieder aufschrecken. Unangenehme und sorgenvolle Bilder breiteten sich in Katies Gedanken aus, während das mulmige Gefühl in der Magengegend bedrohliche Ausmaße annahm. Hatte es einen Grund, dass genau das Sumpfland hier hinter dem Haus mehrfach zur Brachlegung und Bebauung freigegeben werden sollte, aber nie einen Interessenten gefunden hatte? Ihr schläfriges Gehirn überlagerte die Bilder der Artikel mit den Ikonographien der Neuzeit, die damals weder den Voodoo-Anhängern noch dem Sheriff zu Gebote standen hatten – aufrecht laufende Alligatoren waren Unsinn, aber hatte das Computerbild des Maskenträgers nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit den durchaus intelligenten Raptoren aus ‚Jurassic Park‘? Und hatte das plötzlich vor ihrem inneren Auge auftauchende Bild des aus dem Raumfahrer hervorbrechenden Aliens irgendetwas mit der Schwester von

Thelmas Urgroßmutter zu tun? Und nicht zuletzt – der Suchtrupp hatte auf einen „Alligator“ geschossen. Es hatte aber zwei Hohepriester gegeben ...

Draußen vor dem Haus, vor der Veranda, war Nacht in den Sümpfen – und in ihnen Ramon und sein Kumpel, die immer noch nicht zurück waren.



Kurzvita

Dr. Karsten Beuchert

1965 in Bad Schwalbach geboren, in Werther bei Bielefeld aufgewachsen, humanistisches Gymnasium in Wiesbaden, Studium der (Teilchen-)Physik in Mainz und Bochum, wohnt aktuell in München. Das Schreiben ergab sich bereits im Alter von 18 Jahren als innere systemische Notwendigkeit, die bis heute fortbesteht. Bei deutlicher Vorliebe für Fantastik (Science-Fiction, Horror, Fantasy, Surrealismus, Grotesken) lässt er sich gerne auch zu anderen Genres verführen. In den 90ern aktiv bei der Gruppe »Schreibhaus« in Bochum, seit 2008 beim Münchner »REALTRAUM«. Veröffentlichungen von Kurzgeschichten in diversen Anthologien – Veröffentlichungslisten sind unter www.realtraum-muenchen.de/mitglieder/literatur/karsten-beuchert/ zu finden. Beschäftigt sich aktuell neben dem Brötchenerwerb in der IT mit spiraldynamischer Bewusstseinsentwicklung und verwandten Themen.



Das Meisterwerk

Ramona Ky

Priscilla stand unter der Dusche. Heiß und dampfend rann das Wasser über ihr Gesicht, ihren Körper hinunter, der sich langsam entspannte. Sie hatte ihre Augen geschlossen und ihre am Morgen aufwendig aufgetragene Schminke zerfloss unter ihrem abendlichen Ritual. Sie hätte ewig so dastehen können. Langsam hob sie den Arm und strich sich übers Gesicht bis nach hinten in ihr langes dunkles Haar, das sich zu einem dicken Strang voll Wasser verbunden hatte. Sie atmete genüsslich durch den Mund aus und pustete das Wasser von ihren Lippen. Endlich wieder zuhause. Der Tag war wieder hart gewesen. Jeden Morgen nahm sie sich

vor, dass es diesen Tag besser laufen würde. Priscilla war Gerichtsmedizinerin. Keine von diesen Lebensrettern. Für sie blieben nur noch die Leichen. Lagen sie auf Priscillas kaltem Stahl, war die Sache schon gelaufen. Sie stützte sich mit einer Hand an der Duschwand aus Milchglas ab. Blind vom Wasserstrahl zeichnete sie mit dem linken Zeigefinger die Formen der Wassertropfen in der Scheibe nach, die in das angelaufene Glas geprägt waren. Und dann war wieder dieser Punkt erreicht, an dem sie wusste, dass es vorbei war mit der Entspannung. Dass sie eben nicht ewig hier stehen konnte. Wie jeden Tag war der einzige Moment der Entspannung in ihrem Leben abgewürgt. Sie fragte sich immer wieder aufs Neue, wann dieser Punkt am Abend unter der Dusche erreicht wurde. War es das Spiel mit den Wassertropfen in der Duschwand? Das Ausatmen durch den Mund? Oder instinktiv der 2000ste Liter, der sich über sie in den Abfluss ergoss? Wie jeden Tag nahm sie ein uraltes, flauschiges Handtuch von der Heizung. Sie liebte, wie der warme Frotteestoff ihren feuchten Körper umschloss, wie eine Umarmung, die sie nicht bekam. Bedacht trat sie auf ein Handtuch vor der Dusche. Nicht ausrutschen. Nichts stellte sich Priscilla schlimmer vor, als hier in diesem abgelegenen Häuschen verletzt und unfähig, sich zu bewegen, dazuliegen. Nicht, weil sie Angst hatte, sie könne nicht schnell genug gerettet werden, um ihre Schmerzen zu kurieren. Sie hatte Angst, gefunden zu werden. Dass jemand in ihr Haus kam. Und es sehen könnte.

Priscilla lebte nicht immer allein. Sie war in diese Gegend gezogen, um mit ihrer großen Liebe zusammen zu sein. Jetzt lebte sie in diesem Haus, am Waldrand, voll von Erinnerungen. Voll von Stille und Dunkelheit, die sie jeden Tag aufs Neue aus seinem Inneren vertreiben musste, wenn sie von ihrem Job aus der Stadt kam. Sie hatte überall Bewegungsmelder angebracht, die in stürmischen Nächten auch einfach so reagierten und sie verunsicherten. Auch heute war so ein stürmischer Abend und für die Nacht hatten sie weitere stürmische Böen gemeldet. Priscilla lauschte dem gewohnten Geräusch des Nachrichtenkanals im Fernsehen, der wie ihre Lichtquellen ständig angeschaltet war. Sie mochte weder Stille noch Dunkelheit. Für sie waren sie die Gestaltwerdung von Einsamkeit und sie

wollte nicht einsam sein. Bedächtig trocknete sie sich ab. Sie war müde. Die Fahrt hier raus war jedes Mal weit und anstrengend, weil sie sich immer bemühen musste, nicht einzuschlafen. Auf ihrem stummen, geraden Weg aus der Stadt durch den Wald, der dunkel ihren Weg säumte. Sie hatte das Haus verkaufen wollen. Abschließen. Neu anfangen. Wie so oft in ihrem Leben. Doch sie konnte sich nicht von ihm trennen. Von ihm und der Erinnerung. Nicht, wie er sich von ihr getrennt hatte. Kurz und schmerzhaft. Nach dem Essen. In der Küche. Der Wind bäumte sich auf und drückte gegen das Badfenster. Er Pfiff und grollte über das Haus, das ihm im Wege stand. Draußen bewegte sich ein Schatten. Priscilla zog sich an. Yogahose und weißes Top. Wie jeden Tag. Sie war ein fanatischer Gewohnheitsmensch. Sie hasste es, etwas anders zu tun. Sie liebte ihre Struktur. Ihre Monotonie, die ihr Halt gab und sie davor bewahrte abzurutschen. In ihrem Leben zu entgleiten und nicht mehr aufstehen zu können. Entblößt und einsam. Obwohl sie augenscheinlich allein war, hatte sie die Badezimmertüre immer hinter sich geschlossen. So als könnte jeden Moment jemand vor dieser Türe auftauchen, dem sie zeigen wollte, dass sie nicht gestört werden wollte. Oder verschloss sie die Tür nur, um den lieblosen, leeren Raum hinter dieser Tür nicht sehen zu müssen? Sie verhielt sich, als wäre da draußen jemand, vor dem sie ihre Intimität bewahren musste. Als wäre sie nicht so einsam. Verlassen. Ungeliebt. Der Wind erhob sich erneut. Die merkwürdige Zerrissenheit zwischen Schauer und Geborgenheit legte sich über ihre Schultern und sie ging die Stufen hinunter in das offen gestaltete Wohnzimmer mit angrenzender Kochinsel. Im Vorbeigehen hörte sie, wie sich die Folie auf den Stufen zu ihrer Haustüre unter den Böen des Windes zischend aufbäumte und zu zerreißen drohte. Teuer war es gewesen. Das Häuschen im Grünen. Das war es zumindest früher für sie gewesen. Jetzt war es das Haus in der Dunkelheit. Ein kurzer Anflug von Gänsehaut erfasste sie, bei dem Gedanken, dass sie ganz alleine hier war. Doch sie war ja nicht allein. Priscilla vermied es immer, zum Fenster zu sehen, sobald es dunkel war. Wenn die Bewegungsmelder auf nichts reagierten, konnte da draußen schließlich auch nichts sein. Und was wollte sie schon anderes betrachten, als die weite Dunkelheit, die hinter diesen Scheiben begann?

Sie ging zum Kühlschrank.

„... werden noch immer vermisst.“ Drang es aus dem Fernseher an ihre Ohren. Sie wandte sich, den Griff des großen, geöffneten Kühlschranks in der Hand zu ihrem überdimensionalen Flachbildfernseher um. Ihr noch feuchtes Haar strich über ihre warme Schulter, an der kühle Tropfen aus ihrem Haar bis in den Stoff des hellen Tops rannen. Eigentlich war sie gar nicht hungrig. Ihr Appetit hatte sich mit ihrer Lebensfreude verabschiedet. Beide hingen an Peter, hinter dem Schleier der Vergangenheit verschwunden, den sie, den Rücken der Zukunft zugewandt, jeden Tag anstarrte. In der Hoffnung er könne sich noch einmal für sie öffnen und ihr ihr Leben zurückgeben. Oder war es der ständige Geruch von Formaldehyd, den sie in der Nase hatte, der ihr den Hunger nahm? Sie war so glücklich gewesen. Strahlend schön und unbeschwert. Die Freude auf den Nachmittag mit ihm, hatte sie durch ihre trostlose Arbeit getragen und sie in einen sanften Schleier aus Lächeln gehüllt – umgeben von Spuren aus Tod und Gewalt.

„Die Polizei hofft auf Hinweise aus der Bevölkerung.“ Scheiße! Wo war die Fernbedienung? War ihr Alltag nicht schon trostlos genug? Musste sie es nun auch noch im Fernsehen hören? Sie schloss den Kühlschrank und ging zielstrebig auf den Tisch im Wohnzimmer zu. Wo war das blöde Ding? Sie fand sie auf dem Boden beim Ohrensessel, in dem sie nie saß. Jeden Abend lag sie zu seinen Füßen und schlief dort ein. Unwillkürlich musste sie zum Fenster sehen. Sie hatte nicht bemerkt, dass sich der Bewegungsmelder angeschaltet hatte. Sie erstarrte. Da stand jemand und sah sie an. Der Wind erfasste seine Kleidung und er wurde leicht nach vorne gedrückt. Die Hände in den Hosentaschen, stierte er an ihr vorbei auf den Ohrensessel. Er musste ihn gesehen haben. Sie wusste, was jetzt passieren würde. In stiller Einigung bewegten sich beide in Richtung Haustüre. Sie mussten aufeinander treffen. Er und sie. Auf dem Weg dorthin nahm sie wie selbstverständlich das große Küchenmesser von der Kochinsel. Sie musste auf Nummer sicher gehen. Sie ging durch den schwach beleuchteten Eingangsbereich zur Haustüre und öffnete diese, die linke Hand verkrampft um den Griff des scharfen Stahls ge-

legt. Sie öffnete die Türe. Langsam und voller Anspannung. Noch bevor er ein Wort sagen konnte, stach sie dem Officer mit einem gezielten Stoß in die Kehle. Entsetzen zeichnete sich auf dessen Gesicht ab. Die Augen weit aufgerissen, den Kopf leicht nach hinten gelehnt, den Mund gurgelnd geöffnet, der sich schnell mit Blut füllte. Sie schob ihn kurz an, so dass er das Gleichgewicht verlor und rücklings hinten überfiel, das Messer aus seinem Hals ragend, auf die mit Folie überzogenen Stufen ihres Eingangs. Er prustete und keuchte ein letztes Mal, wie die anderen, über den Stahl hinweg. Sie ließ ihn dort liegen. Er musste noch ausbluten. Sein Fahrzeug musste sie nachher noch an den nahegelegenen See fahren, um ihn dort auf ewig mit dem schwarzen Wasser zu vereinen. Allesamt. Alle innerhalb einer Woche versenkt. Sie bargen alle ihr dunkles Geheimnis. Ihre Officers im Kofferraum. Die Peilsender aus den Fahrzeugen nahm sie am nächsten Tag mit in die Stadt und warf diese beliebig aus dem Fenster. Sie konnte nicht zulassen, dass sie ihn ihr wegnahmen. Sie durchquerte die Küche hin zum Wohnzimmer und setzte sich am Ohrensessel zu seinen starren Füßen. Zärtlich legte sie ihre Hand auf seinen kalten Oberschenkel in den schlanken Jeans. Liebevoll sah sie auf, in sein Gesicht mit den starren, falschen Augen, die sie ihm eingesetzt hatte und die seitdem unverwandt auf die Mattscheibe sahen. Keiner durfte ihr ihren Peter wegnehmen. Keiner. Er war ihr Meisterwerk. Ihr Liebling. Der strenge Geruch nach Formaldehyd umgab sie. Entspannt legte sie ihren Kopf an die Armlehne des Sessels und sah fern. Private Practice. Das war ihrer beider Lieblingsserie. Geistesabwesend zupfte sie an ihrem blutbespritzten weißen Top. Der Wind erhob sich erneut zu einem lauten Stöhnen. Draußen lag der Officer, alle Viere von sich gestreckt. Sein Blut floss tiefrot über die Folie, an der der Wind riss. Eine weitere Böe ergriff seinen leblosen Körper und trug sein Entsetzen mit sich. Dann erlosch das Licht des Bewegungsmelders und Dunkelheit ergoss sich über seinen Leichnam.

Kurzvita

Ramona Ky

Ramona Ky, geboren 1989 in Würzburg, Unterfranken.
Allgemeine Hochschulreife 2009, Studium Finanz- und Steuerwesen an der
FHVR Herrsching/Kaufbeuren. Arbeitet seit 2013 als Industriekauffrau in
Augsburg.

Interessen: Fotografie, Malerei, Zeichnen, Schreiben.





Eiszeit

Jürgen Kögel

Woher kam diese Kälte. Paul Hilpert fror mitten im Sommer. Sein Auto hatte er am Rand des Waldes abgestellt und war losgegangen, war bereits eine Weile unterwegs, ohne Ziel, wusste, das war gut, das war es, was ihm half. Er kannte die Gegend nicht, sie war ihm gleichgültig, er wollte da weg, wo er zu Hause war, wollte unterwegs sein, sonst nichts. Der Gasthof, in dem er sich einquartiert hatte, war ihm gleichgültig. Die Wirtin war nett und aufmerksam gewesen, aber es war nicht wichtig. Er selbst war nett gewesen, er wusste nicht, warum.

Jetzt war er im leichten Sommerjackett unterwegs im Wald und

fror und dachte, was geschieht hier, wo bin ich, liegt es an mir oder ist es in Wirklichkeit so kalt?

Hilpert blieb stehen und kramte seine Uhr mit der Temperaturanzeige aus dem Rucksack. Sie zeigte 8 Grad.

Was war das hier, ein Klimaloch? Oder war inzwischen die ganze Welt verrückt? Die Sonne schien, ein leichtes Gewölk zog am Himmel auf, die Blätter in den Bäumen waren fest und grün, und manchmal bewegten sie sich kurz und lautlos in einem schnellen, leichten Wind. Alles war wie immer im Sommer, aber es wurde immer kälter. Hilpert überlegte, was zu tun sei. Er dachte an Umkehren.

Doch was erwartete ihn da? Zum Auto zurück, zurück in den Gasthof, zurück nach Hause? Den gleichen Weg? Die gleichen Orte, denen er zu entrinnen suchte? Nein, kein Hotelzimmer, keine nette, aufmerksame Wirtin, bitte nicht, kein Daheim, das keins mehr war, nicht diese Wohnung, in der alles an seine Frau erinnerte, seine schöne geliebte Frau, die es nicht mehr gab.

Hilpert sah, dass der Baumbestand vor ihm auf dem Weg lichter wurde. Er sah Himmel zwischen den Stämmen und eine Wasserfläche. Am Ufer lag ein Boot halb im Wasser, der Bug war auf den Sand gezogen.

„Das muss heut noch aufs Trockene. Helfen Sie mir?“ Eine Stimme, jählings, ganz nahe. Hilperths Herzschlag setzte einen Moment lang aus. Er schaute sich um. Ein Mann stand da, keine zehn Schritte entfernt.

„Es könnte festfrieren“, sagte er, „wäre dumm.“

„Es ist Sommer“, sagte Hilpert.

„Wir haben das hier manchmal, müssen wohl immer öfter damit rechnen.“

„Sie haben mir einen schönen Schrecken eingejagt“, sagte Hilpert. „Leben Sie hier?“

„Ich lebe hier“, sagte der Mann. „Ich habe hier ein Haus.“

„Sie sagten: Wir.“

„Meine Frau und ich“, sagte der Mann. „Was ist mit Ihnen? Sie zittern ja.“

„Mir ist kalt“, sagte Hilpert, „das ist alles. Ich bin zu leicht ange-

zogen, hab mit solchen Temperaturen nicht gerechnet.“

„Kommen Sie“, sagte der Mann, „kommen Sie ins Haus!“

Das Haus war nicht klein, aber niedrig, vom Weg aus nicht zu sehen. Es stand zwischen halbhochem Gesträuch. Eine Umzäunung gab es nicht. Hilpert war verblüfft über die Inneneinrichtung, eine chromglänzende Küche, ein Kamin im Wohnzimmer, geflieste Fußböden, von denen Wärme ausging.

„Wie machen Sie das?“ fragte Hilpert. „Wie funktioniert das hier im Wald?“

Er erfuhr, dass sich unweit ein Forsthaus befand, von dort waren alle notwendigen Zuleitungen hierher verlegt worden.

„Sie haben ein Problem“, sagte der Mann. „Sie kommen nicht hier heraus, um sich nach meiner Energieversorgung zu erkundigen.“

„Mir geht es gut, sobald ich unterwegs bin“, sagte Hilpert, „ich habe kein Problem.“

„Wieso sind Sie hier unterwegs? Warum nicht woanders?“

Hilpert suchte nach einer Erklärung. Er fand keine. „Zufall“, sagte er, „Autoatlas und ein Name, der mir gefiel.“

„Was für ein Name?“

Hilpert hatte den Namen im Atlas gelesen, was war es denn gewesen, er wusste es gar nicht recht, Kreuzbruch, klingt irgendwie, wo kommt das her, wie kommt so was zu Stande, da fahr ich hin. So ungefähr. Ohne die ernsthafte Ambition, das auch herauszufinden.

„Glauben Sie das wirklich?“

„Was denken Sie denn?“

„Meinen Sie nicht, Sie haben hier etwas gesucht?“

Hilpert begann damit, die ganze Unternehmung in Gedanken noch einmal von vorne zu beginnen. Wo war er? Wohin war er geraten? Wann hatte er begonnen, diese Reise zu planen? Was war die Ursache, dass er sich hier an diesem Ort befand? Nichts, er konnte nichts entdecken, nichts Ungewöhnliches, kein Hinweis auf Fügungen, auf höhere Engel und Gewalten, die ihn in irgendeiner Weise bewegt und beeinflusst hätten. Nichts desto weniger war das alles dennoch verrückt genug. Und dieser

Mensch hier im Sessel gegenüber, er hatte zumindest ein warmes Haus, während draußen wahrscheinlich allmählich die ersten Schneeflocken fielen. Dieser Mann, dessen Namen er nicht einmal wusste, er tat so, als hätte er die ganze Zeit hier an seinem See gesessen und auf ihn, Hilpert, gewartet, um ihm Fragen zu stellen. Wahrscheinlich war es gänzlich egal, wer hier saß, wahrscheinlich hätte er jeden anderen die gleichen seltsamen Dinge gefragt.

„Sie leben hier mit Ihrer Frau“, sagte Hilpert. „Ist sie im Haus?“

„Ja“, sagte der Mann, „ich denke, Sie werden sie sehen“.

Es war wie verhext. Hilpert hätte das Gespräch gern ins Alltägliche gebracht. Der Mann aber war für Normales offenbar nicht zu haben.

„Erzählen Sie mir von Ihrer Frau“, sagte er. „Sie haben eine?“

„Meine Frau ist tot“, antwortete Hilpert.

„Sie ist tot?“ sagte der Mann. „Es tut mir leid.“

Hilpert überlegte, warum er dem Mann dies offenbart hatte. Es war etwas sehr Intimes, und er kannte diesen Menschen ja überhaupt nicht. Bekannten oder einem Freund gegenüber hatte er niemals etwas derartiges geäußert.

„Wie ist sie umgekommen?“ fragte der Mann.

„Ich habe sie getötet“, sagte Hilpert. „Ich habe sie sehr geliebt. Und als sie mich wegen eines anderen verlassen hat, habe ich sie umgebracht. Ich habe sie sterben lassen. Es war so am einfachsten.“

„Ist es das, weswegen Sie hier in dieser Einöde sind?“ fragte der Mann. „Sie wollen vergessen?“

„Ich will nicht vergessen“, sagte Hilpert, „ich will woanders sein, als ich bisher war.“

„Und?“ fragte der Mann. „Ist es Ihnen gelungen?“

„Es gelingt, wenn ich Ruhe habe“, sagte Hilpert. „Aber ich habe hier keine Ruhe.“

Der Mann stand vom Sessel auf und ging durch den Raum, blieb am Fenster stehen.

„Bleiben Sie sitzen!“ rief Hilpert, „Sie fragen und geben selber keine Erklärungen, hier ist keine Frau, obwohl Sie es sagen, hier bricht

mitten im Sommer der Winter aus, hier frieren die Boote im Juli im See fest. Ich sage Ihnen etwas. Ich denke, Ihre Frau ist genauso tot wie meine.“

„Nein“, sagte der Mann, „meine Frau lebt.“

„Und“, sagte Hilpert, „wo ist sie?“

„Ich habe das Gefühl, sie könnte jeden Moment zur Tür herein kommen.“

„Sie hatten mich um etwas gebeten“, sagte Hilpert. „Sollten wir nicht das Boot aus dem Wasser ziehen?“

„Ja“, sagte der Mann. Aber er blieb am Fenster stehen.

„Dieser Kälteeinbruch“, sagte Hilpert, „lässt sich das erklären?“

„Nun“, sagte der Mann, „hier rund um den See, das ist schon immer eine klimatische Problemzone gewesen. Aber heutzutage, das weiß ja inzwischen jeder, schlagen die Temperaturen zusätzlich Kapriolen. Wie ich Ihnen schon sagte, es passiert nicht zum ersten Mal.“

„Eine plausible Erklärung ist das nicht“, sagte Hilpert.

„Nein“, sagte der Mann, „die gibt es auch nicht. Aber erzählen Sie. Wie ist das, wenn man seine Frau umbringt? Was geschieht da mit einem?“

Hilpert schwieg eine Weile. „Ich muss Ihnen etwas gestehen“, begann er, „ich meinte das nicht wörtlich. Vor einem halben Jahr, am Neujahrstag, hat mich meine Frau verlassen. Es war eisig kalt, ich glaube, so wie heute. Sie sagte mir, sie habe einen Mann kennen gelernt, mit dem sie leben wolle. Sie ging, ohne ein Wort von mir abzuwarten und ohne sich umzuschauen. Ich habe sie in meinen Gedanken mit Messern und Pfeilen durchbohrt, mit Pistolenkugeln durchsiebt, es half nichts. Das Leben ist so auf den anderen ausgerichtet, du merkst es gar nicht. Du merkst es, wenn es anders wird. Mir wurde klar, dass es nichts in meinem Leben gegeben hatte, was nicht in irgendeiner Weise mit ihr verbunden war. Mir wurde klar, ich musste Dinge finden und tun, die nichts mit ihr zu tun hatten. Ich fing an, unterwegs zu sein. Das hatte ich vorher nie getan. Einmal im Jahr in den Urlaub, das war alles. Und nun beinahe an jedem Wochenende eine kleinere oder größere Unternehmung. Du bist nicht mehr dabei, dachte ich jedes Mal, wenn ich an sie dachte, und es ist gut so. Du brauchst nicht mehr dabei zu sein. Eines Tages geschah etwas Merkwürdiges. Es war während

eines Ausfluges zum Schlösschen Alt-Madlitz. Ich sah sie auf einer Bank im Park sitzen. Ich nahm an, dass sie es sei. Mein Herz fing laut an zu schlagen, und ich sagte bei mir selbst: Ich will nicht, dass du hier bist. Du sollst nicht leibhaftig sein. Es fängt an, mir gut zu gehen ohne dich. Bleib nicht länger am Leben! Stirb! Ich ging näher zu dieser Bank, und sah, da saß eine Fremde. Seitdem denke ich kein Du mehr. Ich denke an sie in der dritten Person.“

„Ich bin froh, dass Sie so offen zu mir reden“, sagte der Mann. „Ich muss Ihnen ebenfalls ein Geständnis machen. Wir haben ein ähnliches Schicksal. Auch meine Frau wollte mich verlassen. Doch ich ließ es nicht zu. Wir hatten eine unglaublich glückliche Zeit. Nichts deutete auf das hin, was dann vor ein paar Wochen geschah. Sie sagte eines Tages zu mir: Ich bleibe nicht bei dir. Ich gehe dahin zurück, woher ich gekommen bin. Ich suchte nach Worten, rang nach Luft, erklär mir doch bitte, sagte ich, und sie: Es gibt da nichts zu erklären. Sie stand in der Tür, mit der großen Tasche in der Hand, mit der sie vor Monaten gekommen war, drehte sich um und ging. Ich lief ihr nach, fasste sie beim Arm, voller Zorn und Verzweiflung, schrie sie an: Jetzt rede!, und sie sagte: Ich habe nicht gewusst, wie viel es wert war, mein Zuhause. Ich musste dich kennen lernen, um es zu begreifen. So einfach ist das. Können Sie sich vorstellen, was mit mir geschah in dem Augenblick?“

Hilpert schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht“, sagte er. „Ich ahne es.“

„Ich hätte nie im Leben geglaubt, dass ich zu so etwas fähig bin“, sagte der Mann. „Ich hatte plötzlich die Hände an ihrer Kehle. Können Sie mich verstehen?“

„Sie sagten, sie lebt“, sagte Hilpert.

„Ja“, sagte der Mann, „sie lebt. Das ist das Problem.“

„Und wo ist sie?“

„Ich habe sie getötet, aber sie ist nicht tot. Es war ein Befehl in meinem Kopf: Lass sie los! Lass sie los! Ddu bringst sie um. Aber ich bekam meine Hände da nicht mehr weg.“

Hilpert dachte, was erzählt der Mann da, um Himmels willen.

„Wir haben jetzt mehrere Optionen“, sagte der Mann. „Entweder Sie gehen weg und zeigen mich an. Was mir nicht unbedingt recht wäre. Oder Sie erschlagen mich. Oder ich erschlage Sie.“

„Und wenn ich weggehe und schweige?“ sagte Hilpert. „Aber was genau ist es denn, was ich verschweigen müsste?“

„Schauen Sie“, sagte der Mann, „Sie verstehen das einfach nicht. Jeden Tag vergewissere ich mich mehrere Male, dass sie tot ist, aber keine zehn Minuten später habe ich das Gefühl, sie bringt den Schlafraum in Ordnung oder macht das Badezimmer sauber oder hantiert in der Küche. Ich höre sogar die Geräusche, die sie dabei verursacht. Auch jetzt denke ich, sie kommt jeden Moment zur Tür herein mit einem Tablett, auf dem Kaffee und Kuchen stehen. Sagen Sie doch etwas!“

„Der äußere Tod bringt nichts. Wussten Sie das nicht? Sie hätten sie gehen lassen müssen. *In* Ihnen musste sie sterben.“

„Sie reden wie der Blinde von der Farbe“, sagte der Mann. „Glauben Sie, in so einem Augenblick denkt man über so etwas nach?“

„*Ich* habe so einen Augenblick auch erlebt.“

„Quatschen Sie nicht! Ihre Frau war weg, als Sie sie gern getötet hätten. Sie hatten die Chance nicht, es zu tun. Und nun spielen Sie hier den Moralphilosophen.“

Hilpert hatte genug. „Ich möchte gehen“, sagte er. „Haben Sie einen Mantel für mich?“

„Lassen Sie uns das Boot noch aus dem Wasser holen“, sagte der Mann. „Und vorher möchte ich Ihnen gern etwas zeigen.“

Sie gingen durch eine Hintertür aus dem Haus; es war bitter kalt geworden unterdessen. Der Mann ging vor Hilpert her zu einem kleinen Nebengebäude, einer Art Geräteschuppen, öffnete die Tür. Hilpert sah Gerätschaften, Werkzeug, gestapeltes Scheitholz, Gartenmöbel. An der Rückwand des Häuschens stand eine große Gefriertruhe. Der Mann ging durch den dunklen fensterlosen Raum und öffnete die Truhe. Hilpert ahnte, was ihn erwartete.

„Kommen Sie“, sagte der Mann, „kommen Sie näher. Hier versuche ich mehrmals täglich, mich von der Realität zu überzeugen. Ich habe

keine Chance.“

Hilpert trat an die Truhe. Da lag eine Frau, sie lag auf der Seite, die Beine angewinkelt, damit sie hinein passte. Sie war mit einem Sommermantel bekleidet. Das Gesicht und die Hände waren mit feinen Kristallen bedeckt. Hilpert sah, es war seine Frau.

„Das Boot“, sagte er zu dem Mann, „es wird Zeit.“

„Was werden Sie tun?“ fragte der Mann.

„Ich weiß es nicht“, sagte Paul Hilpert.

Sie gingen nebeneinander ans Seeufer. Der See war zugefroren. Das Boot ließ sich nicht mehr aus dem Eis ziehen.

„Es ist verloren“, sagte der Mann. „Wie alles andere auch.“

„Eine Möglichkeit gibt es“, sagte Hilpert. „Wir sollten sie her-ausholen und in das Boot legen. Da drinnen, das ist wirklich kein guter Platz. Was meinen Sie?“

Von den Zweigen der Bäume lösten sich die erfrorenen Blätter, sanken lautlos herab und bedeckten den Waldboden wie grüner Schnee.

Kurzvita

Jürgen Kögel

Am 23. Juli 1937 in Aue geboren, verbrachte Jürgen Kögel seine Kindheit im Erzgebirgssort Grünhain. 1951 zog die Familie – Eltern, ein Bruder und eine Schwester – nach Chemnitz um, wo J. K. die Oberschule besuchte. Nach dem Studium der Kirchenmusik in Dresden (1955 - 57) und einer kurzen Episode als Kirchenmusiker in Limbach-Oberfrohna wechselte J. K. zur Musikhochschule Leipzig ins Hauptfach Cello. Von 1962 an arbeitete er drei Jahre in Jena als Cellist im dortigen Sinfonieorchester. In dieser Zeit Heirat und die Geburt zweier Kinder. 1965 erhielt er eine Anstellung im Berliner Sinfonie-Orchester, wo er 37 Jahre tätig war. Seit Sommer 2002 ist er Rentner, wohnhaft in Berlin. Neben seiner Arbeit als Musiker betätigte er sich als Schreiber von Texten, veröffentlichte in Zeitungen und Anthologien. Von ihm sind vier Bücher erschienen, alle im Mitteldeutschen Verlag Halle/ Leipzig.





Das geerbte Haus

Gianna Suzann Goldenbaum

Charlotte stand am Fenster und sah hinaus. Dicke Wolken verdüsterten den Himmel an diesem sommerlichen Spätnachmittag. Der Regen prasselte seit Stunden wie kleine Kanonenschläge gegen die frisch geputzten Fensterscheiben. Doch in ihrem kleinen Häuschen war es gemütlich und anheimelnd. Mitten im Wald stand es. Fern jeglicher Zivilisation. Zum nächsten Nachbarn waren es einige Kilometer. Vor zehn Jahren war ihre Mutter gestorben und hatte ihr das kleine Haus im Wald vererbt. Herbert und sie überlegten hin und her, ob sie ihr Rent-

nerdasein dort verbringen wollten. *Leicht ist uns die Entscheidung wirklich nicht gefallen*, dachte Charlotte. Die Stadt hatte ja auch ihren Reiz. Theater, Kino, schöne Restaurants und Museen. Sie liebten aber auch die Einsamkeit.

Ihre drei Jungs waren längst erwachsen und in alle Himmelsrichtungen verstreut. Die Enkel kannten Herbert und Charlotte kaum. Selten fand mal einer die Zeit, um Eltern oder Großeltern zu besuchen. Das machte sie oft traurig.

Nun waren sie auch schon beide über siebzig. Liebevoll schaute Charlotte ihrem Mann dabei zu, wie er die Außenjalousien herunterließ. Das war die einzige größere Veränderung, die sie hatten vornehmen lassen, schon wegen ihrer Sicherheit. Ansonsten haben sie alles so gelassen, wie es schon bei Charlottes Mutter war.

Ihre Gedanken schweiften in die Vergangenheit, in die Zeit, als die Kinder noch klein waren. Oft hatte es Streit gegeben mit ihrem cholerisch veranlagten Herbert. Manchmal war sie drauf und dran gewesen, ihn mit den Kindern zu verlassen. Gott sei Dank hatten sie sich immer wieder zusammengerauft und vergessen waren die düsteren Gedanken.

Fünfzig Jahre waren sie nun verheiratet. Ein halbes Jahrhundert. Es waren schöne, aber manchmal auch sehr harte Zeiten gewesen. Herbert konnte sehr schwierig sein. Aber sie liebte ihren Herbert trotzdem über alles.

Blechern prasselte der Regen weiterhin gegen die Jalousien. Er machte den Eindruck, als wolle er nie wieder damit aufhören. Dieses Gewitter schien kein Ende zu nehmen.

Herbert hatte es sich in seinem Lieblingssessel bequem gemacht. Er schmökerte eine Pfeife.

Feiner Vanilleduft zog durch das Zimmer. Charlotte mochte diesen Geruch.

Vor dem Kamin rekelte sich Hercules auf seinem Lammfell. Seit zehn Jahren war ihr geliebter Bernhardiner schon bei ihnen. Er war ein treuer Freund und Begleiter. Sie hatten die Entscheidung, sich einen Hund anzuschaffen, nie bereut. Hercules vermittelte ihnen ein Gefühl der Sicherheit, obwohl er wahrscheinlich jeden Besucher erfreut und schwanz-

wedelnd begrüßen würde.

Charlottes größter Wunsch war es, dass keiner von ihnen alleine zurückblieb.

Sie wollte mit Herbert und Hercules gemeinsam unter die Erde. Der Gedanke, dass einer von ihnen übrig blieb, brach Charlotte das Herz. Sie wusste wohl, dass das unrealistisch war. *Hunde leben nun mal nicht so lange*, dachte sie wehmütig.

„Ich würde gerne Jan einmal anrufen. Kannst du mir bitte das Telefon bringen?“, bat Charlotte.

Jan war der Jüngste der Söhne und wohnte im Schwarzwald.

„Ist ja merkwürdig“, sagte Herbert verwundert. „Die Leitung ist tot.“ Charlotte runzelte die Stirn und trat näher.

„Meinst du, das liegt am Wetter?“

„Schon möglich.“ Herbert zuckte mit den Schultern.

„Wir versuchen es später noch einmal.“

Hercules spitzte plötzlich die Ohren und knurrte leise vor sich hin. Einen Augenblick später pochte es kräftig an der Tür.

„Wer verirrt sich denn bei diesem Wetter zu uns?“, Herbert schaute fragend zu seiner Frau. „Mich wundert nur, dass Hercules knurrt. Tut er doch sonst nie“, überlegte Charlotte.

Sie geht in den dunklen Flur und schaltet das Licht ein, dann öffnet sie die knarrende Holztür.

Davor steht ein junger Mann. Nass bis auf die Haut. Zu seinen Füßen hatte sich schon eine kleine Pfütze von Regenwasser gebildet. Es schien, als wäre er schon eine Weile in dem Regen unterwegs gewesen. Aus seinen langen Haaren tropfte das Wasser. Lotti sah fragend in das recht freundliche Gesicht des Mannes.

„Bitte, könnte ich reinkommen und mich etwas trocken machen? Ich hatte eine Autopanne ganz hier in der Nähe.“

Hercules jaulte leise vor sich hin. *Merkwürdig, normalerweise war der Hund doch jedem wohl gesonnen*. Charlotte wurde es etwas mulmig zumute. Ein komisches Gefühl breitete sich in ihrer Magengegend aus. Ihr Herz fing an schneller zu pochern.

Komisch, sonst bin ich doch nie so ängstlich. Das muss am düsteren Wetter liegen, dachte sie.

„Dann zeige ich Ihnen wohl erst einmal das Badezimmer. Kommen Sie mal mit, junger Mann.“

Charlotte zeigte auf die Tür zum Bad. Sie registrierte aus den Augenwinkeln, wie der Mann sich neugierig umschaute. Charlotte maß dem aber nicht so viel Bedeutung bei. „Sie können sich ein Handtuch aus dem Regal nehmen. Ich mache Ihnen in der Zwischenzeit einen heißen Tee.“ Charlotte ging in die Küche und setzte Wasser auf.

Als der junge Mann einigermaßen trocken das Wohnzimmer betrat, sagte Herbert zu ihm:

„Sobald das Unwetter vorbei ist, funktioniert bestimmt auch das Telefon wieder. Dann können wir eine Werkstatt anrufen.“ Charlotte kam mit Tee und einem Sandwich ins Zimmer.

„So, nun stärken Sie sich erst mal. Wohin wollten Sie denn fahren?“, fragte Herbert interessiert.

„Ich wollte eigentlich nur kurz in die Stadt und etwas einkaufen.“ Die Stimme klang sehr freundlich von dem Fremden.

„Sind Sie hier in der Nähe zu Besuch? Ich hab Sie noch nie in der Gegend gesehen.“

Schweigend schlürfte der junge Mann seinen Tee.

„Ich bin bei Ihren Nachbarn, der Familie Burmester zu Besuch.“

Herbert und Charlotte erschrakten zutiefst. Blässe überzog ihr Gesicht. Charlottes Augen wurden riesengroß.

„Aber Burmesters leben doch gar nicht mehr“, flüsterte Herbert. „Die sind doch vor ein paar Wochen unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen.“

Der Mund des jungen Mannes verzog sich zu einem breiten Grinsen „Da können Sie recht haben.“ In seine stahlblauen Augen trat ein eiskaltes Funkeln.

„Es tut mir leid, dass Ihr Telefon nicht funktioniert, aber ich habe dafür gesorgt. Es musste sein.“ Seine Stimme klang leise und gefährlich. „Wir wollen doch nicht, dass Sie noch jemanden zu Hilfe holen können.“

Bedrohlich langsam zog er ein blitzendes Messer aus der Tasche seiner nasen Jeans. Mit geschmeidigen Schritten ging er auf Herbert zu. Es schien, als wüsste er genau, dass der alte Mann ihm unterlegen war...

Bilder der Erinnerung liefen wie ein Film vor Herberts Augen. Es fiel ihm ein, wie er als junger Mann einmal durch die Straßen gelaufen war. Er war vor Sorge um seine Frau damals fast durchgedreht.

Sie war abends nicht pünktlich nach Hause gekommen. Ein Mann fragte ihn, ob alles in Ordnung sei. In seinem Jähzorn schlug Herbert den Mann zusammen und ließ ihn einfach liegen. Nie hatte er seiner Frau davon erzählt. Jetzt in den letzten Sekunden seines Lebens bereute er es.

Der junge Mann setzte das Messer an Herberts Kehle und mit einem schnellen Ruck schlitze er sie auf.

Herbert konnte nur noch gurgelnd „Lotti“, sagen.

Charlotte sah mit schreckgeweiteten Augen, wie ihr Mann langsam zu Boden sank. Das Blut schoß pulsierend aus der Mundhöhle von Herbert.

Charlotte versuchte von der Couch aufzuspringen, der Mann aber war natürlich schneller als sie.

„Jetzt wollen wir mal nicht so hektisch werden. Schön hiergeblieben“, lächelte er sie an.

„Du kannst dich gerne noch von deinem Mann verabschieden, bevor ich auch dir die Kehle aufschlitze. Wir können auch gerne noch etwas plaudern. Ich mag hier die kleinen Häuser in der Gegend. Es ist immer so gemütlich und die Kühlschränke sind auch voll.“

Er stand auf und ging auf Hercules zu. Der Hund hatte sich fiepend neben sein Herrchen gelegt. Charlotte versuchte noch, sich schützend über ihren Hund zu werfen, wurde aber zur Seite geschleudert.

Blitzschnell rammte er Hercules das Messer in den Rücken. Ein jaulender Aufschrei drang durch das Häuschen. Dann drehte er sich zu ihr um und bewegte sich auf sie zu.

Lottis letzter Gedanke war noch: *Jetzt kommen wir wenigstens alle drei gemeinsam unter die Erde. Auch ihr geliebter Hercules. Keiner muss alleine übrig bleiben.* Dann lag auch sie mit aufgeschnittener Kehle in ihrem Blut.

„Komm rein Maus. Ich hab die Alten nach nebenan geschafft. Der Kühlschrank ist voll und die nächsten Tage haben wir genug zu essen. Ich weiß schon, warum ich mich entschieden habe, nur alte Menschen zu ermorden. Ihr Leben ist sowieso bald vorbei.“

Beim gemütlichen Abendessen schaltete der junge Mann das Radio an. Ein sattes und zufriedenes Grinsen zog über sein Gesicht.

..... Ein Serienmörder treibt in dieser Gegend gerade sein Unwesen. Er ist in den Wäldern zuhause. Er bevorzugt es, bei älteren Leuten zu klingeln und ihnen mit einem Messer die Kehle aufzuschlitzen. Dann richtet er sich gemütlich mit seiner Freundin in den jeweiligen Häusern ein. Man sollte die Tür nicht einfach öffnen, ohne zu wissen, wer davor steht.....!

Kurzvita

Gianna Suzann Goldenbaum

Gianna Suzann Goldenbaum hat durch einen Workshop 'Kreatives Schreiben' ihr Liebe zum Schreiben wiederentdeckt. Sie hat in einigen Anthologien Geschichten veröffentlicht. Z.B. im Elbverlag und Papierfresserchen-Verlag. 2014 belegte sie einen online Kurs bei einem Schreibcoach. Sie macht immer wieder bei Wettbewerben mit. Demnächst möchte sie bei ihrem Schreibcoach gerne an einem Krimiseminar teilnehmen.

Gianna ist ehrenamtlich bei der Alzheimer Gesellschaft Stormarn tätig. Sie wohnt mit ihrem Mann und ihrem kleinen Hund und in Ammersbek, Schleswig Holstein. Sie hat zwei erwachsene Kinder und zwei Enkelkinder. Ihr langfristiges Ziel ist, einmal einen Roman zu schreiben. Sie würde gerne Schwester schreiben.





Sicarius

Klaus Nyzak

Endlich ist es soweit, werden einige von euch nun denken.“ Mr. Mors begann seine Rede wie jedes Jahr. „Ihr habt euch lange auf die kommenden Wochen vorbereitet. Wie ich von meinen Kollegen erfahren habe, scheinen manche sogar alle Schulfächer vernachlässigt zu haben, um optimal für das Kommende gewappnet zu sein. Am Ende des Sicarius wird es nur einen Überlebenden geben. Insofern kann ich eure Prioritäten gut verstehen.“ Die Schüler kicherten und sahen sich gespannt in der Aula um. Oben auf der Eichenbühne stand Mr. Mors, ihr Latein- und Sportlehrer. Nebenbei war er noch der Rektor der Schule. Diese Aufgaben delegier-

te er jedoch gerne an seinen Stellvertreter weiter. Er selbst lebte für den Sicarius. Die anderen Lehrkräfte waren mit der alten Sicarius-Tradition noch nie einverstanden gewesen. Allerdings wagte es niemand mehr, sich mit dem alten Schuldespoten anzulegen. „Auch wenn ein jeder von euch die alten Regeln kennt, so verlangt die Tradition, dass ich diese vor allen potentiellen Teilnehmern noch einmal verlese.“ Die Aula war für die 17 männlichen Schüler der Abschlussklasse viel zu groß. Der Brauch verlangte jedoch, dass die Auswahl der Teilnehmer im größten zur Verfügung stehenden Raum stattfand. „Teilnehmen darf jeder Schüler der Abschlussklasse. Kein Schüler ist verpflichtet teilzunehmen. Vielmehr ist es sogar so, dass es 17 potentielle Teilnehmer gibt, aber nur Platz für 16 Sicarii ist. Da die Siegchance der Älteren und somit Erfahreneren höher ist, wird es dem Jüngsten womöglich nicht vergönnt sein teilzunehmen.“ Mr. Mors machte eine rhetorische Pause und schaute sich in der kleinen Schülermenge um. Kiano wollte Einspruch erheben, aber Troy stupste ihm mit seinem Ellenbogen in die Seite.

„Sei froh. Du wirst auf jeden Fall überleben“, flüsterte Troy und grinste. Gut möglich, dass er überleben würde, aber nicht am Sicarius teilzunehmen galt als Schande. Zwar konnte Kiano nichts dafür, dass es ihn traf, jedoch hätte er, als er eine Klasse wegen vermeintlich zu guter Noten übersprang, wissen müssen, dass er dadurch am Sicarius nicht teilnehmen könne. Mr. Mors achtete immer sehr sorgsam darauf, dass es in einer Schulklasse nicht mehr als 16 männliche Schüler gab. Trotzdem war er es, der es Kiano ermöglichte, sogar förmlich überredete, die Klasse zu überspringen. Der junge schwächliche Kiano freundete sich schnell mit Troy Donners, dem Kapitän des Ringerteams, an. Durch diese Freundschaft, die anfänglich einer typischen Zweckgemeinschaft glich, stieg Kiano in der Klassenhierarchie einige Stufen auf. Man achtete ihn zwar nicht sonderlich, aber zu seinem Glück beachtete man ihn genau so wenig. Das reichte ihm. Die Tatsache, dass Troy und Kiano im Gegensatz zu den anderen Schülern bei ihren Eltern und nicht auf dem Internatgelände wohnten, hatte mit der Freundschaft kaum etwas zu tun. Kiano wohnte bei seinen Pflegeeltern etwas mehr als 5000 Yards östlich des In-

ternats, während Troy im gleichen Abstand zum Internatgelände wohnte, jedoch im Westen.

„Ich bitte euch nun, die Aula zu verlassen und im Vorraum Platz zu nehmen, bis ich jeden Einzelnen hereinrufe. Der Aufruf geschieht nach absteigendem Geburtsdatum.“

„Herrlich. Wenn tatsächlich einer abspringt und ich ein Sicarius werde, dann bleibt mir bei der Waffenwahl womöglich nur eine Keule über. Scharfschützengewehr oder Schnellfeuerwaffe für Troy und für mich eine Keule. Echt 'ne faire Sache. Verdammte Scheiße‘, dachte Kiano während er die Aula verließ. *„Ich werde mich gewiss nicht beweisen dürfen.“*

„Troy Donners!“ erklang es 15 Minuten später aus einem Lautsprecher. Troy öffnete langsam die Aulatür, während 32 weitere Augen versuchten, einen kurzen Blick durch die Tür zu erhaschen. Vergeblich. Troy ging drei Schritte in die Aula.

Auf dem Podium saß Mr. Mors an einem großen dunklen und schweren Schreibtisch. *„Der stand vorhin noch nicht da‘*, waren Troys erste Gedanken. Innerhalb der wenigen Minuten wurde die Aula vollständig umgebaut. Neben Mr. Mors war eine Tombola aufgebaut, in der später die Namen der Teilnehmer fein säuberlich auf einem Los stehen würden. Im weiteren Prozedere würde jeder Teilnehmer ein Los entnehmen, auf dem der Name der Person stand, der durch die eigene Hand fallen sollte. Auf der Fensterseite war ein großes Buffet aufgebaut. Ein Buffet voller verschiedener Waffen. Die Highlights waren ein M40A3-Scharfschützengewehr und eine Vector CRB Maschinenpistole. Troy hatte die freie Auswahl. „Wie hast du dich entschieden? Wirst du am Sicarius teilnehmen?“ Troy nickte kurz und schrieb seinen Namen auf ein Los. „So wähle nun deine Waffe, die du während des gesamten Sicarius verwenden wirst.“ Die Maschinenpistole hatte seinen Träger gefunden. „Überlege weise, welchen der Teilnehmer du ins Vertrauen ziehst, denn derjenige könnte auch dein Mörder sein. Wie du weißt, benötigst du für jeden deiner Morde genau einen Zeugen, der ausschließlich aus dem Kreise der Sicarii sein darf. Außenstehende dürfen nicht involviert werden. Geschieht dies dennoch, wirst du es sein, der liquidiert wird.“ Erneut nickte Troy kurz, denn in dieser Phase durfte ein

Sicarius keine Silbe verlieren. Verstieß ein potentieller Sicarius dennoch gegen eine der alt ehrwürdigen Regeln, war dies sein unmittelbares Ende. Troy entfernte sich still durch die Hintertür, so dass die anderen Teilnehmer keinen sofortigen Kontakt zu ihm bekommen konnten. Der nächste Name erklang durch den Lautsprecher und wieder versuchten die übrig gebliebenen und zum Warten verdamnten Augenpaare, einen kurzen Blick zu erhaschen. Die Prozedur wiederholte sich noch 14-mal, bevor Kianos Name erklang. „Kiano Vira. Du hast Glück. Ein Teilnehmer hat sich gegen den Sicarius entschieden. Wirst du seinen Platz einnehmen?“ Im Gegensatz zu Kiano schaute Mr. Mors nicht sonderlich glücklich. Kiano bestätigte durch ein langsames und tiefes Nicken seine Teilnahme. „So wähle nun auch du deine Waffe.“ Kiano ging zum restlos aufgefresnen Buffet. Fast wäre ihm ein Laut entfloht, als er in der hintersten Ecke nur noch ein Albainox-Militärmesser liegen sah. *Immerhin ist es schärfer als eine Keule, aber das war es dann auch schon.* Seine Chancen, die erste Runde zu überleben, waren nicht unbedingt gestiegen. Mr. Mors sah Kianos Waffenwahl mit grinsender Genugtuung. Als Sportlehrer hielt er keine großen Stücke auf den kleinen intellektuellen Nerd. Nach der Waffenwahl und der anschließenden geheimen Auslosung, bei dem jedem Sicarius ein Opfer zugeordnet wurde, hatten sich sämtliche potentiellen Sicarii in der – wiederum neu dekorierten – Aula versammelt. „Ein jeder von euch weiß nun Bescheid, wer sein Opfer ist. Die Frage, die bleibt, ist nun: Wer ist sein Mörder?“ Ein lautes Gemurmel durchflutete die Aula. „Mit folgenden historischen Worten eröffne ich nun den Sicarius: Ita que de sedibus nunc consurgamus et interficere incipimus.“

Obwohl der Unterrichtsraum aufgrund der Menge der Zeugen ein sicherer Ort war, konzentrierte sich kaum jemand in den nächsten Tagen auf den Unterricht, der weiterhin regulär stattfand. Schließlich dauerte die erste Runde zwei Wochen. In den Wochen des Sicarius herrschte nicht nur unter den Teilnehmern eine ständig größer werdende Paranoia. Selbst die Teilnehmer, die ihre Aufgabe bereits erfüllt hatten, waren nicht außer Gefahr, denn ihr Opfer musste nicht zwangsweise auch ihr Täter

sein. In den seltensten Fällen gab es in der ersten Runde einen Ringschluss, so dass der Sieger bereits nach nur einem Mord feststand. Meist waren drei Morde notwendig, um die symbolische Krone zu erringen. Wenn jemand sein Opfer nicht in der vorgeschriebenen Rundenzeit unter die Erde brachte, so war dies zwar ein Zeichen der Schande, welches jedoch keinem konkret zugeschrieben werden konnte, da außer Mr. Mors und dem Täter selbst niemand wusste, welche Paarung gelöst wurde. Dies bedeutete somit Glück für Opfer und Täter. Maximal gab es jedoch sechs Runden. Würde es in dieser Zeit keinen Sieger geben, würde der Sicarius abgebrochen. Die Überlebenden waren in diesem Fall zwar noch am Leben, aber dennoch gezeichnet. Selbst der Tod wäre ehrenhafter.

Am Folgetag nach der ersten Runde wurde die Aula wieder zum Versammlungs- und Auslosungsort des Todes. Mr. Mors las die Namen der Toten vor und berichtete, soweit es ihm möglich war, ausführlich von den einzelnen Schreckenstaten. Täter und Zeuge mussten unabhängig voneinander nach einer Tat Mr. Mors Rechenschaft ablegen, wie genau es passiert war und ob alle Regeln eingehalten wurden. „Jeff Cintrich wurde von unserem Sniper aus knapp 250 Yards mit einem Schuss mitten ins Herz auf dem Weg von der Schule nach Hause getötet. Ein Blick in das Klassenbuch zeigte mir jedoch, dass der Schütze krank im Bett hätte liegen müssen. Da bleibt mir nur eins zu sagen...“ Seine rechte Faust klopfte sich zweimal auf sein Herz: „Ein wahrlich guter Schuss. Ich hätte es damals kaum besser machen können.“ Die Menge grölte vor Lachen. Noch nie wurde jemand fürs Schule schwänzen gelobt. „Ganz im Gegensatz zum nicht ganz so subtilen Feuergeschehen, welches sich in der Tiefgarage unserer kleinen Mall zugetragen hat. Dass der Zeuge dabei nicht ins Kreuzfeuer geraten ist und es nicht Unmengen an weiteren Zeugen gegeben hat, ist wahrlich ein Wunder.“ Troy stupste Kiano in die Seite: „Wunder? Ich glaube nicht! Alle Türen ins Parkhaus habe ich vorsorglich verbarrikadiert. Da konnte keiner rein. So nebenbei. Ich habe in letzter Zeit etwas anderes zu tun, als dem Unterrichtsstoff zu folgen. Du verstehst, ne?“ Kiano schaute genervt auf. Er wusste genau, was nun kam. „Ki, du bist doch ein schlaui-

es Kerlchen und kannst mir doch meine drei Hausarbeiten vorbereiten, oder?“

„Vorbereiten? Du meinst wohl recherchieren, tippen und vorbeibringen.“ Kiano wollte gerade etwas entgegnen:

„Jo, voll nett von dir.“

Mr. Mors fuhr mit den Beschreibungen fort. Seine blumigen Ausschmückungen hätten bei Unbeteiligten vermutlich zu unterdrückten Brechreizen führen können, aber die Jungs waren solche Bilder von ihm gewohnt.

„Ich werde nun wieder jeden einzeln hereinbitten, damit die nächste Runde ausgelost werden kann.“ Nachdem die Aula wieder gefüllt war, beendete er seine Rede: „Itaque de sedibus nunc consurgamus et interficere perseveremus.“

„Hi hi. Er hat pervers gesagt.“ Kiano schaute noch nicht einmal auf, als er seinen Kommentar zu Troys Kommentar gab: „Perseveremus. Nicht pervers.“

„Ja und?“

„Das heißt: So lasst uns nun von den Sitzen erheben und mit dem Töten fortfahren. Perserveremus heißt fortfahren. Beim ersten Mal hat er gesagt, dass wir beginnen sollen. Jetzt sollen wir damit fortfahren.“

„Das weiß ich selbst, Klugscheißer.“

„Natürlich weißt du das“, dachte Kiano nur.

Die zweite Runde dauerte nur eine Woche, so dass der Abstand zum Rapport geringer wurde. Wieder fasste Mr. Mors detailliert die blutigen Ereignisse der letzten Woche zusammen. „Bevor es zur Auslosung der dritten Runde kommt, möchte ich noch ein paar Worte sagen. Es gibt ein paar Personen unter euch, die anscheinend nicht verstanden haben, was die Aufgabe eines Sicarius ist. Sicarius heißt Attentäter. Ein Attentäter hat die Aufgabe, Menschen umzubringen und nicht die Runden einfach nur zu überleben, indem er nicht selbst ermordet wird und sein Opfer ebenfalls leben lässt. Diejenigen Personen, die ich meine, wissen sicherlich Bescheid. Ihr seid noch am Leben, aber so zu leben ist kein Leben. Itaque de sedibus nunc consurgamus et interficere perseveremus.“

Während das Zeitlimit für die dritte Runde noch 6 Tage betrug, durften sich die übriggebliebenen Sicarii für die vierte Runde nur noch vier Tage Zeit lassen, bevor sie wieder in die Aula bestellt wurden. Dieses Mal war die Aula feierlich in Blutrot geschmückt. Ein Banner der Schule hing an der Decke – quer über den ganzen Raum gestreckt. In großen Buchstaben stand ‚Optimus Exitus‘ auf den Boden der Aula geschrieben. Mr. Mors stand eingehüllt in eine Toga am Rednerpult. „Ey Ki, schau mal. Der Mors hat nur ne Tunika an“, machte Troy Kiano aufmerksam. Kiano verdrehte die Augen. „Das ist eine Toga über der Tunika. Genau genommen hat er sogar mehrere Tuniken an“, verbesserte Kiano ihn.

„Was?“ Troy konzentrierte sich wieder auf das Wesentliche. „Sind meine Hausarbeiten schon fertig? Bring sie mir doch heute Abend vorbei. Ich muss heute noch was erledigen. Kannst dir sicherlich denken, was das ist. Du bist doch ein cleveres Kerlchen.“ Dabei schlug er Kiano gönnerhaft auf den Rücken. „Natürlich“, entgegnete Kiano.

„Silentium“, begann Mr. Mors. „Ich grüße euch, geehrte Sicarii. Die vergangenen Wochen haben ihren Tribut gefordert. Viele von euch haben große Schmerzen erdulden müssen. Damit meine ich natürlich die Toten unter euch. Ich bin froh, dass es keine wirklich schweren Verletzungen gegeben hat. Besonders erwähnenswert ist der Sniperschuss von Clark auf Jeff in der ersten Runde. Der hätte auch ins Auge gehen können. Dies meine ich wörtlich. Das hätte ich Jeffs Eltern nicht erklären wollen. Aber bislang ist alles gut gelaufen. Hoffen wir, dass es in der letzten Runde ebenfalls verletzungsfrei von statten geht. Denn: Nun ist es soweit. Die zwei Finalisten stehen fest. Ab jetzt hat jeder ein absolutes Redeverbot über den Sicarius-Wettbewerb. Die beiden Finalisten bekommen heute Nachmittag von mir persönlich einen Zettel mit dem Namen ihres Opfers überreicht. Erst wenn beide ihren Zettel haben, geht der Sicarius weiter. Vorher ist jeder Mord ungültig und wird mit dem eigenen Tode bestraft. Natürlich werde ich noch kurz mit den Vätern der Finalisten sprechen und die Tatsache, dass ihr Sohn es soweit geschafft hat, lobend erwähnen. Schließlich haben die meisten Väter ebenfalls am Sicarius teilgenommen und werden dies

sicherlich zu schätzen wissen, was ihr Filius erreicht hat. Aus der Erfahrung habe ich gelernt, dass die Beschreibung der Morde ihrer Söhne die Väter sehr interessiert. Auf die Beschreibung des Filius kann man sich nur in den seltensten Fällen verlassen, da der Filius geneigt ist, seine Taten zu beschönigen. Des Weiteren hat der Sieger die Möglichkeit, in einem persönlichen Duell gegen mich anzutreten. Dazu muss er innerhalb der ersten 24 Stunden nach seinem letzten Mord mir die Worte ‚Morituri te salutant‘ ins Gesicht sagen. Das Duell startet sodann augenblicklich. Aber auch in diesem Duell gelten dieselben Regeln wie in den vorangegangenen Vorentscheidungen. Es wird ein Zeuge für den Mord benötigt. Zu guter Letzt noch ein Wort der Warnung. Mit eurer Herausforderung setzt ihr euren Sieg aufs Spiel, denn seit meiner Einsetzung als Rektor hat es niemand geschafft...“

Am frühen Nachmittag klingelte es an Kianos Tür. Kiano hatte sich nach der Schule direkt an der Tür positioniert, damit er möglichst schon vor dem ersten Klingeln die Tür öffnen konnte. „Hallo Mr. Mors.“ Kiano war aufgeregt. Nie hätte er gedacht, dass er es ins Finale schaffen würde. Aber sein Ehrgeiz war schon immer groß gewesen. Sein Pflegevater hatte ihm die ersten Jahre immer wieder eingebläut, dass er genau wie er den Sicarius gewinnen müsste. Als Kiano jedoch in die Pubertät kam und sich sein Körperbau nicht sonderlich in die Richtung eines Footballspielers entwickelte, war sein Pflegevater sehr enttäuscht. Daraufhin hat er nie wieder mit Kiano über den Sicarius gesprochen. „Glückwunsch, Kiano. Du hast es tatsächlich mit einem Messer geschafft, ins Finale einzuziehen.“ Besonders ehrlich klangen seine Worte nicht in Kianos Ohren. Nun überreiche ich dir den Zettel mit deinem finalen Opfer.“ Er übergab ihm einen kleinen viereckigen, zweimalgefalteten Zettel, der zusätzlich noch zugetackert war. Kiano musste sich sehr beherrschen, ihm den Zettel nicht aus den Händen zu reißen. „Ist dein Vater da? Ich würde gerne noch mit ihm über dich und deine Leistung sprechen.“ Kiano trat einen Schritt zur Seite und zeigte mit der linken Hand in Richtung Küche. Mit der rechten Hand hielt er den Zettel fest umschlossen. Mr. Mors zwängte

sich an Kiano vorbei und ging in die Küche.

„Mr. Vira. Schön sie mal wieder zu sehen.“ Mr. Vira war über das Erscheinen des Rektors sehr verwundert. „Oh mein Gott. Hat Kiano irgendetwas angestellt?“, wollte Mr. Vira wissen. „Nein, nein. Alles ist gut. Sie, als alter Sicarius, können sich doch sicherlich denken, warum ich hier bin.“ Schlagartig breitete sich ein Grinsen auf Mr. Viras Gesicht aus. „Nein. Hat es der kleine Hund doch tatsächlich ins Finale geschafft? Erzählen sie mir alles über seine Morde!“

„Nun ja, da sind wir schnell durch. Er hat keinen einzigen Mord begangen. Sein Taktik bestand wohl darin, nicht selbst umgebracht zu werden.“

„Wie bitte? Das ist ja eine Enttäuschung. Ich habe ja nie viel in sportlicher Sicht von ihm erwartet. Aber das ist eine Schande. Wie ist das denn möglich? Warum hat er dann nicht den Freitod gewählt? Wie konnte...“ Den Rest hatte Kiano nicht mehr mitbekommen, da er vor Zorn und Scham hoch in sein Zimmer gelaufen war. Er hatte so sehr gehofft, dass sein Pflegevater stolz auf ihn sein würde. Finale – das war doch sehr gut. Wie hätte er denn, als Einziger mit einem Messer bewaffnet, gegen die anderen Sicarii etwas unternehmen sollen? Sobald die gesehen hätten, dass er ein Messer gezückt hätte, hätten sie ihre Waffe gezogen und ihn erschossen. Sich gegen seinen Attentäter zu verteidigen und diesen dabei zu töten, war durchaus erlaubt. Anstatt dass sein Pflegevater sich freute, dass er überhaupt soweit gekommen war, sprach er von Schande und Freitod.

Später am Tag, mittlerweile schon Abend, klingelte es an Troys Tür. Es dauerte einige Sekunden bis Troy die Tür öffnete. Er hatte nicht mehr mit der Ankunft von Mr. Mors gerechnet. Überrascht und erfreut sah er jedoch in das einerseits lächelnde, andererseits bekümmerte Gesicht von Mr. Mors. „Hallo Troy. Ich muss um Entschuldigung bitten, dass ich erst so spät bei dir vorbeikomme. Mein Auto hatte einen Platten. Der Reifen hatte zwei kleine Einstichlöcher, aus denen langsam Luft entwich. Beinahe hätte ich an der Newford eine ältere Dame überfahren. Du kannst dir vielleicht denken, dass ich erst einmal den Schock überwinden musste. Die Formalitäten bei der Polizei haben schließlich auch noch ein wenig Zeit beansprucht.“

Deswegen bin ich etwas später dran. Da ich deinem Widersacher allerdings auch heute deinen Namen überbracht habe, sollst du auch noch heute Bescheid bekommen.“

Er überreichte Troy den Zettel – ebenfalls doppelt gefaltet und getackert. Troy riss die getackerte Ecke ab und entfaltete den Zettel ruckartig. In altgotischer Schrift stand dort folgender Name: Kiano Vira.

„Wie hat der dämliche Hund es denn bis ins Finale gesch...?“ Noch bevor Troy den Satz beenden konnte, trat Kiano hinter der Eingangstür hervor, zog Troys Haare nach hinten und legte dadurch seinen Hals frei. Mit der rechten Hand legte er ihm mit einem glatten, geübten Schnitt die Schlagadern frei. Das Blut spritzte Mr. Mors mitten ins Gesicht. Bevor Mr. Mors begriff, dass er gerade Zeuge eines echten Mordes wurde, ließ Kiano Troy los und schubste ihn zur Seite. Röchelnd hielt Troy sich die Hände an den Hals. Kiano zog unterdessen eine Fondue-Gabel aus seiner hinteren Jeanstasche und lächelte Mr. Mors schuldlos an. Keine zwei Sekunden später schmiss Kiano Troys Hausarbeiten ins Gesicht seines Gegenübers, nahm ihm dadurch die Sicht und stach mit seinem original Albainox-Militärmesser mehrfach zu: „Morituri te salutant... Ich habe gewonnen. Jetzt muss er stolz auf mich sein!“

Kurzvita

Klaus Nyzak

Klaus Nyzak arbeitet als IT-Organisator für ein Beratungsunternehmen. Sein Studium der Wirtschaftswissenschaften absolvierte er nebenbei an der Fernuniversität Hagen. Trotz, oder gerade wegen der vielen Nullen und Einsen im Beruf, nimmt er sich seit 2013 wieder die Zeit mit Buchstaben zu hantieren.

Seine erste Kurzgeschichte schrieb er mit 14 Jahren, hat dann jedoch das Schreiben schnell wieder aus den Augen verloren. Als 2013 seine Hochzeit vor der Tür stand und er dem Stress etwas entfliehen wollte, hat er sich wieder an den Rechner gesetzt und neu angefangen.

Seinem Wohnort Düsseldorf ist er seit seiner Geburt 1979 treu geblieben.





Streaming

Charlotte Nickl

Das hysterische Gebell unseres Hundes weckte mich aus dem Schlaf. Ich wollte ihn beruhigen, doch auf einmal erstarrte ich: Durch die Türritzen kräuselte sich ein rötlich leuchtender Nebel und breitete sich rasend schnell im Schlafzimmer aus. In wenigen Augenblicken war ich von feuchten, klebrigen Schwaden eingehüllt. Als ich panisch um mich schlug, zogen sie sich jedoch wie schreckhafte Schneckenfüher zurück. Was zum Teufel war das? Vorsichtshalber kroch ich unters Bett. Von dort beobachtete ich, dass der Nebel, einem Organismus gleich, suchend am geschlossenen Fenster hochkroch. Als gäbe es kein Hindernis,

sickerte er dann durch das Glas hindurch und verschwand. Zurück blieb ein unangenehmer, süßlicher Geruch.

Unten ging die Haustür auf. Mein Freund Eddie kam aus dem Labor. Es musste schon fast morgen sein!

Mühsam kroch ich unter dem Bett hervor und beutelte mir den Staub aus den Haaren.

„Da war etwas“, stotterte ich, als er ins Zimmer trat.

„Judith, ich glaube, du halluzinierst“, sagte er müde.

Dann schnupperte er angeekelt: „Findest du nicht, dass es hier nach Blut riecht?“

Schon wollte ich sagen, dass hier nur er nach Bier stank, als mir auf einmal ein schrecklicher Verdacht kam. Ich stürzte zum Computer und öffnete unsere Projektdokumentationen.

„Du erinnerst dich doch Eddie: ‚Streaming‘, das Transferieren aufgelockerter Molekülstrukturen. Hier hat gerade so etwas wie eine Live-Performance stattgefunden!“

Eddie und ich hatten „Streaming“-Versuche bereits vor Monaten an Zimmerpalmen durchgeführt und auf Video gefilmt. Der Vorgang war kompliziert. Das Grundprinzip war jedoch, dass die Palmen in einer speziellen Kabine, dem „Dematerialisator“, mit Lichtgeschwindigkeit solange rotiert wurden, bis sie sich in Einzelmoleküle auflösten. Nachdem „Rekordatoren“ (Rückerinnerungsmoleküle) hinzugefügt wurden, schickte man die entstandene Molekülwolke mithilfe einer Navigationspumpe an einen Zielort, wo sie sich wieder „rematerialisieren“ sollte. Soweit die Theorie.

In der Praxis waren die Erfolge dann aber enttäuschend gewesen. Die Palmen lösten sich zwar brav in Wolken grün schimmernden Chlorophylls auf, das zischend in den Nebenraum strömte. Wie aber sahen sie aus, nachdem sie sich wieder rematerialisiert hatten: Die Wurzeln hingen wie Spinnweben an den verrunzelten Blättern, und die Stämme waren deformierte Klumpen.

Das war nun bei Pflanzen nicht weiter schlimm. Aber unsere Kollegen Michael und Inge hatten dann eine Laborratte gestreamt. Ein Video zeigte das kleine Monster nach seinem Streaming: Mitten aus dem Kopf ragte der Schwanz, zwei Pfoten wuchsen nach innen, ein Auge hing lose am Ohr und das andere klebte am Hinterteil. Die Zusammensetzung der inneren Organe war wohl auch nicht gelungen, denn die rematerialisierte Ratte starb sofort.

Daraufhin wurden sämtliche Tierversuche abgebrochen.

Eddie stöhnte auf: „Du meinst also, jemand hat heimlich weitergemacht?“

„Michael und Inge waren doch echt sauer, als das Projekt abgebrochen wurde.“

„Und sollen illegal daran gearbeitet haben?“ Eddie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Wenn der Konzern gut zahlt?“

„Aber sich auf so etwas einzulassen?“

„Bist du wirklich so naiv?“

„Nun, dann sollten wir sofort das Institut benachrichtigen.“

Ich war mir da nicht so sicher: „Hast du den Streit mit Thun vergessen?“

Eddie und ich waren Physiker an der Stanley Hawkins Universität, wo wir gemeinsam promoviert hatten und seit 2050, das war jetzt gute zehn Jahre her, an Projekten mitarbeiteten. Weil wir immer sehr verantwortungsvoll bei unseren Versuchen vorgehen, hatten wir uns in der wissenschaftlichen Welt einen guten Ruf erworben. Aber genau das bereitete uns in letzter Zeit Probleme: Der Konzern „Transfuture“, der die neuen Projekte finanzierte, hatte uns kürzlich mitgeteilt, dass wir „ergebnisorientierter“ forschen sollten.

„So machen Sie doch schneller!“, hatte uns Professor Thun, unser Projektleiter angefleht. „Transfuture investiert für ‚Streaming‘ Millionen. Ohne die Finanzspritze von denen können wir gleich zusperrnen!“

„Aber auf Ergebnisse hinzuarbeiten, die bereits im Vorfeld festgelegt sind, ist zu gefährlich. Das wissen Sie genau!“



„Aber dann tun Sie wenigstens so!“ Professor Thun war jetzt ziemlich ungehalten.

„Wir tun unser Bestes, aber der Prozess funktioniert eben noch nicht so, dass wir das Verfahren auf die Menschheit loslassen können.“

Auf keinen Fall würden wir unsere Arbeitsweise ändern, um damit unsere Reputation aufs Spiel zu setzen, das stand fest.

„Das wird Ihnen noch leid tun“, hatte Thun uns gedroht und wütend den Raum verlassen.

Aber jetzt hatten wohl andere dort weitergemacht, wo wir aufgehört hatten. Sie hatten sich damit vielleicht ganz schöne Schwierigkeiten eingehandelt!

Wir hielten es zu Hause nicht mehr aus, denn wir wollten Antworten auf unsere Fragen! So fuhren wir zur Uni. Kurz nach vier Uhr lag das Gebäude in völliger Dunkelheit da. Wir eilten sofort in den Projektraum. Mir fiel auf, dass die dort befindliche Überwachungskamera nicht in Betrieb war. Das war ungewöhnlich!

Da wir als Mitarbeiter Zutritt zur Kamera hatten, sahen wir uns die letzten Aufzeichnungen an und stellten fest, dass sie nur bis 02:10 liefen. Zuletzt war zu sehen, wie Michael telefonierte. Gleich danach wurde unterbrochen.

„Wer hat denn heute außer dir hier gearbeitet?“

„Als ich so um eins ging, waren nurmehr Michael und Inge hier“, murmelte Eddie undeutlich.

„Du bist aber später nach Hause gekommen“, entgegnete ich scharf.

„Ich war noch in der Kneipe was trinken. Zur Entspannung.“ Eddie sah mich treuherzig an.

„Nur ein einziges Bier?“

„Schau nicht so misstrauisch, Judith. Zur Zeit ist es so frustrierend. Seit dem Streit mit Thun läuft hier nichts mehr, wie es soll.“

Ich ließ mich nicht so einfach vom Thema ablenken: „Dem Geruch nach hast du mindestens drei Bier getrunken und bist dann noch mit dem

Auto gefahren!“

Eddie schien mich nicht gehört zu haben, da er gerade den Laptop kontrollierte: „Um 02:13 wurde hier am Desktop ein neuer Ordner ‚Freunde‘ angelegt. Leider ist er mit einem Passwort geschützt.“

Ich antwortete nicht, weil ich sauer wegen dem Bier war.

„Den Ordner müssen Michael und Inge angelegt haben, nachdem ich gegangen bin.“

„Und wie waren die zwei heute drauf?“ fragte ich noch immer unfreundlich. „Keine Ahnung, wir haben so gut wie gar nicht miteinander geredet.“ Eddie tippte ratlos irgendwelche Tastenkombinationen ins Login Fenster. „Ich geb’s auf, ich komme einfach nicht auf das Passwort drauf. Welche ‚Freunde‘ könnten sie denn meinen?“

„Wie wäre es damit?“ Triumphierend hielt ich Eddie ein Zettelchen hin, das ich soeben unter der Schreibtischplatte gefunden hatte.

J/E Geburtsdaten, war darauf eilig hingekritzelt.

„Unsere Initialen? Ich probier’s mal. Du bist am 4.10.1979 geboren Judith, oder? Ganze vier Jahre älter als ich.“

„Wie charmant du bist!“

„Sei nicht so empfindlich ... hey, was ist das?“ www.Notfallskamera/_zugriffdata&/krypt.download/

Ein Fenster öffnete sich und eine sonore Stimme informierte uns über die Installation einer Spezialkamera, die sich nach dem Herunterfahren des Laptops automatisch einschaltete. Sämtliche Aufnahmen würden sich allerdings nach 24 Stunden selber löschen und dann unwiederbringlich verloren sein.

Ein Video erschien nun: Der Bildschirm flimmerte zuerst und die Startzeit 02:20 blinkte undeutlich auf. Dann sah man den Rücken eines kräftigen Mannes, der gerade den Raum betrat. Michael und Inge in ihren weißen Labormänteln waren auch anwesend. Leise und drohend fragte der Mann: „Ist die Überwachungskamera ausgeschaltet?“

„So, wie Sie es am Telefon angewiesen haben“, sagte Inge demütig.

Wir sahen uns erschrocken an: Was bitte lief hier ab?

„Wir haben in euch viel investiert, aber alles was ihr bisher geleistet habt, ist eine kreierte Ratte. So kann das nicht weitergehen!“

Zu blöd, dass man den Sprecher nur von hinten sah, aber in mir stieg eine vage Vermutung hoch.

„Das Risiko ist einfach noch zu groß!“ Das war Michael. Auch er klang schrecklich verängstigt.

„Na, jetzt blast ihr schon ins gleiche Horn wie eure dämlichen Kollegen!“

„Nein, das natürlich nicht, aber es geht eben nicht so schnell, wie wir dachten. Tut uns leid.“

„Ihr wolltet doch mehr Geld verdienen?“

Nun schien der unheimliche Typ mit einer Waffe zu drohen. „Das Geld habt ihr ja inzwischen bekommen. Ich will jetzt Resultate sehen!“

Er manövrierte unsere Kollegen jetzt zum Dematerialisator, der wie ein schwarzer Metallsarg wirkte: „Einsteigen!“

„Bitte nicht, Herr Skrudar!“, flehte jetzt Michael verzweifelt. „Wir geben Ihnen ihr Geld heute noch zurück!“

Eddie und ich sahen uns vielsagend an.

Skrudars Stimme klang kalt: „Das hättet ihr euch vorher überlegen können! Los, Streaming orientiert sich auf Müllhalde-Nord. Falls es misslingt, wie bei eurer Ratte, werdet ihr dort kein Aufsehen erregen.“ Wir beobachteten mit wachsendem Entsetzen, wie Inge mit zitternden Händen die Koordinaten an der Steuerung des Dematerialisators einstellte, während Skrudar die Pistole im Anschlag hielt. Dabei blickte sie mit riesigen, angstgeweiteten Augen in die Kamera, sah uns direkt an. Mir zerriss es fast das Herz. Klar, unsere Kollegen hatten einen schrecklichen Fehler gemacht. Aber das hatten sie nicht verdient! Sie mussten wohl schon etwas geahnt haben, denn nicht umsonst hatten sie die Notfallkamera installiert.

„Keine Mätzchen.“ Skrudar war todernst: „Versucht ja nicht mich reinzulegen, sonst werdet ihr sehen, wozu ich noch fähig bin!“

Wir blickten uns an: Die städtische Müllhalde lag gleich hinter unserem Haus. Hier also lag die Erklärung für meine nächtliche Erscheinung mit ihrem penetranten Geruch nach Blut.

Michael und Inge stiegen nun, wie zwei zum Tode Verurteilte, in den Dematerialisator. Es klickte leise, als sich die Türe hinter ihnen schloss. Es folgte ein Summen, das den Beginn der Rotation anzeigte.

Danach herrschte völlige Stille. Skrudar saß eine Weile wie versteinert da und merkte nicht, dass auch er direkt in die laufende Kamera blickte.

Wusste er wirklich genau, was er tat?

Nach einer Weile breitete sich ein hässliches Grinsen auf seinem Gesicht aus: „Nicht mit mir. So nicht“, sagte er böse und hieb mit der Faust auf die Schreibtischplatte. Schließlich erhob er sich schwerfällig, steckte die Pistole in die Manteltasche und stapfte aus dem Projektraum. Die Kamera zeigte 03:00.

Eddie reagierte als erster: „Wir müssen los!“ Als ich in meinem Schock nicht sofort reagierte, versetzte er mir einen Stoß: „Wir dürfen keine Zeit verlieren, nimm den Laptop!“ Wie zwei Verrückte stürzten wir aus dem Gebäude, warfen uns ins Auto und rasten davon.

Es war etwa fünf Uhr, als wir die städtische Müllhalde erreichten. Zögernd betraten wir das riesige Areal mit seinen gewaltigen Abfallbergen. Nachdem wir eine Weile ziellos herumgeirrt waren, hörten wir plötzlich ein Wimmern, das uns durch Mark und Bein drang. Wir folgten dem Geheul, das auf- und abschwoll, jedoch nie ganz verstummte.

So gelangten wir zu einer leeren, von Autowracks eingerahmten Fläche. Wie gelähmt starrten wir auf die Szene, die sich uns dort darbot: Nackt krümmten sich zwei entstellte Geschöpfe auf der Erde. Das größere bemerkte uns und glotzte zu uns hin. Sein Kopf ragte aus der Bauchhöhle, in seinem Maul sprossen spitz und scharf aussehende Zähne und aus den Schultern wuchsen affenartige, überlange Arme. Das Wesen stand auf schiefen, stämmigen Beinen. Die Gesichtszüge erinnerten an ... Michael? Als er aber auf uns zuwankte und dabei schrille Schreie ausstieß, wichen wir entsetzt zurück.

Der Körper von „Inge“ war zu einem Kloß zusammengestaucht. Eines ihrer Augen stierte aus dem linken Handteller, das zweite prangte mitten auf der deformierten Stirn. Eddie fasste sich schneller wieder als ich: „Judith, wir müssen sofort Staatsanwaltschaft und Presse informieren! Das Video löscht sich bald und dann haben wir keine Beweise!“

„Genau! Skrudar wird sagen, ein paar verrückte Wissenschaftler haben an sich selber Experimente durchgeführt. Und wenn er erfährt, was wir wissen, bringt er uns um!“

In dem Augenblick, als ich das Handy nahm, löste sich ein dunkler Schatten aus den Müllbergen.

„Schade, eigentlich wollte ich nur die zwei Hübschen da terminieren.“ Skrudar wies mit seiner Waffe auf Michael und Inge. „Aber jetzt seid ihr mit dabei. Los vorwärts!“

Er trieb uns in eine dunkle Abfallgasse hinein. „Hier wird euch niemand finden!“, stieß er hervor und mir war, als könnte ich seinen heißen Atem im Nacken spüren. „Stehenbleiben!“

Zitternd standen wir bei einem ausgehöhlten Autowrack mit dem Rücken zu ihm, und erwarteten den tödlichen Schuss. Eddie fasste nach meiner Hand, die ich fest zum Abschied drückte.

Aber nichts passierte. Stattdessen hörten wir einen markerschütternden, schrillen Schrei. Dann Stille.

Als wir es endlich wagten, uns umzudrehen, sahen wir Michael über den am Boden liegenden Skrudar gebeugt. Sein Maul war weit aufgerissen und die spitzen Zähne darin triefen vor Blut. Auf seinen wackeligen Beinen musste er uns gefolgt sein, hatte sich auf Skrudar gestürzt, mit seinen Pranken seinen Brustkorb geöffnet und ihm brutal das Herz herausgerissen.

Als Presse und Polizei endlich eingetroffen waren, konnten die Journalisten nur noch das qualvolle Sterben der beiden bemitleidenswerten Kreaturen filmen. Gegen Mittag starb Inge, kurz darauf Michael.

Und es schien, dass Michael in einem letzten Anflug von Bewusstsein ein Wort zu formen versuchte, es in die kalte Luft des Spätherbstes hinein-hauchte: „Verzeih...!“



Kurzvita

Charlotte Nickl

Ich bin Charlotte Nickl aus Österreich. Nachdem ich in Graz/Steiermark eine Kunstschule im Fach Keramik beendet hatte, studierte ich Slawistik und begann dann Sprachen zu unterrichten. Zwei Jahre lang war ich Fremdsprachenlektorin in Kiew. Derzeit lebe ich in Wien, wo ich Sprachtrainerin bin.

Als Künstlerin bin ich ein Mensch, der sich nur sehr ungern ganz für ein künstlerisches Medium entscheiden will: Literatur, Malerei, Musik und Tanz sind meine großen Lieben im Leben!

In den letzten Jahren ist aber mein Interesse am Schreiben immer mehr in den Vordergrund gerückt. Nachdem ich ein Fernstudium für kreatives Schreiben abgeschlossen hatte, kam ich in verschiedene Schreibforen, wo ich auch handwerklich sehr viel dazulernte.

Wenn ich mich heute frage, warum ich schreibe, könnte ich sagen:

„Ich schreibe, also bin ich!“

In meinen inneren Welten lasse ich mich gerne von den Figuren „verführen“.

Und dann wird alles möglich!

Thematisch bin ich vielseitig und experimentierfreudig. Fantastische Geschichten liebe ich jedoch besonders, weil sie uns aus dem oft allzu vorhersagbarem Alltag hinausführen.



Kawumm!

Sascha Rimpl

Als ich wieder aufwache, bin ich tot.
Und irgendwie trifft mich das jetzt alles ganz unvorbereitet. Mit so einer unerfreulichen Entwicklung der Dinge hätte ja nun wirklich niemand rechnen können. Am wenigsten ich... Nichts deutete im Vorfeld auf einen derart hinterhältigen Anschlag hin: Keine zwielichtigen Typen, die sich vor meinem Haus herumdrückten. Keine unmissverständlich formulierten Morddrohungen. Kein verdächtiges Prickeln im Nacken und das damit einhergehende Gefühl, verfolgt zu werden. Im Nachhinein betrachtet, hatte sich mein Instinkt als eine unzu-

verlässige Schlampe erwiesen.

Ich bin immer noch, gelinde gesagt, mehr als nur ein bisschen überrascht. Da geht man abends guter Dinge, nichts Böses ahnend, ins Bett, um dann am nächsten Morgen schockiert festzustellen, dass man – surprise surprise – den sicheren Hafen des Diesseits verlassen hat und bereits auf dem Styx dahin schippert.

Fahrig knipse ich die Nachttischlampe an. In meinem Schlafzimmer sieht es aus wie in einem Schlachthof. Alles ist mit Blut besudelt: das Bett, der Fußboden, sogar bis an die Wand ist es gespritzt. So eine verdammte Sauerei! Die Tapete ist ruiniert. Wie soll ich das bloß jemals wieder sauber bekommen?

In meiner linken Brust klafft ein an den Rändern ausgefranstes, etwa münzgroßes Loch. Ein dünner Rauchfaden kräuselt sich träge daraus hervor. Vorsichtig stecke ich einen Finger hinein und pule ein wenig darin herum, doch außer einem dumpfen Druck, verspüre ich verblüffenderweise nichts.

Ich schlage die blutdurchtränkte Bettdecke beiseite, stehe auf und begutachte meinen Rücken im milchigen Glas des Spiegels. Mein linkes Schulterblatt verschwindet in einer hässlichen Wunde, die so groß ist, dass locker eine meiner Fäuste hineinpassen würde, wahrscheinlich sogar beide. Allerdings fehlt mir die Gelenkigkeit, um diesen Tatbestand zu überprüfen.

Dennoch ist die Beweislage erdrückend und lässt nur einen logischen Schluss zu: Irgend so ein Mistkerl hat mich hinterrücks abgeknallt. Und ich habe nicht das Geringste davon mitbekommen. Natürlich immer vorausgesetzt, dass es sich hierbei nicht um einen beschissenen Albtraum handelt.

Japsend stürze ich zum Fenster. Vielleicht hilft frische Luft.

Mit einer ruckartigen Bewegung ziehe ich die Vorhänge zurück und bin kurz davor, zusammenzubrechen. Meine Knie schlackern unkontrolliert hin und her. Nur unter Aufbietung all meiner Willenskraft gelingt es mir, aufrecht stehen zu bleiben.

Unzählige Male habe ich schon aus diesem Fenster geschaut. Das Pano-

rama, die Skyline der Stadt, die mir seit Jahren vertraute Aussicht hat sich auf der Innenseite meiner Netzhaut eingebrannt – ich kann das alles mit geschlossenen Augen vor mir sehen. Doch der Anblick, der sich mir nun bietet, lässt in mir den Drang aufkommen, mich ausgiebig zu übergeben.

Die Stadt ist verschwunden.

Anstelle ihrer breitet sich vor meinen Augen eine unendlich scheinende, monströse Einöde aus. Völlig konturlos, kein Berg, kein Baum, nicht ein einziger kümmerlicher Strauch ist zu sehen. Die Landschaft ist so leer, wie mein Kopf sich gerade anfühlt. Eine unermessliche Weite, die bis an den hellroten Himmel reicht, der alles in diffuses Dämmerlicht taucht.

Langsam senke ich meinen Blick, und dort, wo sich eigentlich die Straße befinden müsste, in der noch gestern mein schrottreifer Ford parkte, wo die krakelenden Blagen aus meiner Nachbarschaft und der Lärm vorbei fahrender Autos ständig meinen Mittagsschlaf störten – dort herrscht nun eine gänzlich andere Art von Verkehr:

Eine schier unendliche Zahl an gebückten, in Lumpen gehüllten, von Verletzungen und Tod gezeichneten Personen schlurft an meinem Haus vorbei. Eine gottverdammte Armee von Zombies! Ich sehe Männer und Frauen, sich an den allmählich verwesenden Händen haltend, Kinder und Alte, sogar Tiere. Ein Stück weiter vorne trottet ein Elefant, schwankt bedrohlich hin und her. Wie bleiche Krallenfinger ragen seine Rippen aus einer klaffenden Wunde an seiner Flanke.

Hier und da tauchen Wesen aus der Masse auf, die definitiv keiner mir bekannten Spezies zuzuordnen sind. Ihre Gesichter verborgen unter blutbefleckten, siffigen Bandagen. Sie überragen den trostlosen Zug um mindestens das Doppelte und ihre tentakelartigen Arme peitschen klatschend über die Köpfe der dahin dümpelnden Gemeinde. Assoziationen an Schäfer, die ihre Herde vor sich hertreiben, kommen mir spontan in den Sinn. Aber ich bezweifle stark, dass es am Ende der Reise eine Wiese mit saftig grünem Gras oder ähnlich Leckerem geben wird.

Der Strom quält sich zähflüssig vorwärts, hier, direkt unter meinem Fenster, mit einer Breite von mindestens zwei Fußballfeldern, sich mit zunehmender Entfernung verjüngend, bis er sich schlussendlich als dünne Linie

mit dem Horizont vereint. Das müssen Hunderttausende sein, wenn nicht sogar Millionen!

Als ich die Fensterscheibe berühre, löst sie sich unter meinen Handflächen auf. Der Gestank von verfaulten Eiern, vermischt mit widerlich süßem Verwesungsgeruch, raubt mir den Atem.

Aus den Augenwinkeln nehme ich eine Bewegung wahr. Eine Gestalt löst sich mit einem mächtigen Sprung aus der Masse und landet direkt vor mir auf dem Fensterbrett. Sie ähnelt entfernt einem Känguru, dem man allerdings das Fell über die Ohren gezogen hat. Der Kopf hebt sich jedoch auf fast schon komische Weise vom Gesamtbild ab. Er erinnert mich an eine der Kröten, die ich als kleiner Junge immer gefangen habe, um sie dann abends meiner Schwester ins Bett zu legen.

Die Kreatur mustert mich mit abschätzendem Blick, präsentiert ihre spitzen Zähne.

„Julius, alter Freund, willkommen zu tausend Jahren Schmerz und Pein. So lange haben wir nun schon auf dich gewartet.“

„Was... was soll der Scheiß?“, krächze ich, erschrocken vom merkwürdig dünnen Klang meiner Stimme. „Wer bist du?“

„Ich bin Hurenlou, sechster Karnalsekretär des Potentaten des Atryum. Meinen Herren wirst du in Bälde persönlich kennenlernen.“

„Oh man... was für ein beschissener Name“, nuschle ich kopfschüttelnd. „Hurenlou...“

Der kleine hässliche Kerl starrt mich an und leckt sich mit seiner langen, blauen Zunge genüsslich über die verkrusteten Augen. „Spott kennzeichnet den Mann kleingeistigen Verstandes“, sagt er, ohne den Blick von mir abzuwenden.

„Was hat das hier verdammt noch mal zu bedeuten?“, schreie ich das freche Vieh an. „Ich meine... ich meine... wo ist die Stadt hin verschwunden? Wo ist alles hin...“

„Ach Julius, dein Unverständnis und deine Ignoranz sind allumfassend. Aber ich kann dich zu einem Ort führen, an dem sich jegliche Wahrheit erschließt“, fährt Hurenlou fort, während er sich mit der rechten Hand genüsslich zwischen den Beinen kratzt. „Ich zeige dir, was war, was ist

und was sein wird und dort wirst auch du lernen zu verstehen.“

„Ich verstehe überhaupt nichts mehr! In was für einem beschissenen Albtraum bin ich hier bloß gelandet?“

Ein Rumpeln und Poltern kommt aus den Untiefen meiner Wohnung. Ich werfe einen Blick über die Schulter. Doch da ist niemand.

„Komm Julius, eile dich. Ich werde dein Begleiter sein. Schau nicht zurück. Du kannst nicht ewig in deinen Erinnerungen wohnen; sie zerfallen zu Staub, irgendwann, früher oder später.“

Ich kann dieses einfältige Gequatsche nicht länger ertragen.

„Verpiss dich! Geh zur Hölle!“, brülle ich aus Leibeskräften, woraufhin Hurenlou in schallendes Gelächter ausbricht, einen zirkusreifen Salto rückwärts vollführt und weiter unten auf den Schultern eines hinkenden Mannes landet.

Der Dämon winkt zum Abschied.

Von mir bekommt er den Mittelfinger.

Ich wende mich ab, weg von hier.

Im Wohnzimmer schälen sich die Tapete und der Putz von den Wänden, an manchen Stellen klaffen Löcher im Mauerwerk, durch die ein sanftes Rotlicht den Raum erhellt. Mein Plasmafernseher fliegt rotierend durchs Zimmer, der Schreibtisch aus Massivholz schwebt unter der Decke.

Stolpernd bewege ich mich vorwärts. Über sich hochwölbende Fußboden-dielen, aus denen rostige Nägel senkrecht emporschießen.

Endlich habe ich es verstanden. Habe kapiert, was ich jetzt, in dieser ausweglosen Situation am dringendsten benötige...

Eine Zigarette und einen ordentlichen Drink.

Einen doppelten Scotch... mindestens...



Kurzvita

Sascha Rimpl

Sascha Rimpl wurde 1977 in Sachsen-Anhalt geboren. Dort wohnte er in dem beschaulichen Städtchen Oschersleben. Bereits in jungen Jahren verspürte er den Drang, sich in irgendeiner Art und Weise künstlerisch zu entfalten. So spielte er mehr als 15 Jahre in diversen Rock- und Metalbands. Bis er schlussendlich seine Gitarre an den Nagel hängte und sich seiner zweiten Leidenschaft – dem Schreiben – zuwandte.

Momentan arbeitet er an seinem ersten Roman.

Seit Anfang 2014 lebt er mit seiner Familie auf der Kanareninsel Fuerteventura.





Kopfsprung mit Todesfolge

Dr. med. Barbara Bellmann

Sorgenfrei, „welch passender Name für ein Lokal“, dachte Heinrich Belschus als er bei einem Feierabendbier mitten in Schöneberg saß. Die Sorgen des Kommissars verflüchtigten sich und auch der bevorstehende Kaiserschnitt seiner Frau am kommenden Nachmittag erschien weniger bedrohlich. In dem Moment als er sich entspannt zurücklehnte klingelte sein Handy. Schon der Klingelton verriet den beruflichen Charakter des Gespräches. „Kann man denn nicht mal in Ruhe sein Bier trinken?“, grummelte er und nahm ab. „Belschus, Sie müssen sofort kommen. Wir haben eine Leiche im Schöneberger Schwebestad! Und die Betonung liegt auf sofort!“, brüllte

sein Chef in den Hörer bevor er irgendetwas sagen konnte. „Ja, ja schon gut. Eile mit Weile“, brummte Belschau in den Hörer. „Geben Sie Gas oder wollen Sie morgen die Ankunft Ihres Sprösslings verpassen. Wenn der Fall bis dahin nicht gelöst ist, sind Sie dienstverpflichtet! Haben wir uns verstanden!“ Mit seinem Chef war heute nicht zu spaßen. Schnell zog Belschau seine Jacke an und machte sich über die Goltzstraße auf den Weg zum Schwebepad. Er ignorierte die vielen Schaulustigen und ging in die Halle mit dem Schwebepad. Dort sah er das Problem. Ein Mann mittleren Alters schwamm mit dem Gesicht nach unten im Wasser. Er hatte braune Haare und trug eine rote Badehose. Seine Haut fing an sich von seinem Körper zu lösen. Die ersten Hautfetzen schwammen bereits im Wasser. Er musste sich das näher ansehen. „Bleiben Sie zurück! Vorsicht!“, rief einer der umstehenden Polizisten. „Das Wasser ist mit Salzsäure versetzt!“ Belschau wich zurück. „Ja, geschrien hat er wie am Spieß, nachdem er einen Kopfsprung in das Wasser gemacht hat!“, murmelte der alte Bademeister. „Ich wollte ihm ja helfen, aber Eigenschutz geht vor Fremdschutz. Das weiß ja jedes Kind! Und außerdem, wer macht schon einen Kopfsprung in ein Schwebepad?! Das war bestimmt ein Verrückter.“ Der Kommissar sah von einem zum anderen. Er beschloss für sich, dass ihm da kein Urteil zustand und dass er es sonst womöglich mit zwei Toten zu tun gehabt hätte. Lieber schaute er sich den Tatort genauer an. Langsam umrundete er das Becken. Hinter einem Blumenkübel auf dem Fliesenboden glitzerten Glassplitter im Licht. „Sowas sollte in einem Schwimmbad aber nicht vorkommen“, murmelte er. Wenn sein Sohn sich in Zukunft daran verletzte, dann würde er dem Bademeister die Leviten lesen, egal wessen Selbstschutz vor was auch immer ging. Er rückte den Blumenkübel zur Seite. Die Glassplitter stammten von einem zerbrochenen Reagenzglas. Zwei lagen noch unbeschadet daneben. „Roger, ich habe da was für dich, was du dir mal anschauen solltest!“ Er winkte einen jüngeren Kollegen zu sich. „Lass das mal im Labor untersuchen!“, wies Belschau ihn an. Er setzte seinen Rundgang fort. Auf einer Bank nahe des Schwimmbeckens, aus dem mittlerweile der Tote entfernt worden war, stand eine Badetasche. Belschau öffnete

sie. Zahlreiche Schulhefte lagen darin und eine Geldbörse. „Nikolaus Garlowski, 18.6.1967“, las er laut die Daten des Personalausweises vor. „Nun wissen wir schon mal, wer du bist mein Lieber und wer dir das Leben ausgehaucht hat, das bekommen wir auch schon noch raus, und das am besten bis morgen Nachmittag, da habe ich nämlich einen wichtigen Termin.“ Auf den Heften stand der Name einer Schule in der Goltzstraße und auf einem losen Blatt war die Notenverteilung der Schüler aufgezeichnet. Offensichtlich handelte es sich um eine Chemiewerkstatt. „Na, da wären wohl einige Schüler froh, wenn sie ihre Arbeit morgen nicht zurückbekommen hätten“, grinste der Kommissar.

Als die Schulglocke am nächsten Morgen um acht geläutet hatte, betrat Belschau die Schule. Pünktlichkeit war schon damals nicht seine Stärke gewesen und jetzt klingelte auch noch sein Handy im Schulgebäude. Früher hätte ihm das eine ausgedehnte Strafarbeit eingehandelt, gut dass die Zeiten vorbei waren. Er hob ab. Roger teilte ihm mit, dass es sich bei den Reagenzgläsern um schulübliche Gläser handelte und ihr Inhalt hochkonzentrierte Salzsäure gewesen war, die Gleiche wie sie auch in den Proben vom Schwebepad gefunden worden waren. „Na, dann wollen wir mal sehen!“ raunte Belschau bevor er auflegte und mit den Schulheften im Arm das Klassenzimmer der 11. Klasse betrat. Dreißig Augenpaare schauten ihn überrascht an. „Mein Name ist Belschau“, stellte er sich vor. „Ich vertrete euren Klassenlehrer heute und möchte euch in seinem Namen eure Klassenarbeit wiedergeben. Ich bitte euch vor dem Klassenzimmer zu warten und werde euch einzeln aufrufen.“ Murrend begaben sich die Schüler vor die Tür des Klassenzimmers. Als erstes rief er Emelie Bergmann auf. Die blonde Schülerin kam selbstsicher auf ihn zu. „Geben Sie mir jetzt meine Eins zurück?“, fragte sie. „Naja, diesmal ist es wohl nur eine Zwei geworden. Magst du den Chemielehrer, nur mal so unter uns?“ Die Schülerin lehnte sich verträumt zurück. „Ja, ich und meine Freundinnen mögen ihn sehr. Er sieht so gut aus und wir glauben, dass er keine Freundin hat.“ Belschau kratzte sich unbeholfen am Kopf. „Ähm, ja dann habe ich erst mal keine weiteren Fragen!“ In diesem Augenblick knallte ein Fußball an

die Scheibe, welche zum Glück unbeschadet blieb. Emelie stürzte ans Fenster. „Das ist Erik Wagner. Er ist der schlechteste Schüler in Chemie und macht immer nur das, was er will.“ Belschus wunderte sich, wie viel sich seit seiner Jugend in der Schule verändert hatte. Er rief den nächsten Schüler herein, Mark Dainhaus und dann alphabetisch die Nächsten. Um elf Uhr war er erst bei der Hälfte der Schüler angekommen und dem Mörder keinen Schritt näher. Er grübelte, vielleicht war der Täter ja doch kein Schüler. Die Zeit drängte und seine Frau hatte schon acht Mal angerufen. Laut rief Belschus alle Schüler erneut in das Klassenzimmer. „So wir machen einen Ausflug. In einer Stunde treffen wir uns alle im Schwebepad und zwar alle. Wer nicht kommt, den lasse ich persönlich von zu Hause abholen!“

Pünktlich um zwölf Uhr standen alle Schüler im Schwebepad. „Ich werde euch einzeln reinholen und ihr bekommt eine Aufgabe von mir. Und nun raus jetzt. Emelie du bleibst als erste hier.“ Emelie blieb am Rand des Beckens stehen. „Ich möchte, dass du eine Runde schwimmst und dann den hinteren Ausgang nimmst.“ Etwas verwundert tat Emelie, was ihr aufgetragen wurde. Belschus machte es sich auf der beheizten Bank bequem und beobachtete die Schüler. Einer nach dem anderen durchquerte das Becken. Als Letzter kam Erik Wagner an die Reihe. Unschlüssig blieb er an dem Beckenrand stehen. „Ich mache das nicht!“ rief er wütend und verschränkte die Arme vor der Brust. Belschus wurde hellhörig und näherte sich. Erik wich zurück. „Warum willst du das nicht machen? Wovor hast du Angst?“, provozierte ihn Belschus. „Vor nichts!“ konterte Erik. „Dann macht dir das sicher nichts aus!“ schrie Belschus und gab Erik einen Stoß, so dass dieser ins Becken fiel. „Hilfe, ich werde sterben, es brennt! Es reicht doch, dass der Pauker tot ist.“ Erik stieß einen Schrei aus. Der Kommissar stand zufrieden am Beckenrand. „Komm raus Erik, wir haben das Wasser schon ausgetauscht. Ich denke die Ermittlungen sind abgeschlossen. Niemand wusste von dem Tod eures Lehrers geschweige den von der Salzsäure. Was hast du dir bloß dabei gedacht?“ Erik tobte. „Immer hat er mir gesagt, was ich für ein Idiot bin. Dabei

war ich nur in Chemie schlecht. Nach der letzten Arbeit wusste ich, dass ich auch dort versagt habe und dafür sollte er büßen und zwar auf die chemische Art. Ich habe ihm einen Gutschein für das Schwebepad in sein Fach in der Schule gelegt und es so aussehen lassen, als habe er in einem Kreuzworträtsel gewonnen. Und dazu habe ich geschrieben, er bekommt ein Freigetränk, wenn er einen Kopfsprung in das Becken macht. Welcher Trottel macht schon sonst einen Kopfsprung in ein Schwebepad!? Ich folgte ihm. Als er sich umgezogen hat, habe ich die Salzsäure in das Wasser getan. Zum Glück waren keine anderen Leute im Becken, aber der alte Bademeister kam und ich musste mich hinter dem Blumenkübel verstecken. Dann ging alles so schnell und ich bin abgehauen. Er hat es nicht besser verdient!“ Eriks Gesicht bekam einen hässlichen Ausdruck. Belschus ließ ihn abführen, da er den Schüler nicht länger ertragen konnte. Als er am Nachmittag stolz seinen Sohn im Arm hielt, dachte er: „Hoffentlich bringst du nur deine Eltern um den Verstand und nicht andere Leute um die Ecke. Aber da passen wir schon auf dich auf.“



Kurzvita

Dr. med. Barbara Bellmann

Dr. med. Barbara Bellmann wurde 1984 in Hagen/Westfalen geboren. Nach dem Studium der Humanmedizin an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn begann sie in Aachen ihre Facharztausbildung zur Kardiologin am dortigen Universitätsklinikum. Im Sommer 2013 setzte sie ihren Weg in Berlin fort. Sport und Literatur begeistern sie neben ihrer Tätigkeit als Ärztin. Seit einigen Jahren widmet sie sich nach der Arbeit ihrer Leidenschaft dem Schreiben. Hier konnte sie schon erste Erfolge erzielen.



Erwachen

Jenifer Alejandra Steinmetz

Das Erste, was ich sah, als ich die Augen öffnete, war – nichts. Ich war von einer so erdrückenden Dunkelheit umgeben, dass ich Panik bekam.

Dunkelheit war das, wovor ich mich am meisten fürchtete, denn man konnte nie wissen, was sich in ihrem Inneren verbarg. Mein Atem wurde schneller, der Herzschlag dröhnte in meinen Ohren, ich schnappte nach Luft.

Einmal.
Zweimal.
Dreimal.
Was war passiert? Wo war ich?
Und dann war da plötzlich dieser Schmerz.
Es pochte und hämmerte, als würde jemand meinen Kopf von innen mit einem Hammer zerschlagen wollen.
Ruhig, dachte ich, ganz ruhig.
Doch der Schmerz in meinem Kopf betäubte all meine Sinne.
Plötzlich nahm ich ein Geräusch wahr.
Ein leises Rascheln,
ich blickte nach links, aus dieser Richtung vermutete ich das Geräusch.
Zum Glück gewöhnten sich meine Augen nun langsam an die Dunkelheit.
Wie viele Minuten wohl vergangen waren? Ich wusste es nicht.
Doch nun sah ich immerhin, dass ich mich in einem kleinen Raum befand.
Es gab sogar ein Fenster, doch was war das?
Ein Gitter hinter den Scheiben?
Wo zum Teufel war ich?
Weiter kam ich mit meinen Gedanken nicht,
denn ich nahm erneut das Rascheln wahr.
Dieses Mal war es lauter.
Als ich einen Kopf in Richtung des Raschelns drehte, gefror mir das Blut in den Adern, denn aus der Ecke des Raumes erhob sich eine dunkle Gestalt, die langsam auf mich zukam.
Ich wollte schreien, doch es ging nicht.
Meine Kehle war wie zugeschnürt.
Das Adrenalin übermannte meinen Körper, jede winzige Faser meiner Muskeln war zum Zerbersten gespannt.
Ich wollte meine Arme heben, meine Beine bewegen, doch es war unmöglich.
Warum war ich bewegungsunfähig?

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich mit meinem Oberkörper, meinen Händen und Füßen fixiert war.
Fixiert auf einer harten Unterlage.
Mein Blick richtete sich starr auf das andere Ende des Raumes.
Die Gestalt kam immer näher.
Nur noch wenige Schritte und...
Ja was würde mit mir passieren?
Wer war dieser Mensch?
Was wollte er von mir?
Ich konnte nicht mehr klar denken –
Ich wünschte mir nur, dass es endlich vorbei war –
In meiner Verzweiflung und grenzenloser Angst schloss ich die Augen.
Dann verlor ich das Bewusstsein.

Als ich erneut erwachte, bemerkte ich erleichtert, dass ich nicht mehr in dem dunklen Raum war.
Ich befand mich in meinem Schlafzimmer auf meinem großen gemütlichen Bett und spürte die warmen Sonnenstrahlen des beginnenden Tages auf meiner Nase.
Ich seufzte tief.
Nur ein schrecklicher Traum, dachte ich und schmunzelte über meine vorherige Angst.
Sie erschien mir nun so unwirklich.
Aber genau das war ja das Skurrile an diesen Alpträumen, dachte ich, *dass man sie oftmals nicht von der Realität unterscheiden kann.*
Aber dieser Morgen war viel zu schön, um sich Gedanken über meinen Traum zu machen. Nach langer Zeit fühlte ich mich wieder einmal richtig ausgeruht und voller Tatendrang.
Ich beschloss, erst einmal einen heißen Kaffee zu trinken und ging aus meinem Schlafzimmer hinunter in die Küche.
Es war eine große Küche im amerikanischen Stil, genau so, wie ich es mir immer gewünscht hatte.

Mein Ehemann Marc erwartete mich bereits.
Doch er sah so verändert aus.
Dieser Blick –
So hatte er mich nie zuvor angesehen.
„Ich werde dich verlassen“, sagte er plötzlich und sah mich mit einem unterkühlten und genauso verletzten Blick an.
Hatte er geweint?
„Was meinst du?“ Es war mir völlig unverständlich, worauf er hinaus wollte.
„Du hast es wieder verdrängt? Weißt du denn nicht mehr, was letzte Nacht geschehen ist?
Was du getan hast?“
„Nein“, flüsterte ich.

Was er mir dann erzählte, wollte ich ihm nicht glauben. Es konnte einfach nicht wahr sein.
„Du hast wieder Stimmen gehört, du warst völlig durcheinander und aggressiv.
Die Stimmen schienen dir etwas zu befehlen, dir zu drohen.
Du wolltest sie zum Schweigen bringen, schriest gegen sie an. Immer lauter, immer lauter.
Es war die Stimme unserer Tochter – ich versuchte dich zu beruhigen, doch ich konnte dich nicht aufhalten.
Du bist in das Zimmer unserer Tochter gerannt und hast die Tür zugeschlossen, verdammt, sie war doch erst 9 Jahre alt.“
Marc liefen Tränen über das Gesicht und er war unfähig zu sprechen.
Wieso war? fragte ich mich und mir kam ein schrecklicher Gedanke, den ich mich nicht traute zu Ende zu bringen.
„Ich hörte nur dein Schreien, dein Schreien, das den Stimmen in deinem Kopf galt und dann war plötzlich alles ruhig.
Du kamst aus dem Zimmer, leichenblass, zitternd am ganzen Körper, ich stürmte an dir vorbei, auf das Bett unserer Tochter zu.“
Seine Stimme versagte.

Das Erste, was ich sah, als ich die Augen öffnete, war – nichts.
Nach einigen Minuten hatten sich meine Augen ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt.
Wieder nur ein böser Traum, dachte ich und war so froh darüber zu wissen, dass es Elli und Marc gut ging. Bald würde ich sie wiedersehen.
Plötzlich nahm ich ein leises Rascheln wahr.
Als ich meinen Kopf in Richtung des Raschelns drehte, gefror mir das Blut in den Adern, denn aus der Ecke des Raumes erhob sich eine dunkle Gestalt, die langsam auf mich zukam. Ich wollte schreien, doch es ging nicht. Meine Kehle war wie zugeschnürt.
Das Adrenalin übermannte meinen Körper, jede winzige Faser meiner Muskeln war zum Zerbersten gespannt.
Ich wollte meine Arme heben, meine Beine bewegen, doch es war unmöglich.

Warum war ich bewegungsunfähig?

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich mit meinem Oberkörper, meinen Händen und Füßen fixiert war.
Fixiert auf einer harten Unterlage.

„Keine Angst, es passiert Ihnen nichts“, sagte die Gestalt plötzlich und blickte mich mit freundlichen Augen an...
„Sie sind in einer psychiatrischen Klinik, ich bin Ihr behandelnder Arzt, Dr. Robert Meier.
Sie sind an den Gliedmaßen fixiert worden, um weder sich noch andere Menschen verletzen zu können.“
„Warum bin ich hier?“, fragte ich mit zitteriger Stimme.
Ich hatte solche Angst –
„Sie sind nun seit einem halben Jahr bei uns. Sie haben letzten Sommer im Wahn ihre Tochter umgebracht, versuchen Dieses jedoch zu verdrängen und ungeschehen zu machen, indem Sie sich einreden, der Aufenthalt hier bei uns sei nur ein Alptraum, aus dem Sie demnächst erwachen werden und dass dann alles so wird wie früher.“

Ebenso denken Sie, dass die Tat nie geschehen ist, dass es sich um einen Alptraum handelt.

Jedoch träumen Sie sehr oft von Ihrer Tat und Ihrem letzten Gespräch mit Marc.

Leider können Sie sich auch an unsere vielen Gespräche nicht mehr erinnern, da sich Ihr Gehirn in eine eigene Welt flüchtet, um den unendlichen Schmerz über den Verlust ihrer Tochter erträglich zu machen.

Es vergeht kein Tag, an dem Sie nicht fragen, wann Sie ihren Mann und ihre Tochter wiedersehen können.

Doch wie an jedem Tag zuvor, muss ich Ihnen leider sagen, dass Sie die beiden nie wieder sehen werden.

Es tut mir wirklich sehr leid.“

Es war also kein böser Traum gewesen, wie ich es angenommen hatte.

Es war die grausame Realität, die mir mein Leben genommen hatte.

Ich war nicht mehr in der Lage Traum und Realität zu unterscheiden.

Und auch während ich diese Gedanken hatte, war ich nicht sicher, ob ich nicht gleich neben meinem Ehemann Marc erwachen würde.

Kurzvita

Jenifer Alejandra Steinmetz

Ich heiße Jenifer Alejandra Steinmetz, bin 22 Jahre alt und lebe in Hamburg. Mit dem Schreiben begann ich schon im Grundschulalter. Damals waren es Kurzgeschichten aller Art.

Im Alter von 15 Jahren fing ich dann an, Gedichte zu schreiben.

Ungefähr 3 Jahre später nahm ich an Schreibwettbewerben mit unterschiedlichen Schwerpunkten teil und hatte das große Glück, meine Gedichte in den Anthologien verschiedener Verlage veröffentlichen zu dürfen.

Die Geschichte, die Sie hier lesen können, ist meine erste Kurzgeschichte seit vielen Jahren.





Feenaugen und Elfenflügel

Britta Bendixen

Hast du meine Flügel gesehen?“
„Lagen sie nicht auf dem Bett?“ Jonathan musste rufen, um den Rasierapparat zu übertönen.
„Da sind sie aber nicht!“
Er seufzte, drehte dem Rasierer den Saft ab und ging ins Schlafzimmer. Dort stand Samantha und wies anklagend auf das unordentliche Bett.
„Siehst du? Nichts!“
Er trat auf das Gewühl aus Kissen, Decken und Klamotten zu, hob sein Peter-Pan-Kostüm hoch und warf Samantha einen genervten Blick zu.

„Da sind sie doch. Auf die Idee, mal unter die Sachen zu gucken, hättest du auch kommen können.“

„Warum schmeißt du auch dein Kostüm auf meine Flügel?“

„War keine Absicht. Reg dich ab, nun hast du sie ja wieder.“

Er ging zurück ins Bad und schaltete den Rasierer wieder ein. Samantha kam hinterher und steckte sich Perlenohrringe an. Er musste zugeben, dass sie als Tinkerbelle wirklich zum Anbeißen aussah. Das grüne Kleidchen stand ihr hervorragend und ließ sie gemeinsam mit den filigranen Flügeln süßer und unschuldiger aussehen, als sie war.

„Wie heißt der Typ nochmal, der die Party schmeißt?“

„Pete Jeffries.“ Jonathan schaltete den Rasierer aus. „Er hat tierisch Kohle. Wenn ich ihn als neuen Auftraggeber gewinnen kann, ist das fast so gut wie ein Sechser im Lotto.“

„Wie ist er denn so?“ Samantha beugte sich näher zum Spiegel, um ihr Make-up zu überprüfen.

Ihr Freund zuckte mit den Achseln. „Er ist ganz nett, aber auch ein bisschen ... merkwürdig.“

„Wie meinst du das?“

„Na ja, irgendwie ist er mir unheimlich“, gab Jonathan zu. „Er hat ein blaues und ein braunes Auge und einen Blick ... Ich weiß nicht. So, als könne er einem bis in die Seele sehen. Aber solange er zahlt, ist mir das egal.“

„Ein blaues und ein braunes Auge?“ Samantha grinste. „Weißt du, wie man das nennt? Feenaugen.“

„Echt?“ Jonathan runzelte die Stirn. „Hab ich noch nie gehört.“

„Du bist ja auch nicht so belesen wie ich.“ Samantha verteilte noch etwas Rouge auf ihren Wangen. „Sind viele Gäste eingeladen?“

„Keine Ahnung, ich habe nicht gefragt. Aber sicher kennt er eine ganze Menge Leute. Ich hab gehört, seine Halloween-Partys sind legendär. Und so richtig schön spooky. Er legt viel Wert auf eine echt gruselige Atmosphäre. Das wird bestimmt klasse.“

Jonathan ließ den Motor laufen. Gemeinsam mit Samantha sah er hinü-

ber zu einem Haus mit spitzem Dach und mehreren Giebeln. Es verschmolz beinahe mit der Schwärze der Nacht. Nur das Schild mit der Hausnummer 721 war schwach beleuchtet, so dass man die Zahl gerade eben erkennen konnte.

Auch in den Nachbarhäusern brannte kein Licht. Wie finstere Wächter ragten sie von allen Seiten auf und schienen immer näher zu kommen. Zumindest kam es Samantha so vor.

„Bist du wirklich sicher, dass das die richtige Adresse ist?“, flüsterte sie.

Er nickte. „Hundertprozentig.“

„Aber hier stehen keine Autos, es ist alles dunkel ... Wir sind bestimmt falsch.“

Jonathan reichte ihr eine Visitenkarte. „Hier, lies selbst. Das ist die Straße. Und die Hausnummer stimmt auch.“

Samantha schaltete das Innenlicht ein, sah auf die Karte und schüttelte ratlos den Kopf.

„Ich kapiere das nicht. Das ergibt doch keinen Sinn.“

„Vielleicht sollten wir einfach hingehen und klingeln“, schlug er vor. „Dann wird sich ja zeigen, ob wir richtig sind oder nicht. Vermutlich gehört das zu seinem ganz speziellen Halloween-Humor.“

Samantha sah unschlüssig zu dem Haus hinüber. Einen Augenblick lang, als der kalte Vollmond hinter einer Wolke hervorkam, schien es ihr, als hätte sich eine Gardine in der oberen Etage bewegt, doch als sie wieder hinsah, tat sich nichts. Alles war ruhig und stockdunkel.

Sie hatte sich bestimmt geirrt. Hatte sich von der düsteren Atmosphäre der Umgebung beeinflussen lassen.

„Also gut“, stimmte sie schließlich zu und öffnete die Beifahrertür. „Gehen wir.“

Das Zuklappen der Autotüren krachte unnatürlich laut durch die Stille der Nacht. Die Luft war kühl und feucht, legte sich wie nasse Lappen auf ihre Haut.

Samantha fröstelte und wickelte ihren Mantel enger um sich, während sie Jonathan folgte. Der Mond versteckte sich nun wieder hinter einer Wolke, schimmerte blass durch sie hindurch.

Die Bäume, die die Straße säumten, sahen aus wie Riesen, die sich kaum von der Düsternis ihrer Umgebung absetzten. Wie dicke Arme wirkten die schemenhaften Äste, die Zweige sahen aus wie knochige Finger und hingen so tief, als wollten sie nach ihnen greifen.

Etwas berührte Samantha am Kopf. Sie zuckte zusammen und gab einen erschrockenen Laut von sich.

Jonathan drehte sich um. „Was ist?“

Mit zitternden Fingern zog sie das Blatt aus ihrem Haar, das von einem der Bäume gefallen war.

„N-N-Nichts“, stammelte sie, schauderte und ließ das Blatt zu Boden segeln. „Gar nichts. Ich hab nur einen Schreck bekommen.“

Jonathan trat auf die Gittertür zu, die in eine Hecke eingelassen worden war. Ein hohes Quietschen ließ die Luft vibrieren, als er die Tür aufschob. Nur zögernd folgte Samantha ihm. Womöglich saß jemand hinter der Hecke. Sie drehte den Kopf von links nach rechts, doch da war niemand. Zumindest konnte sie in der Dunkelheit nichts erkennen.

Mit festen Schritten ging Jonathan den Gartenweg entlang auf die Haustür zu, die ebenso kalt und abweisend wirkte wie das Haus und das Grundstück.

Als sie vor der Tür standen und er gerade auf die Klingel drücken wollte, zerriss ein durchdringender Schrei die Stille, so grell und kreischend laut wie spitze Fingernägel auf einer Schiefertafel.

Samantha fuhr verängstigt zusammen und drängte sich schutzsuchend an Jonathan.

Der Schrei verhallte, klang jedoch in ihren Köpfen nach. Ihre Herzen rasten selbst dann noch, als nichts weiter als ihre Atemzüge zu hören war.

„Ich will hier weg, Johnny“, wisperte sie.

Er antwortete nicht, obwohl er gerade dasselbe gedacht hatte. Alles in ihm drängte danach, sich umzudrehen und so schnell wie möglich von hier zu verschwinden.

Er tat es nicht. Eine innere Stimme flüsterte ihm zu, dass derjenige, der geschrien hatte, vermutlich in Gefahr war und Hilfe brauchte.

Unschlüssig sah er am Haus empor, versuchte zu erkennen, ob jemand darin war und sie hier draußen womöglich sogar beobachtete.

Hatte sich gerade eine Gardine bewegt? Er war nicht sicher.

Wieder erklang ein Schrei, noch lauter und markerschütternder als der erste. Samantha zog den Kopf ein und zerrte an Jonathans Ärmel.

„Lass uns hier verschwinden, bitte!“

„Warte! Was, wenn jemand in Gefahr ist?“

„Was, wenn wir in Gefahr sind?“, hielt sie dagegen. „Bring mich nach Hause. Ich weiß ja, wie sehr du dir diesen Job wünschst, doch ich will wirklich hier weg.“

„Ich doch auch. Aber ich muss mich einfach davon überzeugen, dass hier alles mit rechten Dingen zugeht. Verstehst du das nicht?“

Ein paar Herzschräge lang sahen sie sich an. Enttäuscht erkannte sie, dass er nicht nachgeben würde.

„Schön. Mach, was du willst“, zischte sie wütend. „Ich bleibe jedenfalls keine Sekunde länger hier.“

Sie drehte sich um und hastete den Gartenweg entlang Richtung Straße. Bevor sie jedoch die Gittertür erreicht hatte, ging diese langsam ein Stück weit auf, als hätte eine unsichtbare Hand sie geöffnet.

Das kreischende Geräusch, das dabei entstand, durchschnitt die kalte Oktoberluft und ließ Samantha das Blut in den Adern gefrieren. Abrupt blieb sie stehen, die Augen weit aufgerissen.

„Johnny“, rief sie mit gedämpfter Stimme und ging ein paar Schritte rückwärts, „die Tür ist von allein aufgegangen.“

Er wollte schon anmerken, dass das sicher der Wind gewesen war, doch es war völlig windstill. Die Blätter an den Bäumen verharrten bewegungslos. Nicht das leiseste Rauschen war zu hören.

Auf der anderen Seite der Haustür erklang in diesem Moment ein gewaltiges Scheppern. Gleich darauf hörten sie ein tiefes, grausames Lachen.

Jonathan stockte der Atem. Etwas zwang seinen Blick zu Boden. Aus der Ritze zwischen Haustür und Boden sickerte eine zähe Flüssigkeit hervor. Jonathan ging in die Knie und tippte vorsichtig mit dem Zeigefinger dagegen. Dann hielt er den Finger unter die Nase und roch daran. Angewidert

verzog er das Gesicht, roch dennoch noch einmal, um seinen Verdacht zu bestätigen. Kein Zweifel, das war Blut!

Voller Ekel wischte er den blutbesudelten Finger an der Fußmatte ab und erhob sich, ohne die Tür aus den Augen zu lassen. Dann wandte er sich rasch ab und ging zu Samantha. Einen Arm um sie legend nickte er ihr zu.

„Mir wird es jetzt auch zu skurril. Gehen wir lieber nach Hause. Scheiß auf den Job.“

In diesem Moment wurde es für kurze Zeit taghell. Ihre Köpfe drehten sich ruckartig zum Haus herum. Hinter einem Fenster flackerte ein grelles Licht. Samantha glaubte, eine verzerrte Fratze zu sehen.

„Komm schon, wir müssen hier weg!“, rief sie mit sich überschlagender Stimme und rannte los. Kieselsteine knirschten unter ihren flachen Schuhen.

Jonathan folgte ihr keuchend. Sie hetzten auf das noch immer leicht geöffnete Gartentor zu, im Nacken das schauerliche Gefühl, gleich von irgendetwas gepackt oder umschlungen zu werden.

Als sie das Tor fast erreicht hatten, fiel es quietschend und klirrend wieder ins Schloss.

Sie blieben stehen und wichen langsam zurück. Samanthas zitternde Hand suchte nach der von Jonathan und hielt sie fest.

„Hilfe!!!“, schrie jemand im Haus. „Hiiiiilfe!“

Jonathan sah Samantha an. „Hast du das gehört? Wir müssen zurück!“

Er entzog ihr seine Hand und machte Anstalten, umzukehren.

„Bist du verrückt?“ Sie schüttelte energisch den Kopf. „Ich geh‘ da nicht rein!“

Er blieb stehen und sah unschlüssig zum Haus. „Da braucht aber jemand unsere Hilfe.“

„Ruf doch die Polizei“, schlug sie vor. „Sollen die doch nachsehen, was da los ist.“

„Das dauert viel zu lange.“ Jonathan presste nachdenklich die Lippen zusammen. Dann hatte er sich entschieden.

„Warte auf mich. Ich bin gleich wieder da.“ Er drehte sich um und eilte

zurück zur Haustür.

„Johnny! Bleib hier!“

Er reagierte nicht. Stattdessen bemühte er sich, der größer gewordenen Blutpfütze vor der Tür auszuweichen. Dann griff er nach dem Knauf. Drehte ihn langsam nach rechts.

Samantha war ihm ängstlich gefolgt. „Johnny, hör auf!“, flehte sie. „Komm da weg!“

Die Tür öffnete sich und gab den Blick frei auf eine düstere Vorhalle.

„Ist da jemand?“, rief er mit gedämpfter Stimme.

Es war niemand zu sehen und auch nichts mehr zu hören. Wo war das Blut hergekommen? Das war alles äußerst seltsam.

Er betrat die Halle.

Samantha blieb im Türrahmen stehen. „Was hast du denn vor? Komm zurück, bitte!“

„Warte hier!“, flüsterte er und ging weiter.

Er konnte nicht viel erkennen, dafür war es zu dunkel. Aber hinter der angelehnten Tür am anderen Ende der Halle meinte er, einen Lichtschimmer zu sehen. Langsam ging er darauf zu.

Samantha begann zu schluchzen. „Johnny, bitte...“

„Ich bin gleich wieder bei dir“, sagte er beruhigend. „Versprochen.“

Als er die Tür erreicht hatte, schob er sie vorsichtig ein Stückchen weiter auf. Sie ächzte leise, als würde sie sich das erste Mal seit langer Zeit wieder bewegen.

In dem Moment gingen jenseits der Tür mehrere Lichter an. Etwas knallte so laut, dass die Luft zu beben schien. Samantha schrie.

Die Tür schwang ganz auf.

„Überraschung!“, riefen ein paar Dutzend Stimmen. Gelächter erklang, Konfetti flog durch die Luft. Champagner floss in langstielige Gläser und Jonathan stand in der Tür mit derart weichen Knien, dass er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Vor ihm standen Zombies und Vampire, Skelette, Werwölfe und Hexen, alle Gestalten der Nacht. Der Raum war mit unzähligen Kerzen erleuchtet, Spinnweben hingen überall und eine düstere Musik drang aus Lautspre-

chern, die die Form von Totenschädeln hatten. Frankensteins Monster trat aus der Menge der Feiernden auf ihn zu. „Mein lieber Mr. Green, willkommen in meinem Geisterschloss.“ Jonathan räusperte sich, erkannte die zweifarbigen Augen und fragte verblüfft: „Mr. ... Mr. Jeffries?“ „Derselbe. Bitte entschuldigen Sie dieses kleine Schmierentheater. Ich wollte Sie nur testen. Tolles Kostüm, übrigens. Robin Hood, richtig?“ „Peter Pan“, murmelte Jonathan wie betäubt. Sein Blick fiel auf einen Vampir, der gerade einer Hexe in den Hals biss. Sie hatte den Kopf nach hinten gelegt, die Augen geschlossen und stöhnte vernehmlich. Der Vampir richtete sich wieder auf. Blut tropfte aus seinem Mund und auch vom Hals der Hexe, die schwer atmete und deren Augen unnatürlich leuchteten. „Ah ja! Wie dem auch sei“, meldete sich Jeffries wieder zu Wort, der Jonathans Blick gefolgt war. „Wie gesagt, ich wollte wissen, ob Sie der Richtige für den Job sind. Hier, nehmen Sie ein Glas Champagner. Wissen Sie, ich bin wirklich stolz auf Sie. Sie haben sich heute Abend für die Stelle als mein Bodyguard als würdig erwiesen. Ich gratuliere Ihnen, Sie haben den Job!“ „Danke. Das – das freut mich sehr.“ Benommen nahm Jonathan das Glas entgegen, hob es an den Mund und trank einen großen Schluck. Dann drehte er sich um. „Sammie, komm her! Es ist alles in Ordnung.“ Samantha trat zögernd näher. Pete Jeffries begrüßte sie galant und reichte ihr ebenfalls ein Glas Champagner. Sie bedankte sich förmlich. Dann sah sie sich nervös um und nippte an dem belebenden Getränk. Erst jetzt, da die Anspannung langsam von ihr abfiel, merkte sie, wie durstig sie war. Mit einem Zug leerte sie das schmale Glas. „Amüsieren Sie sich“, lächelte Jeffries in Jonathans Richtung. Dann trat er auf Samantha zu und nahm ihr den Mantel ab. Mit einem anzüglichen Lächeln betrachtete er ihr Kostüm mit dem kurzen, gezackten Rock und den etwas aus der Form geratenen Flügeln. „Sieh an, eine bezaubernde kleine Elfe.“

Einige andere hörten das, hoben den Kopf und traten näher. Im Nu war Samantha von Geistern, Trollen und Untoten umringt, die sie immer stärker bedrängten, über ihr Haar fuhren und mit knochigen oder geisterhaften Fingern über ihr Gesicht und ihre Schultern strichen. „Hören Sie auf damit!“, bat sie und versuchte vergeblich, den vielen Händen zu entkommen. Das Glas glitt aus ihren Händen und zerschellte auf dem steinernen Boden. Ihr wurde schwindelig. Sie schwankte und hatte Schwierigkeiten, sich auf den Beinen zu halten. „Johnny!“, rief sie. Ihre Stimme gehorchte ihr nicht mehr. Sie sah auf die Scherben zu ihren Füßen. *Die haben mir was in das Glas getan*, begriff sie und kniff die Augen zusammen, weil sich alles um sie drehte. Sie holte tief Luft und rief noch einmal mit schwerer Zunge: „Johnny, hilf mir!“

Er hörte sie rufen, konnte aber nicht zu ihr vordringen. Um ihn herum standen Hexen, weibliche Vampire und Zombies. Sie befühlten seine breite Brust, umfassten seine kräftigen Oberarme und drängten sich an ihn, schweigend, aber mit begehrlischen Blicken. Er versuchte, sich loszureißen, doch es waren zu viele. Sie klammerten sich an ihn, rissen an ihm und schließlich verlor er das Gleichgewicht und fiel. Die Frauen kreischten begeistert und stürzten sich auf ihn. „Sammie!!!“, brüllte er. Ihr Kopf ruckte in die Richtung, aus der seine Stimme gekommen war, doch Jeffries nahm ihren Arm und zog sie in den Raum hinein. „Kommen Sie, meine Liebe, ich möchte Ihnen etwas zeigen.“ Sein fester Griff führte sie zu einer breiten Liege, nah am flackernden Kaminfeuer. Jemand zerrte an ihren Flügeln, riss sie von ihren Schultern. Sie fielen zu Boden und wurden zertrampelt. Hände drückten ihren Widerstand nieder, zwangen sie auf die Liege. Hilflos starrte sie die grässlichen Fratzen an, die sich über sie beugten. Ein geisterhafter Pirat und ein Werwolf banden ihre Arme und Beine fest.

„Johnny!!“

Verzweifelt rief Samantha immer wieder nach Jonathan, wand sich und zappelte, doch ihre Kraft ließ erschreckend schnell nach. Gegen die vielen Wesen, die sie befangerten, festhielten und nach ihr griffen, hatte sie keine Chance.

Stoff riss und kalte krallenartige Hände fuhren über ihre warme, bebende Haut.

Etwas blitzte über ihr auf, blendete sie. Kerzenlicht spiegelte sich in der Klinge eines gewaltigen Messers, das Pete Jeffries plötzlich in der Hand hielt.

Sie begann zu schluchzen.

„Eine unschuldige kleine Elfe. Das perfekte Opfer für unseren Meister“, flüsterte er. Sein Mund verzog sich zu einem diabolischen Grinsen. Die Feenaugen in seinem Monstergesicht glänzten und schienen sie zu durchbohren. Samantha wusste nun, was Jonathan mit dem unheimlichen Blick gemeint hatte.

Hastig schloss sie die Augen und drehte den Kopf zur Seite.

Jeffries Zeigefinger strich langsam über ihren Leib, dann setzte ihr Gastgeber das Messer an die Kuhle unter ihrem Hals.

Sie keuchte und riss die Augen wieder auf. Die Messerspitze fuhr Zentimeter für Zentimeter ihren Oberkörper hinab und verharrte schließlich am Bauchnabel.

Sie wimmerte. Jeffries beugte sich über sie. Seine Feenaugen funkelten.

„Hast du schon mal vom Teufelsstern gehört?“

Sie schluckte und schüttelte den Kopf.

Die Messerspitze verschwand von ihrer Haut und Samantha atmete auf. Jeffries schob einen Ärmel nach oben und hielt ihr seinen Unterarm vor das Gesicht. Dort war ein Pentagramm eintätowiert.

„Die Spitze zeigt nach unten“, erläuterte er. „Das ist unser Zeichen. Und gleich wird es auch deines sein. Du wirst ihm gehören. Sei stolz darauf, kleine Elfe.“

„Nein“, hauchte Samantha entsetzt und zerrte kraftlos und verzweifelt an den Fesseln. „Bitte – nicht!“

Pete Jeffries legte den Kopf in den Nacken und erhob seine Stimme. Sie verstand kein Wort, konnte die Sprache nicht erkennen. Es hörte sich fast wie ein Gebet an.

Ihre Lider wurden schwer, fielen immer wieder zu.

Als Jeffries verstummte, teilte sich die Menge. Samantha wandte langsam den Kopf und blinzelte die Tränen weg, die ihre Sicht verschleierten.

Jonathan lag nicht weit von ihr entfernt auf dem kalten Steinboden. Nackt, blutüberströmt und mit durchgeschnittener Kehle. Seine leblosen Augen starrten sie an.

Samantha wollte ihr Entsetzen herausschreien, brachte aber nur ein Gurgeln hervor. Ihr Kinn bebte und sie biss sich auf die Unterlippe. Wie hypnotisiert starrte sie auf den blutigen Leichnam, bis ein Wesen in einem Kapuzenumhang zwischen sie und Jonathans toten Körper trat.

Mit gesenktem Kopf wandelte die Kreatur durch die schmale Gasse, die die Monster und Geister gebildet hatten. Schließlich blieb sie vor Samantha stehen. Musterte sie lange und gründlich. Dann sah der Kapuzenmann zu Jeffries und nickte.

Der senkte demütig den Kopf, beugte sich über ihren entblößten Körper und begann, mit dem Messer einen Schnitt in die weiße Haut ihres Bauches zu ritzen.

Sie schrie auf, doch gleich legte sich eine schwere, harte Hand auf ihren Mund. Weitere Schnitte folgten. Der Schmerz war unbeschreiblich. Blut tropfte an ihren Seiten herunter.

Sie war kurz vor einer Ohnmacht, als sie fühlte, dass ihre Beine losgebunden wurden. Jemand winkelte sie an, stellte ihre Füße auf. Samantha spürte instinktiv, dass dies die Chance war, sich zu wehren, doch sie war viel zu schwach. Alle Kraft schien aus ihr herausgeschnitten worden zu sein.

Die Zombies, Vampire und all die anderen Wesen stimmten einen infernalischen Gesang an.

Der Kapuzenmann erklimmte das Fußende der Liege, drängte sich zwischen Samanthas Schenkel und begann, ganz langsam das Blut von ihrer Haut zu lecken. Währenddessen glitten seine schmalen, langgliedrigen Hände fast zärtlich über ihren von Schluchzern geschüttelten Leib.

Als er sich stöhnend mit seinem ganzen Gewicht auf ihren wunden Bauch legte und ein brutaler Schmerz sie beinahe zerriss, schaukelte sie sacht hinüber in eine andere Welt und spürte nichts weiter als Licht und wundervolle Leichtigkeit.

Jonathan schwebte mit ramponierten und verschmutzten Elfenflügeln auf sie zu und nahm ihre Hände. Sie schaute ihn an, froh und erleichtert, dass er wieder bei ihr war.

Als sie in seine Augen sah, überfiel sie jäh eine unendliche Schwäche.

Eines war blau, das andere braun.

Feenaugen.

Dann spürte sie nichts mehr.

Kurzvita

Britta Bendixen

Britta Bendixen, geboren im Sommer des Jahres 1968, wuchs in Flensburg nahe der dänischen Grenze auf.

Die Rechtsanwaltsfachangestellte hat die Leidenschaft für das Schreiben schon früh in sich getragen, doch erst im Mai 2012 ließ sie diese an die Oberfläche. Seitdem schreibt sie in jeder freien Minute.

Ihren ersten Roman „*Puppenspiel mit Dame*“ hat sie selbst als E-Book veröffentlicht, doch für ihren ersten Krimi „*Höllisch heiß*“, der in ihrer Heimat Flensburg spielt, fand sie einen regionalen Verlag. Im März 2014 erschien der Ostsee-Krimi in den Läden. Mehrere sehr positive Rezensionen bestätigten die Autorin in ihrem Wunsch, dem Schreiben einen Großteil ihrer Freizeit zu widmen.

Im Rindlerwahn-Autorenforum wurde ihr Interesse an Kurzgeschichten geweckt. Seither versucht sich Britta Bendixen in den verschiedensten Genres. Historische Geschichten haben es ihr besonders angetan. Mehrere Kurzgeschichten wurden mittlerweile in Anthologien veröffentlicht.

Für „Wir machen Druck“ wagte sie erstmals einen Schritt in Richtung Grusel / Horror. Es wird voraussichtlich nicht der einzige Versuch bleiben.

Ihre nächsten größeren Projekte sind zum einen eine Fortsetzung ihres Ostsee-Krimis und zum anderen eine romantisch Zeitreise-Geschichte, die sowohl im englischen Mittelalter als auch in der heutigen Zeit spielt.

Britta Bendixen ist Mitglied des Flensburger Autorentreffs, mit dem sie mehrmals im Jahr Lesungen veranstaltet. Zudem liest sie gelegentlich aus ihrem Krimi. Dieser unmittelbare Kontakt zu Lesern macht ihr besonders großen Spaß.

Neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit unterstützt sie ihren Ehemann in seinem Architekturbüro und kümmert sich um die beiden gemeinsamen Töchter und die zwei Katzen.

Britta Bendixen lebt mit ihrer Familie in Handewitt bei Flensburg.
Mehr Infos auf www.brittabendixen.de

Handewitt, im Januar 2015





Dreh um!

Dörte Müller

Das Schrecklichste, was in meinem Leben passiert ist, liegt schon sehr lange zurück und ich versuche es zu verdrängen, so gut es geht. Doch immer an Halloween kommen die Gedanken wieder hoch und ich muss unweigerlich an Eva denken. Wieso musste sie damals sterben? Hätte ich doch bloß auf die Stimme gehört und wäre umgedreht ...!

Es waren kalte Herbsttage Ende Oktober. Der Wind pfliff um die Häuser und trieb die verwelkten Blätter vor sich her. Die Zweige der kahlen Bäume ragten wie schwarze Finger in den bleigrauen Himmel. Ich ging nur noch

vor die Tür, wenn ich unbedingt musste.

„Komm doch heute Abend zu mir, dann gucken wir einen Film und klönen!“, hatte meine Kollegin Eva mir vorgeschlagen. Sie war ein halbes Jahr länger als ich an der Schule und hatte sich im Gegensatz zu mir schon gut eingelebt. Ich war ihr sehr dankbar für dieses Angebot, denn ich fühlte mich oft noch allein und verloren.

Es hatte mich ein bisschen gewundert, dass Eva mich eingeladen hatte, denn ich hatte immer das ungute Gefühl, dass sie mich nicht mochte und mir sogar aus dem Weg ging. Dabei hatten wir beide ein ähnliches Schicksal:

Mich hatte es genau wie Eva als Junglehrerin ins Lipperland verschlagen und ich wohnte in einer hässlich möblierten Wohnung gegenüber von einem Friedhof. Freunde hatte ich noch keine gefunden. Vielleicht würde dieser Abend eine Wende mit sich bringen, ich würde Eva ein bisschen besser kennen lernen und vielleicht würde sie sogar meine Freundin werden. Auch wenn ich mir das zu diesem Zeitpunkt noch nicht so richtig vorstellen konnte, denn Eva war sehr seltsam. Vielleicht lag es an ihren langen, schwarzen Haaren, die wie ein schwarzer Schleier ihr blasses Gesicht umrahmten? Oder an der schneeweißen Haut, die an manchen Stellen ihre blauen Adern hindurchschimmern ließ? Oder lag es an den schlapperigen, schwarzen Klamotten, die immer ein wenig nach Weihrauch rochen?

„Das ist Eva, unser Kunstfreak!“, hatte mein Kollege Willy sie mir an meinem ersten Schultag vorgestellt. „Wundere dich nicht über ihr Outfit, das ist nur ein Zeichen ihrer Genialität!“

Eva war wirklich einzigartig. Ihre Schüler liebten sie. Kein Wunder, sie durften Vampire und Fledermäuse malen und der Gang zum Kunstraum ähnelte immer mehr der Kulisse einer Geisterbahn.

Ich fand das alles etwas merkwürdig. „Warum malst du mit den Kindern nicht einmal etwas Fröhliches, Farbenfrohes?“, hatte ich Eva einmal in der Pause gefragt. „Wozu?“, hatte Eva geantwortet und mich dabei mit ihren stahlblauen Eisaugen fast durchbohrt. „Die Welt ist alles andere als

fröhlich und farbenfroh. Soll ich ihnen etwas vorgaukeln, damit sie später im Leben versagen?“

Eva hatte eine kratzige, verrauchte Stimme. Sie klang immer irgendwie heiser und erkältet, obwohl sie es gar nicht war. Diese alte Stimme passte gar nicht zu ihrer jugendlichen Erscheinung und stand im krassen Gegensatz dazu.

Auf einer Lehrerkonferenz war Eva wieder einmal nicht erschienen. Der Rektor hatte das murrend zur Kenntnis genommen und war zur Tagesordnung übergegangen. Willy, der neben mir gesessen hatte, hatte mir flüsternd erklärt: „Eva ist der festen Überzeugung, dass sie jung sterben wird. Darum lebt sie nur im Augenblick und versucht, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Lehrerkonferenzen passen einfach nicht in ihr Lebensprinzip!“ Ich hatte einen Kloß in meinem Hals gespürt. „Woher weiß sie, dass sie jung sterben wird?“, hatte ich aufgeregt gefragt. „Sie hat es in den Karten gelesen!“, hatte Willy geflüstert. Ich hatte da gesessen wie versteinert. Von der Konferenz hatte ich so gut wie nichts mehr mitbekommen. Willy hatte mich irgendwann von der Seite angesehen und gesagt: „Jetzt mach dir nicht so viel Gedanken! Eva ist eben Eva und ich bin mir sicher, dass sie steinalt wird.“ Wie sehr er mit dieser Bemerkung daneben gelegen hatte, sollten wir bald erfahren. Allerdings hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht geahnt, welche entsetzliche Rolle ich in Evas unabwendbarem Schicksal spielen sollte.

Ich befand mich also am 31. Oktober in meinem kleinen Auto auf dem Weg zu Eva. Es war schon sehr dunkel und es regnete ununterbrochen. Eigentlich hatte ich plötzlich gar keine Lust mehr, Eva zu besuchen. Außerdem wurde mir plötzlich klar, dass ich Angst vor Eva hatte. Es war eine unbestimmbare Angst, die sich in mir ausbreitete und mir fast den Atem nahm. Was, wenn sie nach dem Filmanschauen auch mir die Karten legen würde? Sie hatte schon so etwas angedeutet und mir vorgeschlagen, gemeinsam mit mir in meine Zukunft zu blicken.

„Stell dir vor, Lia, was du dann für Vorteile hast, wenn du genau weißt, wann du sterben musst!“, hatte sie in der 2. großen Pause lachend zu mir

gesagt, bevor sie in ihrem Kunsttrakt verschwunden war. „Eva, ich will so etwas gar nicht wissen!“, hatte ich ihr hinterher gerufen, doch sie hatte es nicht mehr gehört.

Viel lieber hätte ich mir heute Abend alleine einen Spielfilm angesehen. Doch jetzt war es zu spät. Außerdem hätte ich nicht gewusst, wie ich das Treffen hätte absagen sollen. Instinktiv war mir klar, dass Eva sich sehr aufgeregt hätte und eine zornige Eva wollte ich mir lieber erst gar nicht vorstellen. Da wurde mir schlagartig bewusst, was Eva für eine Macht über mich hatte. Ich atmete tief durch und musste mir leider eingestehen, dass ich auf dem Weg zu einem Freak war.

Gedankenverloren drehte ich am Radio und hatte die Scheibenwischer auf voller Stufe angeschaltet. „Dreh um!“, schrie plötzlich eine tiefe Männerstimme wie aus dem Nichts. Mir lief das kalte Grauen über den Rücken und ich hätte fast eine Vollbremsung gemacht. „Ich kann nicht!“, antwortete eine verzweifelt klingende Frau. Plötzlich hörte ich eine kleine Melodie und mir wurde alles klar: Die Stimmen kamen aus dem Radio und es handelte sich lediglich um eine dieser Literaturlesung auf WDR 5. Ich musste lachen und doch bekam ich eine Gänsehaut. Schnell stellte ich einen anderen Sender ein und versuchte wieder einen normalen Puls zu bekommen.

Eva wohnte weit draußen auf dem Land. Ich hatte ihre Adresse ins Navi eingetippt und hatte irgendwann den Überblick verloren, wo ich eigentlich war. Aber der Weg war einfach. Es ging immer nur geradeaus. So hatte Eva mir den Weg auch beschrieben: „Ich wohne mitten in der Walachei, aber es geht immer geradeaus und ist sehr leicht zu finden!“

Ich wunderte mich, warum Eva als Singlefrau so abseits von der Zivilisation wohnte. Doch sie hatte nur gelacht und gesagt: „Wozu brauche ich Leute? In der Schule ist doch genug los und außerdem brauche ich Platz für meine Bilder!“

Auf Evas Bilder war ich irgendwie schon gespannt. Wahrscheinlich waren sie in düsteren Farben gemalt, ich konnte mir nichts Fröhliches bei ihr vorstellen. Aber vielleicht würde sie ja berühmt werden und dann hätte ich sie gekannt! Dieser Gedanke berauschte mich. Andererseits musste sie

dann ziemlich schnell berühmt werden, denn ihr Tod stand ja nach eigener Aussage unmittelbar bevor. Ich zwang mich zur Ruhe und versuchte, nicht mehr über Eva nachzudenken.

Plötzlich hörte ich wieder eine Stimme. „Neue Berechnung! Neue Berechnung!“ Aber es war zum Glück nur mein Navi. Meine Hände zitterten. Wo hätte ich denn hier abbiegen sollen? Ich wendete bei nächster Gelegenheit und wollte gerade zurückfahren, da sah ich eine schwarze Gestalt am Straßenrand. Sie war völlig durchnässt und machte Zeichen, dass ich anhalten sollte. Doch ich bekam Panik, denn ich hatte ein langes Messer in der Hand dieses unheimlichen Wesens bemerkt. Oder war es gar ein Dolch? Wie oft las man solche Horrorgeschichten und wie oft hatten die überfallenen Autofahrer wohl hinterher gedacht: „Hätten wir bloß nicht angehalten!“

Ich trat aufs Gaspedal und fuhr weiter. Irgendwann hatte ich endlich diesen kleinen Feldweg gefunden, den ich fahren musste. Das Auto holperte und ich fuhr mich beinahe fest. Innerlich verfluchte ich Eva und meine Entscheidung, sie an diesem Abend zu besuchen.

Endlich stand ich vor ihrem Haus. Es war ein alter Bauernhof. Ich fand es seltsam, dass kein Licht brannte und suchte verzweifelt nach einer Klingel. Von drinnen hörte ich lautes Hundegebell, das immer näher zu kommen schien. Der Hund war jetzt direkt vor der Tür. Sein Gebell hörte sich an wie das eines Höllenhundes. Oder waren es sogar zwei, drei Bestien? Es regnete immer noch sehr heftig, inzwischen war ich völlig durchnässt.

„Eva!“, rief ich laut. „Eva, bist du da?“ Dann bollerte ich gegen die Tür, so laut ich konnte. Das machte die Hunde noch wütender. Sie warfen sich mit voller Wucht gegen die schwere Haustür und ich hatte Angst, dass sie die Tür gleich durchbrochen hätten und mich zerfleischen würden.

Schließlich gab ich auf und lief zu meinem Auto zurück. Ich fühlte mich wie in einem Horrorfilm, es war entsetzlich.

Wie aus dem Nichts tauchte plötzlich eine Gruppe von drei Gestalten auf. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich eine Frau mit einem schwarzen Umhang und zwei kleinere Wesen, die grässliche Fratzen zogen und mir etwas zuriefen. Die höllischen Kreaturen beschleunigten ihre Schritte

und rannten auf mich zu. Ich schrie aus Leibeskräften und spürte wahre Todesängste in mir aufsteigen. Dann hörte ich dieses grässliche Lachen. „Trick or treat!“, rief eines der Wesen und eine Frauenstimme sagte: „Entschuldigung, wir wollten Sie nicht erschrecken, meine Kinder wollten zu Frau Schwarz, weil sie an Halloween immer so tolle Sachen verteilt!“

Ich atmete tief durch. „Sie ist nicht da!“, rief ich der Frau mit den Kindern zu und setzte mich dann erschöpft in mein Auto, das mir einen gewissen Schutz und Sicherheit gab. Dann öffnete ich mein Handschuhfach und suchte nach einem Lappen, denn die Scheiben waren von innen stark beschlagen. Ich fand keinen Lappen, aber eine kleine Flasche Jägermeister vom letzten Karneval. Die trank ich zur Beruhigung. Augenblicklich wurde mir ganz warm und ich merkte, wie mir der Alkohol zu Kopf stieg, weil ich an diesem Tag fast noch gar nichts gegessen hatten. Dann wischte ich mit der Hand an der Vorderscheibe herum und fuhr endlich los. Ich wollte nur noch nach Hause in mein Bett. Am besten mit einer Wärmflasche.

Was für ein Reinform! Eva hatte mich sitzengelassen. Wahrscheinlich war sie auf irgendeiner Vernissage versackt oder feierte mit ihren Grufti-Freunden eine schwarze Messe. Ich war so enttäuscht und gab Gas.

Plötzlich war da wieder diese unheimliche Gestalt. Sie war wie aus dem Nichts aufgetaucht und rannte direkt auf mein Auto zu. Es sah so aus, als wollte das Wesen mich mit einem Dolch durchbohren. Ich konnte nicht mehr bremsen, kniff die Augen zusammen. „Aus dem Weg!“, schrie ich verzweifelt. Die Höllengestalt sprang zur Seite, oder war das nur meine Fantasie? Dann hörte ich einen lauten Knall und wurde fast ohnmächtig vor Angst. Ich zwang mich, weiterzufahren. Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf: Hatte ich jemanden angefahren? Ein Monster? Einen Verbrecher? Oder war es nur ein Tier? Vielleicht war das Wesen ja auch gar nicht verletzt ... Ich versuchte mir alles Mögliche einzureden, meine Gedanken liefen Amok.

Dann schaltete ich das Radio ein. „Dreh um!“, war da wieder diese Stimme. Ich machte eine Vollbremsung und spürte mein Herz rasen. Dann stellte

ich erleichtert fest, dass es wieder die Literaturlesung auf WDR 5 war. Ich fuhr weiter und konnte nur noch heulen. Eines war mir klar geworden: Eva würde ich sicher nie mehr besuchen. Das nächste Treffen sollte bei mir stattfinden! Das nahm ich mir ganz fest vor.

Am nächsten Morgen in der Schule war Eva nicht da. Sie hatte sich nicht krank gemeldet und keiner wusste etwas von ihr.

„Warst du nicht gestern bei Eva?“, fragte mich Willy. Ich nickte beklommen. „Erst habe ich mich verfahren und dann war sie nicht da!“, antwortete ich. „Mir ist das auch beim ersten Besuch passiert!“, erklärte mir Willy lachend. „Es hatte auch so stark geregnet und war schon dunkel. Dann habe ich diese verflixte Abzweigung nicht gefunden. Aber zum Glück hatte sich Eva mit ihrem Schirm an die Straße gestellt ...!“



Kurzvita

Dörte Müller

Ich wurde 1967 in Bad Lauterberg im Harz geboren. Nach dem Abitur studierte ich Anglistik, Germanistik und Kunst. Während meines Studiums verbrachte ich ein Jahr in Oak Park/Chicago und arbeitete dort als Au-pair. Zurück in Deutschland schloss ich mein Studium ab und unterrichtete zehn Jahre in Rheinbach bei Bonn an einer Realschule.

Vor drei Jahren begann ich mit dem Schreiben von Kurzgeschichten. Ich schreibe in unterschiedlichen Genres und liebe es, den Leser am Ende zu überraschen. Gerne illustriere ich meine Geschichten auch selber oder entwerfe die Cover.

Zur Zeit lebe ich mit meiner Familie in Holland und unterrichte Deutsch und Kunst.

Veröffentlichungen:

Jugendbuch:

Geschichten aus dem Leben eines Au – pairs (Golub Books/ 2014)

Kinderbuch:

Lotte und Marie – ein total verrückter Sommer (AAVAA Verlag / November 2014)

Kurzgeschichten bei verschiedenen Verlagen.



Die Frau in Weiß

Larissa Grasser

Mir war kalt. Ich wusste nicht wo ich war und musste ein paar mal blinzeln, um zu erkennen, dass ich mich mitten im Wald an einem Straßenrand befand. Es war dunkel und nicht ein einziger Stern war am Himmel zu erkennen. Wie war ich hierhergekommen? Ich bekam Angst und versuchte etwas in der Dunkelheit zu erkennen. Straßenbeleuchtung gab es keine. Auch konnte ich kein Straßenschild sehen, das mir verraten hätte, wo ich denn im Moment war. Der Wind pfiff um die kahlen Baumwipfel. Ich sah an mir herunter. Weder trug ich Schuhe, noch eine Jacke oder einen

Schal, der mir etwas Wärme gespendet hätte. Nur mein weißes Lieblingskleid schmiegte sich in der kühlen Brise um meinen frierenden Körper.

Wie ich hier hergekommen war oder was ich bis gerade eben gemacht hatte, ich konnte mich einfach nicht erinnern. Nicht einmal, wie lange ich schon hier war, wusste ich.

Irgendwo krächzte ein nachtaktiver Vogel. Vermutlich eine Eule. Ein Schauer lief mir den Rücken hinunter.

Vielleicht sollte ich die Straße etwas entlang laufen, irgendetwas oder irgendjemanden finden, damit ich hier endlich heraus kam? Meiner Meinung nach das Beste, was ich in diesem Moment machen konnte.

Die Kälte kroch mir mittlerweile die Beine hinauf und meine Füße spürte ich kaum noch. Etwas Bewegung tat mir also so oder so gut.

Spontan entschied ich mich für eine Richtung und ging zügig die Straße entlang. Mir wurde immer kälter und irgendwann wusste ich gar nicht mehr, wie lange ich gelaufen war. Jedoch befand ich mich immer noch im Wald und hatte das Gefühl, dass ich immer und immer wieder im Kreis ging. Hin und wieder hörte ich die Eule, als würde sie mich begleiten und über mich wachen. Seltsamerweise spendete mir ihre Anwesenheit Trost. Nach, wie es mir vorkam, ewiger Zeit hörte ich endlich ein Geräusch. Ein Auto! Ich versuchte auszumachen, aus welcher Richtung es kam. Und schließlich sah ich die Scheinwerfer. Voller Panik sprang ich ohne zu überlegen auf die Fahrbahn und winkte wild mit beiden Armen über meinem Kopf. Ich war so von dem Gedanken besessen, endlich gerettet zu werden, dass ich überhaupt nicht darüber nachdachte, dass ich mich und ebenso den nichts ahnenden Fahrer in Gefahr brachte.

Zum Glück bremste dieser rechtzeitig und blieb kurz vor mir mit quietschenden Reifen stehen.

Sofort sprang die Türe zur Fahrerseite auf und ein junger Mann stieg mit völlig erschrockenem Gesichtsausdruck aus und eilte zu mir.

„Was machen Sie denn?“, fragte er keuchend. „Um ein Haar hätte ich Sie überfahren!“

Er schien wirklich einen ziemlichen Adrenalinschub zu haben. Seine Hände zitterten.

„Bitte, bringen Sie mich nach Hause.“ Meine Stimme hörte sich schwach und flüsternd an. Ungewohnt fremd für mich.

Der junge Autofahrer nickte und wies immer noch unter Schock auf seine Beifahrerseite, während er sich anschickte wieder ins Auto einzusteigen. Ich folgte seiner Aufforderung ohne ein weiteres Wort.

Im Auto sprachen wir lange nicht miteinander. Es stank ziemlich nach Alkohol und da es mitten in der Nacht war, vermutete ich, dass der Mann wohl von einer Party nach Hause fuhr. Ich wurde wütend.

„Haben Sie getrunken?“ Meine Stimme war immer noch kaum mehr als ein flüstern.

„Was? Ach, nur ein Bier“, kam als Antwort.

Er log. Das spürte ich. Die Wut kochte in mir hoch und vertrieb die Kälte aus meinen Knochen. Und plötzlich fiel es mir wieder ein. Der Unfall. Mein Freund, der betrunken gefahren war und mich damit in Gefahr gebracht hatte. Wir hatten einen Unfall gehabt. Ich habe ihm einen Krankenwagen gerufen. Mehr wusste ich nicht mehr. Ich konnte mich nicht einmal mehr daran erinnern, wie wir ins Krankenhaus kamen. Aber ich hatte gelesen, dass eine kurzzeitige Amnesie bei Unfallopfern durchaus möglich war. „Ich wäre einmal um ein Haar durch jemanden wie Sie ums Leben gekommen. Und Sie lügen mich an und behaupten, es wäre nur ein Bier gewesen?“ Immer noch war meine Stimme nicht lauter, aber diesmal zischte ich beinahe.

Der Mann am Steuer blinzelte kurz zu mir herüber. Plötzlich, und ich wusste nicht, was mich trieb, griff ich ihm ins Lenkrad und mit voller Geschwindigkeit raste der Wagen von der Straße auf den Wald zu und krachte frontal gegen einen Baum.

Erschrocken machte ich die Augen auf. Mir war kalt. Ich wusste nicht, wo ich war und musste ein paar mal blinzeln, um zu erkennen, dass ich mich mitten im Wald an einem Straßenrand befand.

Kurzvita

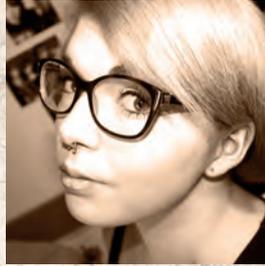
Larissa Grasser

Larissa Grasser wurde im März 1995 in Wasserburg am Inn geboren. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie in Haag in Oberbayern. Dort erhielt sie 2012 ihre mittlere Reife an der staatlichen Realschule Haag.

Im selben Jahr begann sie eine Ausbildung zur Friseurin in München, die sie allerdings 2013 aufgrund von gesundheitlichen Problemen abbrechen musste.

Die ersten Erfahrungen mit dem Schreiben machte sie bereits mit 14 Jahren. Sie schrieb viele Kurzgeschichten, die sich vor allem im Bereich der Fantasie abspielten. Allerdings verfolgte sie nie die Absicht, diese Geschichten auch zu veröffentlichen. Seit September 2014 lebt Larissa in Landshut, da sie dort die Ausbildung zur Keramikerin an der staatlichen Keramikschule macht.

Im Deutschunterricht wurde sie ermuntert, sich mehr mit dem Schreiben zu beschäftigen. Daraufhin nahm sie an einigen Schreibwettbewerben teil. Auch in Zukunft hat sie vor, dieses Hobby verstärkt zu verfolgen.





Quälgeister

Gisela Böcker

Schweißgebadet wacht er auf. Blasses Morgenlicht dringt durch die geschlossenen Vorhänge. Sie waren wieder da! Sie sind immer noch da, er spürt es und ist unfähig, sich zu bewegen.

Seit Monaten geht das schon so. Mitten in der Nacht beginnt es. Weiße Spinnen kriechen auf ihn zu, werden zu riesigen weißen Händen, die nach seiner Kehle greifen. Die Finger werden zu Tentakeln, die seinen Hals umschließen und ihm die Luft abdrücken wollen. Er will schreien, aber kein Laut kommt heraus.

Eine Stimme flüstert: Noch nicht! Die Hände lösen sich und er wacht schreiend auf.

Er weiß nicht, was da passiert. Aber er ist sicher, dass irgendetwas Böses, Unheimliches von ihm Besitz ergreifen will.

Ich muss ruhig bleiben, denkt er, und ich muss überlegen, wie ich sie wieder los werde.

Alraunwurzeln! Kommt ihm in den Sinn. Oder besser, ein silbernes Kreuzifix. Das vertreibt das Böse, sagt man doch. Vielleicht sollte ich einen Spruch aus dem alten Buch an die Zimmertür schreiben, sinniert er.

Er hatte dieses Buch auf dem Speicher der halbverfallenen Scheune hier gefunden. Vielleicht waren ja die merkwürdigen Buchstaben und die sonderbaren Bilder der Schlüssel für das nächtliche Grauen.

Kapitel Acht, denkt er, auf Seite achthundertachtzig war dieses Quadrat gewesen mit den schimmernden Facettenaugen. Sie hatten ihn angestarrt, da ist er sich ganz sicher. Hypnotisiert hatten sie ihn, bis er schließlich mit dem Brieföffner hineingestochen hatte, mitten in diese Augen.

An der Wand sitzt eine große Spinne und beobachtet ihn, starrt ihn an. Er wirft das alte Buch nach ihr, trifft sie und klatschend fällt sie mit dem Buch auf den Boden. Ein eigentümlicher Geruch macht sich breit.

Als der Abend kommt, zündet er zwei Weihrauchstäbchen an, hängt sich das silberne Kreuz um und beschließt, nicht zu schlafen!

Der Vorsatz klappt nur bedingt. In den frühen Morgenstunden schläft er übermüdet ein und schon sind sie wieder da. Sie hängen an langen klebrigen Fäden und versuchen, in seine Nasenlöcher zu kriechen.

Widerliche weiße Spinnen, deren Beine aber nicht die Kraft haben, ihr Werk zu vollenden.

Wild schlägt er nach ihnen. Jedesmal, wenn er eine trifft, schleudert sie hoch und verschmilzt mit der weißen Wand. Er schreit vor Wut. Diese verdammten Biester.

Und dann ist der Spuk plötzlich vorbei.

Am nächsten Tag fährt er los und kauft rote Wandfarbe. Mehrmals streicht er die Wände des Zimmers mit langen dichten Pinselstrichen.

Dieses Mal würden sie nicht mehr kommen! Die Lackfarbe macht die Tapeten dicht, denkt er. Beruhigt legt er sich am Abend schlafen. Den Baseballschläger legt er dicht neben sich.

Der Albtraum beginnt um Mitternacht.

Ein kratzendes Geräusch beginnt in den frisch gestrichenen Wänden. Die Tapete reißt ein und riesige weiße Spinnen mit blutroten Augen kommen in Scharen auf ihn zu. Wieder bilden ihre Beine lange Tentakeln, die sich um seinen Hals legen wollen. Er springt auf, ergreift den Baseballschläger und schlägt auf sie ein.

Rechts-links-rechts-links, immer und immer wieder.

Doch es werden ständig mehr. Seine Hiebe werden schneller, er dreht sich im Kreis und schlägt zu. Egal, was ihm im Wege steht.

Da hört er wieder diese Stimme: Noch nicht!

Für einen Augenblick ist Ruhe. Heulend fällt er zu Boden.

Plötzlich spürt er eine Bewegung. Ein Tentakel beginnt sich um seinen rechten Fuß zu schlingen. Er tritt mit den Füßen, versucht, das Ding wegzuschleudern. Er keucht vor Anstrengung. Er schreit auf, als die klebrigen Bänder beginnen, sein rechtes Bein, den linken Arm, die Schulter und die Brust einzuwickeln.

In die Dunkelheit sagt laut die Stimme: Jetzt!

Er verliert das Bewusstsein.

In seinem alten Mustang fährt Jim bis vor die Tür des alten Farmhauses und steigt aus.

Nichts rührt sich. Er versucht, durch die Hintertür ins Haus zu gelangen, aber sie ist verschlossen. Er kommt ein- bis zweimal im Monat hierher, um nach dem Rechten zu sehen. Fred ist oft tagelang unterwegs und man kann ja nie wissen, was so passiert. Eigentlich meldet sich Fred immer ab mit den Worten: „Ich bin mal kurz weg, Jim.“ Aber diesmal hatte Fred nichts gesagt. Sein Auto steht hinten an der alten Scheune.

Unruhig versucht Jim durch die Fenster zu blicken, aber alle Vorhänge sind zugezogen. Wo ist Fred?

Ein merkwürdiger Geruch liegt in der Luft: frische Lackfarbe vermischt mit ätzender Fäulnis. Jim verständigt die Polizei.

Die Männer brechen die Tür auf. Sie müssen sich durch ein Gewirr von weißen und roten klebrigen Fäden kämpfen, die wie ein riesiges Spinnennetz kreuz und quer im Haus gespannt sind. In dem völlig zertrümmerten Wohnraum liegt ein weiß-rot verschnürter menschlicher Körper. Ahnungslos lassen ihn die Polizisten in die Gerichtsmedizin bringen. Die Invasion hat begonnen.



Kurzvita

Gisela Böcker

Gisela Böcker wurde am 29. Mai 1944 in Schlesien, heute Polen, geboren. Ihre Jugend verbrachte sie in einer Kleinstadt in NRW. Nach dem Pädagogikstudium arbeitete sie als Lehrerin zunächst im Ruhrgebiet, dann in Berlin. 1975 heiratete sie und zog an den Niederrhein. Nachdem ihre zwei Söhne eingeschult worden waren, wurde sie wieder berufstätig. Heute ist sie pensioniert und erfreut sich an ihren vier Enkelkindern. „Schreiben gehörte schon immer zu mir und meinem Leben“, sagt sie. „Gedichte, Kindergeschichten, später auch einige pädagogische Fachbücher. Das Schreiben war und ist meine ganz persönliche Couch, mein Rückzug; besonders wenn das Leben nicht gerade nett ist.“ Heute hat das Schreiben eine andere Richtung genommen: in Kurz-Kurzgeschichten wird Alltägliches, Gesellschaftskritisches, Aktuelles oder Skurriles verarbeitet. Ihr großes Hobby aber sind Märchen. So leitet sie eine Märchen-AG an einer Grundschule, in der nicht nur Märchen gelesen und erlebt, sondern auch gemeinsam neue geschrieben werden.



Unter dem Pestkreuz

Alice Andres

Ich weiß gar nicht, warum ich mitkomme“, murrte ich. Meine beste Freundin Jana lachte. „Gibs zu, Ella: Du hast einfach nur Angst. Das wird super!“ Achtlos ließ sie ihr Fahrrad fallen und überquerte die Lichtung. Ich folgte ihr. Das steinerne Kreuz erhob sich stumm inmitten der ausgelassenen Jugendlichen. Ein Lagerfeuer loderte und jemand hatte seinen iPod an Boxen angeschlossen. Einige unserer Klassenkameraden bewegten sich zur Musik und scherten sich nicht um den Steinkreis, der sich kaum merklich unter dem Gras erhob.

Sie tanzen auf einem Grab, durchfuhr es mich. Denn genau das waren sie, die Überreste des Pestbrunnens. Wie viele Opfer der mittelalterlichen Seuche lagen unter unseren Füßen?

„Schau mal, der ist süß!“ Jana stieß mich in die Seite und zeigte auf einen Jungen. Wohl ein verfrühter Feriengast. Schwarzes Haar fiel ihm ins Gesicht. Er hob den Kopf und ich fröstelte. In seinen grünen Augen lag ein Ausdruck von solcher Wehmut, dass alle Freude aus meinem Körper zu weichen schien.

Jana bemerkte das offenbar nicht. Sie ließ mich einfach stehen und schlenderte zu dem Kerl hinüber. Spielerisch wischte sie sich die Haare aus dem Gesicht und stellte sich auf die Zehenspitzen, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern. Dabei verharrten ihre Lippen etwas länger an seinem Ohr, als wohl nötig gewesen wäre. Typisch Jana! Hemmung war für sie ein Fremdwort. Der Typ lachte und erwiderte etwas. Jana legte eine Hand auf seine muskulöse Brust und setzte einen Schollmund auf. Mein Blick fiel auf ihren Ex-Freund Ben, der etwas abseits saß und sie mit versteinerner Miene beobachtete. Aha, da lag also der Grund für ihr Interesse an dem geheimnisvollen Fremden. Ich schnappte mir ein Bier aus einem der Kästen, die auf der Wiese verstreut standen und sah mich verloren um.

„Ella! Komm zu uns.“

Dankbar folgte ich dem Ruf und setzte mich ans Feuer, wo eine Gruppe meiner Klassenkameraden über das neueste Trendvideo auf YouTube diskutierte. Der Rauch biss mir in die Nase und ich konnte das Knacken der Holzscheite hören. Immer mehr Partygäste versammelten sich um die Flammen, es wurde gelacht, Neckereien und zum Teil recht derbe Witze flogen hin und her. Ich kannte diese Stimmung von hunderten Partys zuvor. Aber dieses Mal schien all das Treiben wie durch einen dicken Vorhang von mir getrennt zu sein. Ich hielt mich krampfhaft an meinem Bier fest, das Herz klopfte mir bis zum Hals. Was war nur los mit mir? War es dieser Ort? Der Junge?

Janas Stimme durchbrach den Schleier um meine Ohren, schrill von Alkohol. Sie torkelte auf unsere Runde zu, den Arm um die Taille des

Fremden gelegt. Ihre Augen glänzten im Schein des Feuers. „Eine Gruselgeschichte! Das ist der ideale Ort für eine Gruselgeschichte. Komm Sebastian – erzähl uns eine!“ Sie schmiegte sich an ihren Begleiter und warf ihm ihren unwiderstehlichsten Hundewelpenblick zu.

Der fremde Junge sah in die Runde, dann nickte er. Seine dunkle Stimme hallte durch die Nacht, als er mit seiner Erzählung begann.

„Ein Krachen riss ihn aus seiner Bewusstlosigkeit. Zum ersten Mal seit Wochen drang ein Lichtstrahl in die Stube, in die er sich geschleppt hatte, bevor er unter dem Herrgottswinkel zusammengebrochen war. Endlich! Er wollte rufen, doch seine Stimme versickerte in seiner Kehle, kein Laut drang über die aufgesprungenen Lippen. Durst brach plötzlich über ihn herein, vertrieb jeden vernünftigen Gedanken. Seine Glieder waren nutzlos wie die einer Strohpuppe.

Männer kamen ins Haus, Lappen vor Mund und Nase gepresst. Er hörte ihre Schritte auf den Treppen, dann über sich, in den Schlafkammern, wo seine Eltern lagen, seine Schwestern – alle mit schwarzen Beulen unter den Armen gezeichnet.

Jemand beugte sich über ihn. „Hier ist noch einer. Mehr tot als lebendig. Nehmt ihn mit! Wir kommen nicht noch mal her.“ Arme packten ihn, schleppten ihn nach draußen und warfen ihn auf einen Karren zu den Überresten seiner Familie. Die Luft roch nach Regen.

Sein Geist tanzte wie ein Weberschiffchen zwischen Ohnmacht und Bewusstsein hin und her. Durst brannte in seinem Hals wie Nesseln. Hände rissen ihn aus dem Delirium, einen Moment war er schwerelos, dann schlug er auf etwas auf, das hart und nachgiebig zugleich war. Und nass!

Gierig presste er das Gesicht in feuchten Stoff, sog daran, leckte, spürte, wie die Flüssigkeit ihn wieder ins Leben holte, wenigstens für diesen Augenblick. Langsam gewöhnten sich seine Augen an das Dämmerlicht.

Entsetzen packte ihn, als er erkannte, dass er sich an den regennassen Kleidern von Toten gelabt, seine Zunge mit den Tropfen auf ihren starren Zügen gekühlt hatte. Mit heiserem Krächzen wich er gegen die Brunnenwand. Das helle Rund, in dem sich der Frühsommerhimmel abzeichnete, verriet ihm, dass die Pesttoten unter ihm viele Meter tief reichen mussten. Die

Freiheit war nur wenige Mannslängen über ihm und doch unerreichbar. Hunger und Durst spielten ihr grausames Spiel mit ihm. Seine Hände gruben sich in das Moos zwischen den Steinen, stopften Bündel in seinen Mund. Er kaute, schluckte, erkannte schließlich, dass er sein Leiden damit nur verlängerte. Wimmernd sank er zu Boden.

Der Durst kehrte zurück, doch dieses Mal empfing er ihn wie einen Freund. Die Gesichter toter Kinder um ihn herum verzerrten sich und wurden zu den Fratzen von Ghoulen. Aus Leichtentüchern erhoben sich weiße Frauen und umschmeichelten ihn mit lockenden Worten. Als schließlich der schwarze Gevatter selbst aus der Tiefe der Pestgrube emporstieg, gab er sich ihm willig hin.

Doch bevor er ging, sann er auf Rache für sein Schicksal. Mit seinem letzten Atemzug verfluchte er all jene, die im Sonnenlicht wandelten, während er in diesem Loch vermoderte. Er würde zurückkehren. Alle hundert Jahre würde er sich erheben und einen von ihnen mit sich nehmen in sein Grab.“

Sebastians Worte hingen in der Luft wie dunkle Wolkenfetzen. Ich spürte einen stechenden Schmerz und sah auf meine Hände. Während der Erzählung hatte ich meine Fingernägel so tief in die Handballen gegraben, dass sich dünne, rote Halbmonde darauf abzeichneten.

Bens raue Stimme brach die Stille. „Krasse Story, Mann. Voll der Stimmungskiller!“

Sebastian starrte ihn mit seinen durchdringenden Augen an, dann sprang er wie eine Katze auf die Füße und ging.

Mein Blick folgte ihm, doch der Rauch drang in meine Augen und seine Gestalt verschwamm. Einen Moment schien es, als bewegten sich zwei Schatten über die Wiese. Ich blinzelte und er war verschwunden.

Gänsehaut lief meine Arme hinab und obwohl ich noch näher ans Feuer rückte, war in mir eine Kälte, die sich nicht vertreiben ließ. Kälte wie in einem Brunnenschacht. Ich packte meine Sachen und sah mich um. Angst stieg in meiner Kehle hoch.

„Jana? Jana?! Hat irgendjemand Jana gesehen?!?“



Kurzvita

Alice Andres

Alice Andres (30 Jahre, München) – über mich und das Schreiben:
Das Schreiben ist Teil meiner DNA. Meine Mutter schwört, dass ich ihr schon mit drei Jahren selbst erfundene Geschichten erzählt habe. Mit sieben Jahren brachte ich meine erste Kurzgeschichte zu Papier – ein Feenmärchen in rosa Farbstift.

Ab da war das Schreiben für mich Leidenschaft und Erfüllung. Während eines Austauschjahrs in den USA belegte ich an meiner Highschool Kurse in Creative Writing und Science-Fiction & Fantasy Writing.

Als ich Anfang 2014 nach zehnjähriger Pause eine Kurzgeschichte schrieb und veröffentlichte, war es, als hätte ich zehn Jahre lang nicht geatmet und erst mit diesem Luftholen wieder bemerkt, dass ich ohne Sauerstoff nicht leben kann. Seitdem habe ich Geschichten in verschiedenen Anthologien veröffentlicht und den ersten Platz im Rindlerwahn-Schreibwettbewerb belegt. Aktuell arbeite ich im Rahmen des Projekts Octinger34 an meinem ersten Jugendroman.

Wenn ich mich nicht gerade in den Welten in meinem Kopf herumtreibe, lebe ich mit meinem Mann und meiner Tochter in München und arbeite als Texterin und Onlineredakteurin für ein großes deutsches Partnerportal.



Die Horrorstraße

Sarah Hagemeister

Larissa zog sich die Mütze noch tiefer ins Gesicht. Ein eisiger Wind wehte um ihre Ohren. Worauf hatte sie sich da nur wieder eingelassen. Sie wartete auf einem Parkplatz nahe der Brücke, wie mit ihren Freunden verabredet, bereits seit 21:45 Uhr. Sie beschloss sich noch ein paar Minuten in ihr kleines Auto zu setzen um sich aufzuwärmen. "Oh Mist, kein Netz", stellte sie mit Blick auf ihr Smartphone fest. Na super auch das noch. Sie stand mitten in der Pampa und hatte kein Netz und wenn das wirklich stimmte, was man sich über diese Straße erzählte...??

Plötzlich wurde sie mit einem Klopfen an der Beifahrertür aus ihren Gedanken gerissen. Erschrocken drehte sie sich zur Seite und stellte erleichtert fest, dass es nur Lisa und Marie waren. Sie öffnete die Tür: „Na hast du schon Angst?!?“ wollte Marie wissen. „Wovon träumst du? Nein ich habe keine Angst“, erklärte Larissa. „Jetzt fehlen nur noch die Jungs“, meinte Lisa. „Ja, richtig. Wo bleiben die nur?“ fragte Marie. Dann setzten sie sich zu ihrer Freundin ins Auto und warteten auf den Rest der Gruppe, der längst hätte da sein müssen. Es war schon sehr dunkel, das einzige Licht was sie hatten, waren die Lichter von Larissas Wagen.

„Hoffentlich beeilen die sich mal, sonst stehen wir hier bald im Dunkeln und kommen hier im Notfall auch nicht weg“, ärgerte sich Larissa.

„Ach quatsch, unsere Autos sind doch auch noch da“, versuchte Lisa ihre Freundin zu beruhigen. Auf einmal erschienen im Lichtkegel des Autos zwei Gestalten und als sie näher kamen erkannten die Mädchen, dass es Chris und Alexander waren, auf die sie gewartet hatten.

„Na endlich“, riefen die Mädchen im Chor und stiegen aus dem Auto aus. „Habt ihr eure Taschenlampen dabei?“, wollten die Jungs wissen. Alle nickten. „Gut“, meinte Alex. Larissa schaltete das Licht ihres Wagens aus und verschloss die Türen. „Als ob den hier jemand klauen würde“, spottete Chris. „Ach halt doch die Klappe“, entgegnete Larissa und schaltete ihre Taschenlampe ein. Dann gingen sie los.

Sie wollten die Nacht auf der Straße verbringen. Denn hier sollte einer Legende nach ein bekannter Serienmörder aus den 1930er Jahren auf brutalste Weise von Angehörigen seines letzten Opfers ermordet worden sein. Wie genau er getötet worden ist, ist nicht bekannt. Es heißt, dass 436 Menschen, seit dem Tod von diesem Mann an dieser Straße grauenvoll umgekommen sind und ihre verlorenen Seelen seither hier herumirren und nicht ihre letzte Ruhe finde können. Die wenigen Überlebenden erzählten von schrecklichen Ereignissen, dass andere Leute, mit denen sie unterwegs waren, in die Luft gerissen und mit voller Wucht wieder auf den Boden geschleudert wurden. Autos die plötzlich von alleine ansprangen und auf die Menschen zufuhren. Und zahlreiche weitere Geschehnisse über das sie nur

nach wochen-, manchmal sogar monatelanger Therapie sprechen können.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie einen Mann sahen, Mitte Vierzig, leicht verwahrlost, lallend und singend mit einer Bierflasche in der Hand, der die Brücke entlang ging. Mit einem Mal fingen die Taschenlampen der jungen Leute zu flackern an und gingen schließlich ganz aus. Dann hörten sie einen Schrei und ein panisches Kreischen, dann war es still. „Habt ihr das gesehen?“ fragte Chris. „Psst“, sagte Larissa, dann gingen die Taschenlampen wieder an. Und der Mann lag da. Er war tot. Arme und Beine waren zerkratzt, die Augen weg. Entgeistert blickten die Jugendlichen auf den leblosen Körper. Wenige Sekunden später war ein Knacken aus dem anliegenden Wald zu hören. Und mit einem Mal zerriss ein Schrei die Stille der Nacht. Er kam von Lisa, angstvoll blickte sie auf die Leiche des Mannes und zeigte auf sie. Die anderen folgten ihrem Blick und gingen entsetzt mehrere Schritte zurück. Der Tote schleifte über den nassen Boden und hinterließ eine blutige Spur im Gras. Dann krachte sie gegen einen Baum. „Was war das?“ wisperte Marie. „Ich weiß nicht“, sagte Alex. „Wo ist Larissa?“ Sie war doch eben noch da gewesen, bemerkte er. Die Vier blickten sich um und versuchten mit dem Licht der Taschenlampe etwas zu erkennen.

„Larissa?! LARISSA?! Larissaaaaaa“, riefen sie im Chor. Doch sie bekamen keine Antwort. Larissa blieb verschwunden. Wieder fingen die Taschenlampen zu flackern an und dann sahen sie sie. Sie kam auf sie zu. Das Mädchen schien noch zu leben, aber sie schien auch nicht sie selbst zu sein. Sie blickte sie aus leeren Augen an. Die 17-Jährige kam mit einem schiefen, kranken Grinsen auf ihre Freunde zu und fing an zu lachen. Laut und böse. Wie eine Irre. „Larissa, was ist mit dir?“, fragte Marie. Doch sie bekam keine Antwort. Dann sahen sie ein Kind, es stand da und blickte zu dem besessenen Mädchen. Auf einmal blieb Larissa stehen, dann schloss sie die Augen und kippte nach vorne um. Das kleine Mädchen lächelte und verschwand. Aufgeregt rannte Chris zu seiner Freundin und horchte nach ihrem Atem. „Sie lebt noch“, stellte er erleichtert fest. Dann versuchte er sie

zu wecken „Larissa? Wach auf Larissa“, sprach er. Sie öffnete die Augen. „Was ist passiert?“, fragte sie benommen. „Komm schnell, wir müssen hier weg“, erklärte er. Die anderen nickten zustimmend. Er half ihr auf die Beine und dann rannten sie los in Richtung des Parkplatzes. Immer schneller und schneller rannten sie und standen plötzlich inmitten einer Lichtung. Sie hatten sich verirrt. „Scheißeee“, schrie Chris. Er blickte zu seinen Freunden und sie blickten entsetzt zurück. „Wo sind wir?“, wollte Lisa wissen. Keiner reagierte.

„Iiih“, schrie Larissa mit einem mal auf „etwas ist auf meine Schulter...“ Sie unterbrach ihren Satz und blickte nach oben. Dann fing sie zu wimmern an und ging ein paar Schritte zurück. „Larissa, was ist los?“ Sie blickte wie gebannt zu einem Baum. Auch die anderen blickten zu dem Baum, aber konnten Larissas verstörte Reaktion nicht verstehen. „Da, daa...“, stotterte sie und fing an zu weinen. „Ich will hier weg“, weinte Lisa. „Lasst uns weiter bevor...“, fing Chris an „Ahhh...“, unterbrach Marie ihn mit einem lauten Schrei. Irgendetwas hatte sie an den Beinen gepackt und zu Boden gerissen, dann schliff es sie ca. 5 Meter weit und ließ plötzlich von ihr ab. Sie schaute hoch und sah wieder dieses Mädchen von eben. Sie hob die Hand und zeigte in eine Richtung. Die junge Frau richtete sich auf. Sie und ihre Freunde folgten der stillen Anweisung des Mädchens und rannten in die Richtung weiter. Wenig später kamen sie wieder bei dem Parkplatz an der Brücke raus, setzten sich in ihre Autos und fuhren so schnell sie konnten weg.

Es war ein Wunder, dass Sie so glimpflich davon gekommen waren. Nur wenige überlebten diese Begegnungen und nicht immer konnte das Mädchen die Opfer retten. Sie erfuhren später auch, wer das kleine Mädchen gewesen war. Sie war das letzte Opfer des Serienmörders gewesen. Sie war auch der Grund, warum er umgebracht worden war. Er war ein Bekannter des kleinen Mädchens und die Familie des Kindes erwischte ihn bei seiner Tat an der kleinen Liza.

Sie hatten in dieser Nacht nicht alle Geister gesehen. Aber das, was sie

gesehen hatten reichte ihnen. Seit dieser Nacht hielten sie sich von dieser Straße fern.



Kurzvita

Sarah Hagemeyer

Mein Name ist Sarah Hagemeyer, ich bin 23 Jahre alt. Ich wollte schon mit 8 Jahren gerne ein Buch schreiben und mit 12 Jahren habe ich angefangen, Gedichte und Kurzgeschichten zu verfassen. Ich habe als Kind sehr gerne gelesen und wollte immer in diese fremden Welten eintauchen und mit der eigenen Fantasie Geschichten bzw. Gedichte zu verfassen hatte mir sehr viel Spaß gemacht.



Der Axtmörder von New Orleans

Renate Behr

Darling, du hast Post von einem Anwalt bekommen.«
Mit diesen Worten empfing Catherine Witherspoon ihren Mann, als er vom Campus nach Hause kam. Mike Witherspoon war Professor für amerikanische Geschichte an der New Orleans University, und heute war der letzte Tag des Semesters. Drei Monate Ferien lagen vor ihnen. Sie gab ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange und reichte ihm den Briefumschlag. Mike Witherspoon drehte den Umschlag hin und her. Was wollte eine Anwaltskanzlei aus St. Louis von ihm?

»Nun mach den Brief schon auf, Darling. Sonst wirst du nie erfahren, was

drinsteht.«

Mike nickte. Er öffnete den Umschlag, las und schüttelte immer wieder den Kopf.

»Das ist doch völlig unmöglich. Catherine, hör mal zu, was hier steht: Sehr geehrter Herr Professor Witherspoon, unsere Nachforschungen haben ergeben, dass Sie der einzige überlebende Nachfahre von Mrs. Georgia Ferutti sind. Mrs. Ferutti ist ihre Großtante mütterlicherseits. Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Mrs. Ferutti vor sechs Wochen verstorben ist. Da kein Testament vorliegt, waren wir gezwungen, mögliche Erben zu ermitteln und sind dabei auf Sie gestoßen. Wir bitten Sie deshalb, sich zwecks Terminvereinbarung mit unserer Kanzlei in Verbindung zu setzen.

Hochachtungsvoll,
Rutherford und Partner
George Rutherford Senior
St. Louis«

Catherine Witherspoon sah ihren Mann ungläubig an.

»Du hattest eine Großtante in St. Louis? Davon hast du mir nie etwas erzählt.«

»Wie sollte ich auch, ich habe das ja selbst nicht gewusst. Und der Name Ferutti sagt mir auch nichts. Ich rufe jetzt mal in dieser Kanzlei an und dann fahren wir nach St. Louis. Wahrscheinlich ist das alles ein riesen-großer Irrtum.«

Als Professor Witherspoon und seine Frau einige Tage später George Rutherford Senior gegenüber saßen, wurde ihnen klar, dass es sich nicht um einen Irrtum handelte. Der Anwalt hatte ihnen anhand von Geburts- und Abstammungsurkunden eindeutig bewiesen, dass es sich bei Mrs. Georgia Ferutti um die Schwester von Mike Witherspoons Großmutter handelte. Die Familie hatte offenbar keinen Kontakt miteinander gepflegt.

»Nun, Professor, die Aktenlage ist einwandfrei. Ihre Großtante war nicht

unvermögend. Sie besaß ein Haus in New Orleans und dieses Haus mit all seinem Inventar gehört jetzt Ihnen. Vorausgesetzt, Sie nehmen das Erbe an.«

»Mr. Rutherford, das kann ich so nicht entscheiden. Dazu muss ich mir das Haus erst einmal ansehen.«

»Kein Problem, Herr Professor. Ich gebe Ihnen den Schlüssel mit. Überzeugen Sie sich vom Zustand des Hauses und kommen Sie dann übermorgen noch einmal her. Dann erledigen wir alle notwendigen Formalitäten, die Sie entweder zum Hausbesitzer machen oder die dafür sorgen, dass Sie mit dem Erbe nichts mehr zu tun haben werden.«

Als Mike und Catherine Witherspoon zurück in New Orleans waren, plagte sie beide die Neugier. Sie wohnten noch immer in einem Apartment in der Nähe des Campus und die Aussicht darauf, ein eigenes Haus quasi geschenkt zu bekommen, machte Catherine ziemlich aufgeregt. Also machten sich die beiden auf den Weg Richtung French Quarter. Am Ende der Canal Street sollte das Haus von Mikes Großtante liegen. Es war eines der wenigen Gebäude, die nicht dem großen Hurrikan zum Opfer gefallen waren. Wenig später standen sie vor der hölzernen Eingangstür eines kleinen Hauses im Kolonialstil. Das Haus stand zwischen zwei größeren Gebäuden in einer ruhigen Seitenstraße. Mike Witherspoon zog den Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür. Ein muffiger Geruch schlug ihnen entgegen. Catherine trat vorsichtig hinter ihrem Mann in den dunklen Flur. Eine schmale Treppe führte in das Obergeschoss, aber sie öffneten zunächst die Tür, die direkt vor ihnen lag. Die Einrichtung war dunkel und sehr alt. Catherine ging vorsichtig zum Fenster und zog die schweren Samtvorhänge zur Seite. In das diffuse Halbdunkel fiel nun das Sonnenlicht. Staub wirbelte auf, als Catherine das Fenster öffnete und die frische Luft den muffigen Geruch verschwinden ließ.

Sie sahen sich um. Die Möbel schienen sehr alt zu sein. Das dunkle Holz, die Schnitzereien und die verblassten Ölgemälde an den Wänden erzeugten eine seltsam unwirkliche Atmosphäre. Vorsichtig gingen sie durch den Raum, an dessen Ende eine weitere dunkle Holztür auf sie zu warten schien. Catherine fröstelte. Das Haus schien eine seltsame Faszination auf

sie auszuüben. Ohne auf ihren Mann zu warten, ging sie auf die Tür zu und öffnete sie. Dahinter lag eine kleine Küche. Auch hier waren die Möbel alt. Geschirr stand im Spülbecken, abgewaschen, aber noch nicht weggeräumt. Fast wirkte es so, als hätte hier eben noch jemand Kaffee getrunken. Durch das Glasfenster der Hintertür entdeckte Catherine einen kleinen Innenhof, wie er bei den alten Häusern in New Orleans üblich war. Die Pflanzen in den Kübeln waren verdorrt, alles wirkte ein wenig ungepflegt. Vor ihrem inneren Auge sah Catherine bereits blühende Blumen in den Kübeln wachsen und die Gartenmöbel aus Eisen und Holz, die ziemlich verwahrlost aussahen, ließen sich bestimmt aufarbeiten.

»Komm, gehen wir mal nach oben«, rief ihr Mann aus dem Nebenraum. Ohne auf seine Frau zu warten, stieg er die Treppe hinauf. Oben gab es zwei kleine Schlafräume und ein sehr altes Badezimmer mit einer freistehenden, eisernen Badewanne. Der Badeofen schien aus dem vorigen Jahrhundert zu stammen und musste sicher noch mit Holz oder Kohle befeuert werden. Ansonsten aber schien das Haus in einem guten Zustand zu sein. Vielleicht waren die alten Möbel ja sogar etwas wert. Wenn sie sie verkaufen konnten, würde das Geld für eine Renovierung reichen. Seine Frau war ihm gefolgt. Ihre Hand glitt über den geschnitzten Kleiderschrank im Schlafzimmer.

»Wunderschön«, murmelte sie.

»Catherine, die Möbel sind uralte. Vielleicht sind das Antiquitäten, die wir verkaufen könnten. Was meinst du, würdest du in diesem Haus wohnen wollen?«

Catherine schlug das Herz bis zum Hals. Ein Schauer lief ihr über den Rücken und plötzlich hatte sie das Gefühl, genau hierher zu gehören. Lebhaft nickte sie.

»Ja, Mike, auf jeden Fall. Wir werden ein wenig Licht und Farbe hier hineinbringen und der Innenhof ist einfach zauberhaft. Natürlich muss die Küche modernisiert werden und wir müssen überlegen, ob wir einige von den alten Möbeln nicht aufarbeiten und behalten können.«

Mike Witherspoon lächelte. Diese Energie, die seine Frau plötzlich ausstrahlte, überraschte ihn ein wenig. Aber irgendwie hatte sie recht. Das

kleine Haus hatte etwas Einmaliges an sich und es gehörte ihm. Er zog sein Handy aus der Tasche und rief den Anwalt in St. Louis an. Er bestätigte, dass er das Erbe annehmen würde und am nächsten Tag in die Kanzlei käme, um die Formalitäten zu erledigen.

Vier Wochen später ...

Catherine Witherspoon war sehr aufgeregt. Heute sollte die neue Küche eingebaut werden und am Wochenende würden sie umziehen in das kleine Haus, das ihr Mann von seiner ihm völlig unbekanntem Großtante geerbt hatte. Es hatte sich tatsächlich gezeigt, dass die Möbel einen gewissen Wert hatten. Einige Stücke hatten sie an einen Antiquitätenhändler in New Orleans verkaufen können. Damit reichte das Geld für alle Renovierungsarbeiten. Das kleine Haus hatte jetzt eine Heizung, ein modernes Bad und gleich auch eine neue Küche.

Der Umzug ging ohne Probleme vonstatten. Sie hatten ihre gesamte Einrichtung dem Nachmieter des Apartments verkaufen können und standen nun glücklich in ihrem kleinen Wohnzimmer im Erdgeschoss des Hauses. Die beiden alten Schränke und ein Sideboard hatten sie behalten, aber die Polstermöbel waren neu. Sie passten ausgezeichnet zur restlichen Einrichtung. Catherine hatte neue Vorhänge angebracht und die Wände waren weiß gestrichen. Das bildete einen perfekten Kontrast zu den dunklen Möbeln und dem Dielenholzfußboden, den die junge Frau unbedingt behalten wollte. Das Schlafzimmer hatten sie komplett neu gestaltet. Nach einem gemütlichen Abendessen, das Catherine stolz in ihrer neuen Küche zubereitet hatte, stiegen sie gemeinsam in die obere Etage hinauf.

Später, als sie gemeinsam im Bett lagen, nahm Mike Witherspoon seine Frau in den Arm.

»Nun, Mrs. Witherspoon, glücklich in den eigenen vier Wänden?«

Catherine nickte.

»Sehr glücklich, Mr. Witherspoon. Und jetzt lass uns schlafen. Morgen haben wir noch genug Arbeit mit dem Auspacken.«

Mitten in der Nacht erwachte Catherine. Da war ein merkwürdiges Ge-

räusch im Erdgeschoss. Angestrengt lauschte sie, aber nun blieb alles still. Vorsichtig, um ihren Mann nicht aufzuwecken, stand sie auf und verließ das Schlafzimmer. Die Treppe knarrte ein wenig, aber im Haus war ansonsten jetzt alles ruhig. Catherine machte Licht in allen Räumen. Irgendetwas kam ihr merkwürdig vor, aber sie konnte nicht sagen, was es war. Wahrscheinlich musste sie sich an die üblichen Geräusche in diesem Haus erst gewöhnen. Wieder strich sie, wie schon so oft, mit beiden Händen über die Schnitzereien des antiken Wohnzimmerschranks. Plötzlich hatte sie das Gefühl, als würde sich etwas bewegen. Sie sah genauer hin. Da war tatsächlich ein Spalt in dem Schnitzwerk, aber so sehr sie sich auch bemühte, es gelang ihr nicht, herauszufinden, was sich dahinter verbarg.

Am nächsten Morgen erzählte Catherine ihrem Mann von ihrer Entdeckung. Er sah sich den Schrank an, konnte aber ebenfalls nichts weiter ausrichten.

»Wahrscheinlich ist das gar nichts, Darling. Ich habe heute einiges zu erledigen, aber bis zum Nachmittag bin ich zurück. Dann helfe ich dir weiter beim Auspacken und Einräumen.«

Als Catherine die Hintertür öffnete, sah sie am Zaun zum Nachbargrundstück einen alten Mann stehen. Er sah sie mit großen Augen an. Catherine grüßte höflich.

»So, so, Sie wohnen also jetzt im Ferutti-Haus. Hoffentlich haben Sie sich das gut überlegt. Das Haus ist verflucht.«

Dabei rollte er die Augen, dass fast nur noch das Weiße der Augäpfel sichtbar blieb. Catherine schrie auf vor Schreck und rannte ins Haus zurück. In diesem Augenblick klingelte es an der Vordertür.

Noch immer etwas zittrig öffnete Catherine und sah sich einer älteren Dame gegenüber. Der Kontrast zwischen der schwarzen Haut und dem weißen Haar verlieh ihr etwas Unheimliches, aber sie lächelte freundlich und hielt Catherine ein Tablett entgegen, auf dem verschiedene Gebäckstücke lagen.

»Guten Morgen, meine Liebe. Ich bin Grace Mahoney, eine Nachbarin der Feruttis. Ich habe Ihnen Gebäck gemacht. Georgia hat mein Gebäck

geliebt. Gott sei ihrer Seele gnädig.«

Catherine rief sich selbst zur Ordnung. Eine nette Nachbarin, die sie willkommen heißen wollte, ließ man nicht einfach vor der Türe stehen. Sie lächelte, stellte sich vor und bat Mrs. Mahoney herein.

»Ich mache uns einen Kaffee und dann können Sie mir vielleicht ein wenig über Georgia Ferutti erzählen. Wissen Sie, sie war die Großtante meines Mannes, aber er hat sie überhaupt nicht gekannt.«

Mrs. Mahoney nickte.

»Ja, ja, das ist aber auch kein Wunder. Die ganze Familie hat sich seinerzeit abgewandt, als Georgia ihren Enrico geheiratet hat. Niemand wollte mehr etwas mit ihnen zu tun haben, dabei waren sie sehr nett und so verliebt, wissen Sie?«

»Aber was hatte denn die Familie meines Mannes gegen diesen Enrico?« Grace Mahoney beugte sich vor.

»Er war Italiener«, flüsterte sie, als sei das ein großes Verbrechen.

»Ja und? Das ist doch kein Grund, den Kontakt zu einem Familienmitglied abubrechen.«

»Sie haben ja keine Ahnung, meine Liebe. Ich weiß auch gar nicht, ob ich die alten Geschichten wirklich erzählen soll. Aber vielleicht ist es doch besser, Sie erfahren es von mir, als wenn Ihnen der Alte von nebenan Angst einjagt.«

»Das hat er schon. Er hat mir gesagt, dieses Haus sei verflucht und gefragt, ob wir es uns gut überlegt haben, hier einzuziehen.«

Grace Mahoney lachte.

»Verflucht? So ein Unsinn. Dieses Haus war immer nur eine Zuflucht, zuerst für Enrico, dann für Georgia. Allerdings hat es ihnen kein Glück gebracht, obwohl, das muss ja auch nicht unbedingt an diesem Haus gelegen haben, nicht wahr? Aber jetzt muss ich wirklich gehen, meine Liebe. Wir werden noch genug Zeit haben zum Plaudern. Besuchen Sie mich, wenn Sie sich eingerichtet haben, ich habe Ihnen noch viel zu erzählen.«

Dann stand die alte Dame auf und ging zielstrebig nach draußen. Zurück blieb eine junge Frau, die seltsam beunruhigt war. Dann aber schüttelte Catherine den Kopf. Alles Ammenmärchen. Diese alten Leute wollten

ihr nur ein wenig Angst einjagen und würden sich dann anschließend sicher darüber lustig machen, dass sich eine moderne junge Frau von ihnen ins Bockshorn jagen ließ. Aber ein leiser Zweifel blieb, ob es mit diesem Haus nicht doch etwas Besonderes auf sich haben könnte. Als ihr Mann später am Nachmittag nach Hause kam, erzählte sie ihm von dem seltsamen Besuch.

»Eine Freundin meiner alten Tante Georgia, sagst du? Na, wahrscheinlich ist sie schon ein wenig wirr im Kopf. Wenn sie dir Angst macht, halt dich einfach fern. Ich habe übrigens mit dem Antiquitätenhändler gesprochen, der die anderen Möbel gekauft hat. Er kommt nachher vorbei und schaut sich den Schrank an. Er meinte, es sei nicht ungewöhnlich, dass alte Möbel irgendwelche Geheimfächer hätten. Vielleicht kriegt er es auf.«

Der Nachmittag verging mit Lachen und Scherzen. Kurz vor 18 Uhr erschien der Möbelfachmann. Er sah sich die Schnitzerei an. Keine fünf Minuten später öffnete sich mit vernehmlichem Knarren eine Schublade, die hinter der Schnitzerei verborgen gewesen war. Alle anderen Schränke wurden ebenfalls noch einmal eingehend untersucht, aber es war das einzige Geheimfach, das sich finden ließ. Nachdem der Mann sich verabschiedet hatte, sahen Mike und Catherine sich den Inhalt dieser geheimen Schublade an. Sie war vollgestopft mit Papieren und Zeitungsausschnitten.

Besonders für den Geschichtspräsidenten waren die alten Dokumente eine wahre Fundgrube. Aufgeregt deutete er auf die Daten.

»Schau, Catherine, das sind Artikel aus dem Jahr 1911. Und hier, 1918 und 1919 – so alte Zeitungen findet man sonst nur noch in den Archiven. Lass uns sehr vorsichtig sein, damit wir nichts beschädigen. Sortieren wir sie zunächst chronologisch, bevor wir sie lesen.«

Aber dieser Vorschlag kam zu spät. Kreidebleich reichte Catherine ihrem Mann den Artikel aus dem Jahr 1918. Er handelte vom Mord an einem Ehepaar aus New Orleans. Der Bruder hatte die beiden in ihrem Schlafzimmer gefunden, erschlagen mit einer Axt, die man später in der Badewanne des Hauses fand. Der Täter war durch die Hintertür in das

Haus eingedrungen. Er hatte eines der Holzbretter entfernt, was die Polizei vermuten ließ, dass es sich um einen sehr schlanken Mann gehandelt haben musste. Ein Foto des Tatortes und ein Foto des Hauses waren abgebildet. Auch Mike Witherspoon stockte der Atem, als er erkannte, dass es dem Haus, das er von seiner Großtante Georgia geerbt hatte, ausgesprochen ähnlich sah.

»Mike, glaubst du, dass das hier ..., ich meine, glaubst du, der Mord geschah damals ...«

Catherine konnte die Sätze nicht beenden. Beruhigend legte ihr Mann ihr den Arm um die Schulter.

»Liebes, nein, wieso denn? Damals sahen fast alle Häuser in New Orleans so aus. Schau, die Opfer hießen Miggano, meine Großtante Georgia aber hieß Ferutti. Da gibt es überhaupt keinen Zusammenhang, glaub mir.«

»Und wieso hat sie dann diese Zeitungsartikel aufgehoben?«

Fast hysterisch kramte Catherine die anderen Artikel hervor.

»Sieh nur, immer geht es um Mord. Immer ist es eine Axt, mit der die Leute erschlagen wurden und immer wurde ein Brett aus der Hintertür entfernt. Erinnerst du dich? Auch unsere Hintertür hatte unterschiedliches Holz, so, als ob jemand ein Brett ausgetauscht hätte. Und dann dieser Nachbar ...«

»Welcher Nachbar?«

Catherine erzählte ihm von dem alten Mann, der ihr gesagt hatte, das Haus sei verflucht.

»Also ehrlich, Liebes. Seit wann lässt du dich denn von so etwas beeindrucken? Komm, wir schauen jetzt nach, was sich noch in der Schublade befindet. Vielleicht finden wir ja eine ganz einfache Erklärung dafür, warum meine Tante Georgia oder ihr Mann diese Artikel gesammelt hat. Nur etwas ist schon merkwürdig.«

»Was meinst du?«

»Nun ja, es gibt Berichte aus dem Jahr 1911 und dann wieder von 1918 und 1919. Schau, in einem der Artikel von 1919 steht zum Beispiel, dass die Polizei von einem Serienmörder ausgeht, der entweder im Gefängnis gesessen hat oder zwischenzeitlich gar nicht in New Orleans war. Sie haben ihn damals Axeman of New Orleans genannt. Es gab ein paar Verdächtige in

den einzelnen Fällen, aber sie mussten sie alle wieder freilassen. Beweise, die einen Täter hätten überführen können, gab es offensichtlich nicht.«

Catherine hatte sich inzwischen wieder ein wenig beruhigt. Die besonnene Art, wie Mike an die Sache heranging, verfehlte auch bei ihr ihre Wirkung nicht.

»Schau mal, ich habe hier noch etwas gefunden. Es hat wohl eine Art Bekenner schreiben gegeben. Es stammt aus dem Jahr 1919 und wurde teilweise in der Zeitung veröffentlicht. Da hat sich doch offensichtlich jemand einen ganz dummen Scherz erlaubt.«

Gemeinsam beugten Sie sich über den Zeitungsartikel, der vom 13. März 1919 stammte:

»Sie haben mich nie gefangen und sie werden es auch niemals tun. Sie haben mich nie gesehen, weil ich unsichtbar bin. Ich bin kein Mensch, sondern ein Geist aus der heißesten Region der Hölle. Sie nennen mich den Axeman von New Orleans, aber ich bin viel mehr als nur das.

Ich allein weiß, wo meine Opfer leben und wer sie sein werden. Wartet, denn ich komme zurück nach New Orleans und die Hölle wird über euch kommen.«

Mehr war nicht mehr lesbar, denn offensichtlich hatte jemand eine dunkle Flüssigkeit über die Zeitung geschüttet. Mike Witherspoon sprang auf.

»Komm, wir fahren zur Universität. Es muss Unterlagen in den Archiven geben. Vielleicht besuchen wir auch die Polizei. Irgendetwas muss sich finden lassen über diese mysteriösen Morde. Ist noch irgendetwas in der Schublade, das uns weiterhelfen könnte?«

Catherine schüttelte den Kopf.

»Das war alles bis auf einen leeren Briefumschlag, in dem offensichtlich so etwas wie eine Kladde oder so verborgen gewesen sein muss. Aber die ist da nicht mehr drin. Vielleicht hat ja deine Großtante ein Tagebuch geführt. Wir müssten die anderen Möbel noch durchsuchen. Du solltest den Händler anrufen und ihm sagen, er soll auch das überprüfen, was wir ihm verkauft haben.«

Sofort griff Mike Witherspoon zum Telefon. Der Antiquitätenhändler versprach, sich gleich am nächsten Morgen darum zu kümmern. Mike

sah auf die Uhr.

»Heute können wir nichts mehr ausrichten. Lass uns etwas essen und dann schlafen gehen. Morgen früh versuchen wir dann, mehr Informationen zu bekommen. Vielleicht besuchen wir auch die ältere Dame nebenan. Sie wollte dir doch noch etwas über meine Großtante erzählen. Und jetzt mach ein anderes Gesicht. Komm, der Abend ist schön, gehen wir spazieren.«

Catherine hatte sich bemüht, nicht mehr an die ganze Geschichte zu denken. Sie hatten einen schönen Abend in einer Jazzkneipe an der Regent Street verbracht, dann im Hof ihres Hauses noch ein Bier getrunken und jetzt lag sie mit weit geöffneten Augen im Bett. Mike hatte ihr eine gute Nacht gewünscht, sich umgedreht und war sofort eingeschlafen. Aber Catherine fand keine Ruhe. Zu deutlich hatte sie noch die Fotos aus dem Zeitungsartikel vor Augen. War es wirklich nur ein Zufall, dass das Haus der Migganos genauso ausgesehen hatte wie das Haus, in dem sie jetzt wohnten? Wann hatte Mikes Großtante dieses Haus gebaut oder gekauft? Und was hatte es mit den beiden alten Nachbarn auf sich, die ihr inzwischen ziemlich unheimlich vorkamen?

Catherine seufzte und stand auf. Leise ging sie die Treppe hinunter in die Küche. Forschend sah sie auf die Hintertür. Sie hatten die Tür neu gestrichen, aber noch immer war erkennbar, dass hier ein Brett ausgewechselt worden war. Aber selbst wenn, die Öffnung wäre doch viel zu klein gewesen, um einen erwachsenen Mann hindurchzulassen. Es sein denn, es hätte sich wirklich um einen Geist gehandelt. Catherine musste lächeln. Geister, das war schon ein Thema in New Orleans. Die Stadt hatte etwas Okkultes an sich. Dazu trugen unter anderem auch die Voodoopriester bei, die auch im modernen New Orleans noch ihren Praktiken nachgingen und von denen meist nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen wurde. Niemand wollte offen zugeben, dass er an die dunkle Magie glaubte, aber jeder schien sich auch irgendwie davor zu fürchten. Vielleicht hatte sich dieser Serienmörder genau das damals zunutze gemacht. Vielleicht hatte er damit sehr bewusst verhindert, dass er gefunden werden konnte. Nach Geistern oder auch nach Untoten, die von den Voodoo-Magiern beherrscht

wurden, suchte man nicht im alten New Orleans. Mike hatte ihr schon mehrfach über solche Geschichten berichtet, wenn er Arbeiten für seine Studenten vorbereitete, die sich mit dem Okkultismus in der Geschichte der Südstaaten beschäftigten.

Am nächsten Morgen schien die Sonne und die Schatten, die Catherine nachts umgeben hatten, waren verschwunden. Gut gelaunt lächelte sie ihren Mann an und sagte:

»Komm, wir gehen Grace besuchen. Du weißt doch, Grace Mahoney, die nette alte Dame von nebenan. Vielleicht kann sie uns erklären, warum deine Tante Georgia diese alten Zeitungsberichte gesammelt hat.«

Wenige Minuten später standen sie vor einem alten kleinen Haus, das genau gegenüber auf der anderen Straßenseite stand. Es ähnelte dem Haus von Mike und Catherine wie ein Ei dem anderen. Catherine war beruhigt. Also hatte Mike doch recht gehabt, dass viele Häuser in New Orleans so gebaut worden waren. Mit ihrem Haus hatte der Mörder, den sie Axeman genannt hatten, also sicher nichts zu tun.

Grace Mahoney öffnete die Tür und sah stirnrunzelnd auf Mike.

»Ich dachte, sie würden alleine kommen, meine Liebe. So ein Gespräch unter Frauen, verstehen Sie?«

Das Kichern, das diesen Worten folgte, trieb Catherine einen Schauer über den Rücken, aber Mike ließ sich überhaupt nicht beeindrucken. Mit einem charmanten Lächeln streckte er Grace Mahoney die Hand hin.

»Liebe Mrs. Mahoney, wir sind doch gerade erst eingezogen. Da werden Sie in Zukunft noch ganz viel Gelegenheit haben, mit meiner Frau zu plaudern. Aber wie Sie sicher wissen, war Georgia Ferutti meine Großtante, die ich leider nie kennengelernt habe. Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht ein wenig über die Frau erzählen, der ich es verdanke, jetzt ein eigenes Haus zu haben. Aber wenn es Ihnen jetzt nicht passt ...«

»Unsinn, junger Mann. Kommen Sie ruhig herein. Ich werde uns eine Limonade machen. Georgia hat meine Limonade geliebt, wissen Sie.«

Sie führte das junge Ehepaar durch einen dunklen Flur in das Wohnzimmer. Die Räume waren tatsächlich exakt so wie in ihrem eigenen Haus gegenüber, stellte Catherine verwundert fest. Sie setzten sich an

einen blank polierten Mahagonitisch und kurze Zeit später erschien Grace mit einem Krug Zitronenlimonade und drei schweren Kristallgläsern, die sie vorsichtig auf den Tisch stellte. Sie schenkte ein und begann, mit leiser Stimme zu erzählen.

»Ich habe Georgia und Enrico in den 30er Jahren kennengelernt. Damals hatte sich Georgias Familie schon total von ihr abgewendet. Als Georgia ihren Enrico kennenlernte, hat ihr Vater Nachforschungen angestellt über die Familie Ferutti. Es ging das Gerücht um, dass die Feruttis mit der Mafia in Kontakt stünden. Während die meisten italienischen Händler Schutzgeld bezahlen mussten, damit ihre Läden ungeschoren blieben, zahlten die Feruttis gar nichts. Georgia, die nichts davon wissen wollte, dass die Familie ihres Verlobten etwas mit der Mafia zu schaffen hatte, ging von zu Hause fort. Es muss Anfang der 30er Jahre gewesen sein, als Enrico und sie das Haus der Migganos gekauft haben.«

Catherine war es, als griffe eine eiskalte Hand nach ihrem Herzen.

»Das Haus der Migganos, sagen Sie? Etwa unser Haus?«

Grace nickte und das Lächeln in ihrem Gesicht hatte etwas Diabolisches.

»Ja, natürlich, meine Liebe. Die Migganos hatten drei Söhne und einer von ihnen lebte mit seiner Frau in dem Haus gegenüber. Eines Nachts wurden er und seine Frau überfallen und grausam ermordet. Sein Bruder Michele wurde verdächtigt, musste aber wieder freigelassen werden, weil die Polizei keine Beweise gegen ihn fand.«

»Der Axeman«, flüsterte Catherine tonlos.

»Schweigen Sie, erwähnen Sie diesen Namen nicht in meinem Haus.«

Catherine erschrak. Grace Mahoneys Gesicht hatte sich zu einer hässlichen Fratze verzerrt. Aber sie hatte sich fast sofort wieder in der Gewalt.

»Entschuldigen Sie, meine Liebe. Aber nur Narren nennen ihn den Axeman. Er war nicht von dieser Welt. Viele Menschen hat er getötet damals in New Orleans, aber niemand hat ihn je gesehen. In den hinteren Türen der Häuser fehlte immer nur ein einziges Brett. Kein Mensch hätte da hindurchgepasst. Aber für ihn war das kein Problem. Er hätte nicht einmal diese Lücke gebraucht, aber er wollte die Polizei an der Nase herumführen.« Sie kicherte und Catherine und Mike sahen sich erschrocken an. Diese alte

Frau war ja vollkommen irre.

»Nein, meine Lieben, ich bin nicht verrückt, ganz und gar nicht. Aber ich weiß, dass es Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, die normalen Menschen verschlossen bleiben. Ich aber gehöre zu den Sehenden. Ich bin eine Mambo.«

»Eine was?«

Es war Mike, der diese Frage stellte.

»Eine Mambo. Sie als Geschichtspräsident sollten eigentlich wissen, dass man so die weiblichen Voodoo-Priester nennt.«

Mike konnte nichts entgegnen. Woher wusste diese Frau, dass er Professor für amerikanische Geschichte war? Sie hatten bisher noch mit niemandem aus der Nachbarschaft geredet. Inzwischen hatte auch Catherine die Stimme wiedergefunden.

»Sie wollen damit sagen, dass in unserem Haus zwei Menschen auf grausame Art und Weise ermordet wurden? Dann hat der alte Mann das gemeint, als er sagte, das Haus sei verflucht?«

»Der alte Mann ist der Sohn von Michele Miggano, dem Mann, den man damals des Brudermordes verdächtigt hat. Ja, das wird er wohl gemeint haben, aber Sie sollten nicht auf ihn hören. Vergessen Sie einfach alles, was Sie über diese Vorfälle gehört oder gelesen haben und genießen Sie Ihr Leben. Sollten Sie das aber nicht tun, nun ...«

»Wollen Sie uns drohen, Mrs. Mahoney?«

Die Frage kam scharf aus dem Mund von Mike Witherspoon. Erschrocken sah die alte Dame ihn an.

»Ihnen drohen? Aber nein, weshalb denn nur? Wie ich schon sagte, es sind damals viele Menschen in New Orleans getötet worden, immer mit einer Axt. Und immer fehlte ein Brett in der Hintertür ihres Hauses. Ihr Haus ist das einzige, das den Hurrikan Katrina überstanden hat. Alle anderen sind weggeschwemmt worden. Ich betrachte das als ein Zeichen. Aber Sie sollten sich davon nicht beeindrucken lassen. Georgia und Enrico waren schließlich auch über sechzig Jahre glücklich dort drüben. Wenn Ihnen aber etwas ungewöhnlich vorkommt, kommen Sie ruhig zu mir. Ich kann in die Schattenwelt sehen und Ihnen vielleicht helfen. Und

jetzt müssen Sie mich entschuldigen, meine Lieben. Ich bin alt und müde.« Sie sah Catherine mit einem scharfen Seitenblick an, als sie sich mühsam vom Stuhl erhob.

»Und Sie, meine Liebe. Sie sollten mich auf jeden Fall noch einmal alleine besuchen kommen. Männer haben einfach nicht das feine Gespür für das Übersinnliche. Vielleicht veranstalten wir eine Séance und nehmen Kontakt auf zu Georgia. Gott möge ihrer Seele gnädig sein, sie hätte ihnen bestimmt eine Menge zu erzählen.«

Als Mike und Catherine draußen vor der Tür standen, sahen sie sich an.

»Was zur Hölle war das denn jetzt für ein Auftritt?«, fragte Mike, aber Catherine zuckte nur mit den Schultern. Zwar war ihr manches unangenehm gewesen und sie war auch ziemlich erschrocken, aber irgendetwas faszinierte sie an Grace Mahoney und sie war sicher, sie würde zurückkommen und herausfinden, was es mit dieser alten Dame auf sich hatte.

»Auf jeden Fall werden wir uns nicht davon beeindrucken lassen, dass vor etwa 100 Jahren in diesem Haus etwas passiert ist«, lächelte Catherine.

»Grace hat recht, deine Tante hat hier fast ihr ganzes Leben verbracht, ohne sich schlecht oder unglücklich zu fühlen und genau das werden wir auch tun. Und diese alten Artikel, die schmeißen wir weg und damit hat es sich dann mit dem Axeman von New Orleans.«

Sie hatten inzwischen wieder ihr Haus betreten. Als Catherine diese letzten Worte aussprach, schien es plötzlich ganz kalt um sie herum zu werden. Sie fröstelte. War da nicht ein dunkler Schatten auf der Treppe gewesen? Dann aber lächelte sie. Ach was, die düsteren Geschichten von Grace hatten dazu geführt, dass ihre Fantasie mit ihr durchging. Es gab keine Geister und sie würde sich auch nicht von solchen Geschichten erschrecken lassen.

Es war kurz nach Mitternacht, als Catherine erwachte. Die gleichmäßigen Atemzüge ihres Mannes zeigten, dass er tief und fest schlief. Catherine fühlte sich eigenartig. Ihr Herz klopfte unruhig und sie hatte das Gefühl, nicht eine Sekunde länger in diesem dunklen Schlafraum bleiben zu kön-

nen. Leise, um Mike nicht zu wecken, stand sie auf und ging nach unten. Das Wohnzimmer wirkte merkwürdig fremd, aber Catherine konnte sich nicht erklären, woran das lag. Die Tür zur Küche war geschlossen, doch ein kühler Windzug schien aus dieser Richtung zu kommen. Langsam, fast ängstlich, näherte sie sich der Tür. Sie handelte wie unter Zwang. Als sie die Küchentür aufschob, blieb sie wie angewurzelt stehen. Nichts in diesem Raum erinnerte an die moderne Küche, die sie erst kürzlich eingebaut hatten. Alles sah aus wie an dem Tag, an dem sie das Haus zum ersten Mal betreten hatten und in der Hintertür, die auf den Hof hinausführte, fehlte ein Brett.

Entsetzen machte sich breit in Catherine. Sie versuchte, zu schreien und Mike zu wecken, aber kein Ton entwich ihrer zugeschnürten Kehle. Was ging hier vor? Langsam näherte sie sich der Hintertür. Ein seltsames Lachen schien vom Hof aus hereinzudringen. Mit letzter Kraft stieß sie die Gartentür auf. Noch bevor sie reagieren konnte, umfing sie ein schwarzer Schatten, der ihr fast die Luft zum Atmen nahm. Eine heisere Stimme drang an ihr Ohr:

»Du hast mich gerufen, meine Liebe. Für heute will ich es mit diesem Besuch genug sein lassen. Rufst du mich das nächste Mal, wird nichts und niemand euch mehr retten können.«

So unvermittelt, wie sie der Schatten umfassen hatte, gab er sie frei und verschwand. Catherine war kaum fähig, sich umzuwenden. Da war die Gartentür, völlig unversehrt. Ihre Küche, die sie mit so viel Liebe eingerichtet hatte, war wieder da. Schnell, fast panisch rannte sie die Treppe zum Schlafzimmer hinauf.

»Mike, Mike, wach auf.«

Ihr Mann schaltete das Licht ein und sah seine Frau verschlafen an.

»Was ist denn passiert? Warum schreist du so?«

Die Anspannung wich und damit kamen die Tränen. Unter Schluchzen erzählte Catherine, was sie gerade erlebt hatte. Beruhigend strich Mike ihr über das Haar.

»Du hast geträumt, Liebes. Das war einfach alles ein wenig zu aufregend heute und dann diese Hexe von nebenan, die dir irgendetwas von Geis-

tern und Voodoo erzählt hat. Komm, ich mache dir eine heiße Milch und dann legst du dich wieder hin. Es war nur ein schlechter Traum, weiter nichts.«

Catherine ließ sich beruhigen, aber ein leiser Zweifel blieb. Sie war sich ziemlich sicher, wach gewesen zu sein, als sie nach unten ging. Hatte ihr ihre Fantasie wirklich einen so üblen Streich gespielt? Vermutlich war es so, aber Catherine hatte Zweifel. Morgen gehe ich zu Grace, dachte sie. Wenn einer Licht in diese Angelegenheit bringen kann, dann ist es diese merkwürdige kleine alte Frau.

Grace Mahoney schien auf sie gewartet zu haben. Dieses Mal waren die Vorhänge im Wohnzimmer zugezogen. Auf dem Tisch flackerten Kerzen und ein merkwürdiger Geruch lag in der Luft. Die kleine alte Dame war in bunte Gewänder gehüllt und ihre Augen funkelten, als sie Catherine auf einen Stuhl drückte. Vom Schrank holte sie eine Schale, in der merkwürdige kleine weiße Gegenstände lagen. Sie griff hinein und warf einige davon auf den Tisch. Catherine erkannte entsetzt, dass es sich um Knochenfragmente handelte. Sie wollte aufspringen, war aber wie gelähmt und keiner Bewegung fähig.

»Er war da, nicht wahr, meine Liebe? Ich sehe es in Ihren Augen, dass er da war.«

Catherine wollte antworten, aber so, wie sie sich nicht bewegen konnte, versagte auch ihre Stimme. Also nickte sie nur.

»Es ist ihr Schicksal, dass Sie hierher gekommen sind, in diese Straße, in dieses Haus. Wissen Sie, die Frau des ermordeten Mr. Miggano hieß auch Catherine, so wie Sie.«

Catherines Herz klopfte bis zum Hals, aber merkwürdigerweise fürchtete sie sich nicht mehr. Aufmerksam sah sie die alte Dame an.

»Viele Menschen dachten damals, die Mafia hätte ihre Hände im Spiel. Der Mord an den Migganos geschah am 22. Mai 1918. Auf dem Bürgersteig vor ihrem Laden hatte jemand mit Kreide geschrieben: Heute Abend wird Mrs. Miggano genauso aussehen wie Mrs. Tony. Die Polizei dachte damals, dass es ein dummer Streich von Schuljungen gewesen sei, aber einer der Detec-

tives suchte genauer nach Zusammenhängen und stieß auf drei Mordfälle aus dem Jahr 1911. Es handelte sich auch hier bei den Getöteten um italienische Händler. Das erste Opfer lebte allein, die beiden anderen wurden mitsamt ihren Frauen umgebracht und das letzte Opfer hieß mit Vornamen Tony. Alle Verbrechen waren auf dieselbe Art und Weise ausgeübt worden und bis 1918 noch nicht aufgelöst. Viele einzelne Hinweise deuteten darauf hin, dass es die Frauen waren, die vordergründig als Opfer ausgesucht wurden, und genau deshalb konnte die ganze Sache nach Ansicht der Polizei nichts mit der Mafia zu tun haben. Zu jener Zeit war es ein ungeschriebenes Gesetz der Mafia, dass die Familie heilig war und dass weder Frauen noch Kinder getötet wurden. Was glauben Sie, meine Liebe? Warum sollten harmlose und unschuldige Frauen auf so grausame Weise ermordet werden?»

Catherine konnte noch immer nicht sprechen und zuckte deshalb nur mit den Schultern. Eine unbestimmte Kälte breitete sich in dem kleinen Wohnzimmer aus. Die Kerzen fingen an zu flackern und Catherines Herzschlag wurde unruhig. Leichte Schweißperlen standen auf ihrer Stirn und sie fürchtete, jeden Augenblick ohnmächtig zu werden. Grace Mahoney beobachtete die junge Frau, murmelte etwas vor sich hin und lächelte.

»Natürlich wissen Sie das nicht, wie sollten Sie auch? Niemand weiß es, denn er hörte ja nicht auf, als er Joe Miggano mit der Axt erschlagen und Catherine Miggano mit einem Rasiermesser die Kehle aufgeschlitzt hatte. Aber er wurde ein wenig nachlässig, denn seine nächsten Opfer überlebten. Beschreiben konnte ihn allerdings niemand. Er hat der Polizei geschrieben, wann er wiederkommen wollte. Aber diese Ignoranten haben ihm nicht geglaubt.«

Jetzt fand Catherine ihre Sprache wieder.

»Ich weiß, wir fanden einen Zeitungsartikel, in dem etwas über den Brief stand, der angeblich direkt aus der Hölle kam.«

»Nicht angeblich, meine Liebe, nicht angeblich. Ich sagte Ihnen doch schon, dass es kein menschliches Wesen war, das diese Taten vollbrachte. Auch wenn man Verdächtige verhaftete und sogar, nachdem eines der

überlebenden Opfer einen Mann erschossen hatte, den es für den Mörder hielt, war es noch nicht vorbei. Es wird niemals vorbei sein.«

»Aber warum? Warum mussten unschuldige Menschen auf so grausame Art und Weise sterben?«

»Darauf gibt es keine Antwort, meine Liebe.«

Mit raschen Handbewegungen schob Grace Mahoney die Knochen auf der blanken Tischplatte hin und her. Dann schrie sie auf und starrte Catherine entsetzt an.

»Was ist los, Grace?«

Jetzt spürte Catherine eiskalte Angst in sich aufsteigen. Die alte Frau war verrückt. Und sie war ganz allein hier. Sie hatte nicht einmal Mike gesagt, was sie an diesem Vormittag vorhatte. Grace Mahoney kicherte.

»Sie müssen sich nicht fürchten, meine Liebe. Ich werde Ihnen nichts tun, ich nicht! Sehen Sie, die liebe Georgia hatte genauso viel Angst wie Sie, als sie erfuhr, was in ihrem Haus geschehen war. Enrico hat sie damals nur ausgelacht. Er hatte sich gefreut, dieses Haus so günstig kaufen zu können. Niemand, der die alten Geschichten kannte, wollte es haben. Er lachte seine Frau aus. Sie aber wurde immer ängstlicher und hat das Haus kaum noch verlassen. Nur mich hat sie hin und wieder besucht. Als Enrico dann starb, blieb sie allein in dem Haus zurück. Sie wollte wegziehen, aber sie hatte nicht die Kraft dazu. Er hat sie gezwungen, dort zu bleiben.«

»Aber wer ist ER? Und was wollte er von Georgia? Was will er jetzt von mir? Wir haben uns ein wenig informiert. Seit 1920 hat es in New Orleans keine vergleichbaren Verbrechen mehr gegeben. Kurz nachdem eines der überlebenden Opfer in Los Angeles einen Mann erschossen hatte, den es für den Mörder hielt, hörten die Verbrechen auf. Grace, er war kein Geist. Er war ein Mensch aus Fleisch und Blut und er ist tot. Tot seit 1920.«

Grace Mahoney lehnte sich zurück. Ihre Augen hatten einen seltsamen Glanz. Sie begann leicht zu zittern, dann sprach sie und Catherine blieb vor Angst fast das Herz stehen. Diese Stimme klang genauso wie die, die sie nachts in ihrem Hof gehört hatte.

»Das glaubst du also? Ja, die Polizei hat es angenommen, weil ihnen keine bessere Erklärung einfiel. Und ja, ich habe lange Jahre nicht den Drang

verspürt, mich zu zeigen. Aber jemand muss bezeugen, dass es mich gibt. Ich dachte, Georgia wäre die Richtige. Sie konnte mich spüren in diesem Haus. Ich habe versucht, mich ihr zu zeigen, mich verständlich zu machen, aber sie hat sich mir verschlossen. Eine Weile habe ich darüber nachgedacht, sie und ihren Mann Enrico zu meinen nächsten Opfern zu machen. Aber was hätte es genutzt? Enrico starb und Georgia blieb allein zurück. Wusstest du eigentlich, dass sie sich selbst umgebracht hat? Als ich feststellte, dass sie nicht geeignet war, mein Werk fortzusetzen, musste sie weg. Sie hat sich mit einem Rasiermesser die Adern geöffnet. Die Polizei nahm an, dass sie geistig verwirrt war und den Tod ihres Mannes nicht verwunden hatte. Und dann kamst du! Du bist die Auserwählte, du wirst Zeugnis ablegen von mir und meinen Taten. Du wirst es die Welt wissen lassen. Du wirst dafür sorgen, dass ich unsterblich sein werde.«

Catherine sprang auf. Entsetzen packte sie. Laut schrie sie die alte Dame an.

»Grace, wachen Sie auf. Grace, bitte, was ist mit Ihnen?«

Ein Seufzer entrang der Kehle der alten Frau. Für einen Augenblick wurde es ganz kalt in dem kleinen Wohnraum. Dunkle Schatten tanzten durch den Raum und die Kälte drang langsam und unaufhörlich tief und tiefer in Catherines Körper ein. Irgendetwas passierte mit ihr. Sie musste weg, raus aus diesem Haus, raus aus dieser Straße, am Besten gleich raus aus dieser Stadt. Unvermittelt öffnete Grace die Augen und starrte Catherine an. Mit ganz normaler Stimme sagte sie:

»Es nützt nichts, davonzulaufen, Catherine. Er ist bereits in Ihnen und von nun an bestimmt er, was sie tun werden. Halten Sie sich fern von scharfen Gegenständen. Sorgen Sie dafür, dass Sie keine Axt und kein Rasiermesser in Ihrer Nähe haben. Mehr kann ich nicht für Sie tun.«

Dann sackte ihr der Kopf auf die Brust. Grace Mahoney war tot. Mit einem Aufschrei rannte Catherine aus dem Haus und rief um Hilfe, aber niemand schien sie zu hören. Wie von selbst lenkten sich ihre Schritte auf das eigene Haus zu. Als sie die Eingangstür hinter sich schloss, ergriff sie eine seltsame Ruhe. Systematisch begann sie, ihr Haus zu durchsuchen. Sie wusste nicht genau, wonach sie eigentlich suchte. Erst, als sie im

Schuppen hinter dem Haus eine alte rostige Axt fand und sich ihre Hände um den glatten Holzgriff schlossen, war ihr klar, dass sie genau diese Axt brauchte. Mit wenigen gezielten Schlägen hieb sie ein Brett aus der Hintertür. Dann betrat sie das Haus, setzte sich ins Wohnzimmer, schloss die Vorhänge und wartete auf ihren Mann.

Mike Witherspoon hatte Nachforschungen angestellt. Stundenlang hatte er in alten Archiven gewühlt, Polizeiberichte gelesen, aber noch immer sah er keine Zusammenhänge. An die Geschichte, dass der Axeman of New Orleans ein Geist gewesen sein sollte, konnte der Wissenschaftler in ihm nicht glauben. Aber er war auch ein Kind dieser Stadt, aufgewachsen mit Geschichten und Legenden. Catherine hatte sich sehr verändert, seit sie in dem Haus seiner verstorbenen Großtante lebten. Eben hatte er erfahren, dass Georgia Ferutti ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt hatte und in Mike Witherspoon reifte ein Entschluss. Er würde das Haus verkaufen und Catherine von dort wegbringen. Mit diesem Entschluss machte er sich auf den Heimweg. Als er das Wohnzimmer betrat, sah Catherine ihn aus seltsam leeren Augen an. Vor ihr auf dem Fußboden stand eine Axt und ein schneller Seitenblick zeigte ihm, dass in der Hintertür ein Brett fehlte. Er schrie seine Frau an.

»Catherine, komm zu dir. Liebling, ich bin es, Mike.«

Catherine lächelte, aber das Lächeln erreichte ihre Augen nicht. Langsam stand sie auf und nahm die Axt vom Fußboden. In Sekundenschnelle erkannte Mike, was sie vorhatte. Mit einem beherzten Sprung warf er sich auf seine Frau, entriss ihr die Axt und hielt sie mit beiden Armen fest. Ein Ruck ging durch den schmalen Körper, dann schrie Catherine Witherspoon auf und sackte ohnmächtig in sich zusammen.

Drei Monate später ...

Mike Witherspoon saß auf einer Parkbank im Garten der Privatklinik von Professor Dr. Rushbourne. Es war eine der renommiertesten psychiatrischen Einrichtungen in ganz Louisiana. Nachdem Catherine in seinen Armen zusammengebrochen war, hatte Mike ihren Hausarzt angerufen. Der hatte ihm dazu geraten, seine Frau hierher zu bringen. Die Behandlung

machte gute Fortschritte. Erste Untersuchungen hatten ergeben, dass Catherine ein Halluzinogen zu sich genommen hatte. Wahrscheinlich hatte Grace Mahoney es sowohl in das Gebäck als auch in ihre Limonade gemischt. Dieses Mittel hatte eine Bewusstseinsveränderung verursacht und Catherine suggeriert, dass sie ein Werkzeug des Mannes war, der als Axeman of New Orleans auch heute noch in den Köpfen vieler Menschen herumspukte.

Inzwischen schien seine Frau wieder vollständig genesen zu sein. Der Spuk war vorüber und heute wollte er Catherine mit nach Hause nehmen. Er hatte das alte Haus seiner Großtante verkauft und mit dem Geld eine moderne Wohnung in der Nähe der Universität gekauft. Dort würden sie beide ein neues Leben anfangen können. Der Schatten der Vergangenheit würde nun auf ewig begraben bleiben.

Zwei Jahre später ...

Der Nachrichtensprecher sah ernst und eindringlich vom Bildschirm in die Wohnungen der Bürger von New Orleans.

»Eine Mordserie erschüttert unsere Stadt. In den letzten drei Monaten sind vier Morde geschehen und die Polizei ist zu der Überzeugung gelangt, dass ein Serientäter unsere Stadt heimsucht. Die Opfer werden immer im Schlaf überrascht. Einbruchsspuren gibt es nicht und alle Taten wurden mit einer Axt verübt. Die Polizei tappt vollkommen im Dunkeln und bittet alle Bürger der Stadt New Orleans um erhöhte Vorsicht. Sichern Sie alle Türen, bevor Sie sich schlafen legen. Lassen Sie keine Fremden in Ihr Haus und melden Sie ungewöhnliche Vorfälle, so unwichtig Sie Ihnen auch erscheinen mögen, auf jeden Fall der nächsten Polizeidienststelle.«

Catherine Witherspoon stellte den Fernseher aus. Auf ihrem Gesicht lag ein seltsames Lächeln. Sie sah ihren Mann an.

»Es ist wie damals, nicht wahr, Mike? So, wie wir es in den alten Zeitungen gelesen haben. Ich glaube, der Axeman ist zurück.«

Forschend sah Mike in das Gesicht seiner Frau. Für einen kurzen Augenblick hatte ihn eine seltsame Angst gepackt. Aber in dem offenen Blick,

der ihn traf, lag nur Verwunderung. Er lächelte zurück.

»Vielleicht hast du recht, Liebes. Aber jetzt denk einfach nicht mehr an die alten Geschichten. Für uns hat ein neues Leben angefangen.«

Catherine nickte.

»Ein neues Leben. Ja, Darling, es ist wirklich ein ganz neues und wunderbares Leben.«

Dass ihre Stimme bei diesen Worten seltsam dunkel klang, fiel Mike Witherspoon nicht auf. Sonst hätte er vielleicht noch etwas ändern können.



Kurzvita

Renate Behr

Renate Behr wurde 1954 in Bochum-Wattenscheid geboren. Schon von fröhlicher Jugend an gehörten Geschichte, Literatur und das Schreiben zu den bevorzugten Hobbys der gelernten Reiseverkehrskauffrau. Aus dem Hobby „Schreiben“ ist inzwischen ein Beruf geworden. Seit 2007 wurden, von der im südlichen Münsterland wohnenden Autorin, verschiedene Romane aus unterschiedlichen Genres veröffentlicht.

Bekannt geworden ist Renate Behr mit der Werne-Krimi-Reihe, die seit 2014 im Brighton Verlag erscheint. Aktuell liegt Teil 7 der Werne-Krimi-Reihe vor mit dem Titel „nichts als blauer dunst“. Die ersten sechs Bände erscheinen in einer Neuaufgabe am 1.1.2015 ebenfalls im Brighton Verlag.

Beim Literaturwettbewerb „WasserWerke“ der Regionalinitiative Fluss-Stadt-Land erhielt Renate Behr 2009 den Förderpreis der Stadt Marl für ihren Beitrag „Der Russenkopp“, der inzwischen in der Anthologie „Voll in die Fresse“ des Rollfinke-Verlags in Wien erschienen ist.

2011 wurde der Kurzkrimi der Autorin „Zurück nach Köln“ aus der Anthologie „Cruor“ des Candela Verlages im Rahmen des Kurzgeschichtenwettbewerbs 2010/2011 von einer unabhängigen Jury auf den zweiten Platz gewählt. In der aktuellen Anthologie des Verlags „Nur eine Stunde“ ist die Autorin mit dem Beitrag „60 Minuten Ewigkeit“ vertreten.

Im Traumfänger Verlag ist im Oktober 2013 der Thriller der Autorin mit dem Titel „Der Fluch von Fort Henry“ unter dem Pseudonym Ronda Baker-Summer erschienen. Auch hierbei handelt es sich um einen Kriminalroman, aber mit historischen Rückblicken und sozialkritischen Aspekten.

Webseiten: www.renatebehr.de
www.werne-krimi.de
www.wortmusik.info



Das Himmelsamulett

Hanna Bekele

Alles begann am Tag der Beerdigung meines Vaters. Er war vor vier Tagen verstorben. Eine Woche vor seinem Tod kam er unter großen Schmerzen, aber ohne sichtbare Verletzungen nach Hause. Meine Mutter brachte ihn sofort ins Krankenhaus und spät am Abend kam sie zurück. Ohne ihn. Uns wurde mitgeteilt, dass er schwere innere Verletzungen hatte, die wahrscheinlich durch eine Säure ausgelöst worden waren. Mein Vater selbst konnte sich nicht mehr dazu äußern, da er sofort ins künstliche Koma gelegt worden war. Die Ärzte standen vor einem Rätsel, denn die unsichtbare Säure fraß

anscheinend weiter in meinem Dad herum. An den ersten beiden Tagen seines Krankenhausaufenthalts hieß es noch, er würde sicher bald wieder zu Hause sein. Dann meinten sie, es könnte etwas länger dauern, weil sich der Säurevormarsch schlecht stoppen ließe. Und schließlich, zwei Tage vor seinem Tod, gaben sie zu, er sei ein hoffnungsloser Fall. Dann starb Dad und eine Welt brach für uns zusammen. Meine Mom, Elli und ich bekamen natürlich Unterstützung von Verwandten, Freunden und Bekannten, doch die Trauer fühlte sich an wie die Säure, die meinen Dad von innen aufgefressen hatte.

Ich wandte meinen Blick wieder dem Pfarrer zu. Anscheinend war er gerade mit seiner Rede fertig geworden. Meine Ansprache hatte ich schon gehalten. Meine Mutter griff nach meiner Hand, und sie, Elli und ich gingen zu Dads Grab und jeder warf eine Hand voll Erde hinein. Die Tränen liefen mir wieder übers Gesicht, doch ich riss mich zusammen. Sicher hätte er gewollt, dass wir ihm nicht so viel nachtrauerten, sondern lieber die guten Zeiten, die wir mit ihm erlebt hatten, in Erinnerung behielten. Plötzlich durchzuckte mich ein heißer Schmerz und mir wurde kurzzeitig schwarz vor Augen. Ich taumelte, doch meine Mutter hielt mich fest.

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Ich fuhr hoch. Es knisterte um mich herum. Plötzlich jagte ein Blitz durch meinen Körper. Ich keuchte auf und krümmte mich unter den entsetzlichen Schmerzen. Mir wurde schwarz vor Augen.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich immer noch in meinem Bett. Aber irgendwas war anders. Ich setzte mich auf. Mein Zimmer war vollkommen dunkel, doch trotzdem konnte ich jedes kleinste Detail erkennen. Diesen scharfen Blick hätte ich gar nicht benötigt, um festzustellen, dass meine Hände irgendwie keine Hände mehr waren. Sie sahen aus wie Pfoten. Pfoten mit langen, scharfen Krallen. Ich wollte schreien, doch aus meinem Mund kam nur ein kehliges Knurren. Ohne zu wissen, warum ich es tat, sprang ich vom Bett und verließ das Haus. Ich ließ mich einfach

treiben. Sicher war das nur ein Traum. In einem Park an einer großen Pfütze blieb ich stehen, um etwas zu trinken. Erschrocken sprang ich zurück. Dann näherte ich mich ihr wieder vorsichtig. In dem spiegelnden Wasser sah mich eine schneeweiße Wölfin mit schwarz umrandeten Ohren und wasserblauen Augen an. Ich trank und lief weiter. Als ich den Park verließ, raschelte es plötzlich neben mir im Gebüsch. Blitzschnell fuhr ich herum und sah gerade noch, wie eine graue Schnauze zurück in die Blätter gezogen wurde. „Wer ist da?“, wollte ich rufen, doch stattdessen entwich mir ein angsteinflößendes Knurren. Der Busch zitterte und ein alter, grauer Wolf mit grauen Augen trat hervor. Er musterte mich, dann scharrte er auf dem Boden herum. Er drehte sich um und rannte davon. Verwirrt blickte ich ihm nach, doch als ich auf die aufgewühlte Erde guckte, entdeckte ich etwas. *Morgen 3 hier* konnte ich entziffern. Ich machte mich auf den Heimweg.

Am nächsten Tag glaubte ich, alles geträumt zu haben, doch um etwas zur Ablenkung von der Trauer um meinen Dad zu finden, lief ich nach der Schule zu der Stelle aus meinem Traum. Natürlich wartete dort kein grauer Wolf auf mich. Ich drehte mich um und wollte gehen, doch da legte mir plötzlich jemand die Hand auf die Schulter. Ich zuckte zusammen und fuhr herum. Vor mir stand ein Mann mit eingefallenen Wangen und grauen Augen. Ich erkannte sie sofort wieder.

„Wollen wir eine Runde gehen?“, fragte er. Ich willigte ein. Falls etwas passieren sollte, waren genug Menschen im Park, die ich um Hilfe rufen könnte. Lange Zeit liefen wir nebeneinander her, ohne ein Wort zu sagen. Schließlich, nach gefühlten drei Stunden, hielt ich es nicht mehr aus. Etwas patzig sagte ich: „Und? Sie haben mich doch herbestellt! Also über was wollen Sie reden?“

Verwundert sah er mich an: „Immer mit der Ruhe, junge Dame.“

„Ich möchte aber heute noch nach Hause.“

Schweigend gingen wir weiter. Schließlich blieb er an einer Parkbank stehen und wir setzten uns hin. Erwartungsvoll blickte ich ihn an. Er blieb still. Kurz bevor ich drauf und dran war, aufzustehen und einfach zu gehen, fing er an: „Nun gut, ich habe Ihre Geduld nun lange genug auf die Folter

gespannt. Habe ich Recht in der Annahme, dass wir uns gestern schon hier trafen?“

„Ja, haben Sie“, bestätigte ich.

„Nun, dann wissen Sie ja, genauso gut wie ich, dass jeder von uns beiden dasselbe Geheimnis hütet. Also, darüber würde ich gerne mit Ihnen sprechen.“

Gespannt nickte ich. Klärte er mich über die Geschehnisse der letzten Nacht auf?

„Wie Sie wissen, verwandeln wir uns ja jede Nacht...?“

Jede Nacht? Wann sollte ich denn dann schlafen?!

„Ja ...“, sagte ich.

„Gut, dann wissen Sie ja, dass wir keine normalen Werwölfe sind und... was ist denn?“, unterbrach er sich. Ich riss mich zusammen und versuchte, mir das Grinsen vom Gesicht zu wischen, doch das war gar nicht so einfach, denn ich fand es einfach total komisch, mit einem fremden Mann auf der Bank zu sitzen und ihn sagen zu hören: *Gut, dann wissen Sie ja, dass wir keine normalen Werwölfe sind.* Ich kniff mir fest in den Arm. „Nein nichts. Fahren Sie doch bitte fort“, sagte ich höflich.

„Nun gut. Hören Sie genau zu. Ich bin gekommen, um Sie zu warnen. Da ich Sie als Werwolf noch nie hier gesehen habe, müssen Sie sich also erst neuerdings verwandeln. Darum warne ich Sie. Vielleicht wissen Sie von Dämonen...? Jedenfalls sind Sie in ihrer Entwicklungsphase, also jetzt gerade, für Dämonen besonders wertvoll.“

Plötzlich hörte der Mann auf zu sprechen.

„Was ist?“, fragte ich.

„Still, da ist einer! Benehmen Sie sich wie ein normaler Mensch. Los! Schnell!“, zischte er.

Ich konnte zwar niemand Verdächtigen sehen, doch trotzdem steckte ich mir einen Kaugummi in den Mund und setzte mir Kopfhörer auf. Ich drehte die Musik auf und wippte mit den Füßen kaugummikatschend im Takt. Doch dabei beobachtete ich die Passanten unauffällig. Der Opa neben mir, auch bekannt als der graue Werwolf, tat so, als ob er schlief. Plötzlich knisterte es in meinen Ohren. Fünf Meter von mir entfernt lief

gerade ein Mann vorbei. Er sah ganz normal aus mit seiner knielangen Sommerhose und dem blauen T-Shirt. Doch trotzdem spürte ich, dass etwas mit ihm nicht in Ordnung war. Mir fiel auf, dass der Mann sich etwas ungenau bewegte. Plötzlich blieb er stehen und wandte mir den Blick zu. Mir gefror das Blut in den Adern. Seine schwarzen leblosen Augen fixierten mich. Ich ließ mir nichts anmerken. Der Dämon starrte mich immer noch an. Die anderen Parkbesucher sahen sich das Schauspiel etwas befremdet an. Schließlich wurde ich wütend. Ich starrte zurück: „Hast du ein Problem mit mir?! Warum glotzt du mich denn die ganze Zeit so blöd an?!“

Der Dämon wandte sich ab. Verwirrt schauten einige ihm hinterher. Ich wippte weiter im Takt. Zwei Minuten später öffnete der Opa die Augen: „Er ist weg. Aber er hat uns bemerkt. Das ist gefährlich. Am besten ist es, wenn wir uns jetzt trennen. Wir sind zu auffällig.“

„Nein! Das ist unfair! Sie müssen mich doch jetzt mal aufklären!“, bat ich aufgebracht.

Der Opa wischte sich den Schweiß von der Stirn: „Nun gut, dann aber jetzt schnell! Seit wann verwandeln Sie sich und aus welcher der sechs Familien stammen Sie?“, fragte er.

„Gestern. Ich heiße Ahring mit Nachnamen“, antwortete ich rasch.

Ernst sah mich der Mann an. Oh nein! Ich hätte es wissen müssen! Gleich würde er so einen blöden Spruch ablassen von wegen: *Das mit deinem Vater tut mir wirklich leid oder Er war ein toller Mensch, schade das er schon von uns gehen musste oder Du musst ihn sehr vermissen.*

Ich brauche kein Mitleid von irgendjemandem! Die sollen sich um ihre eigenen Probleme kümmern! Mein Vater war ein toller Mensch und natürlich vermisse ich ihn, aber was nützt mir dieses geheuchelte Mitleid von allen. Die meisten haben ihn ja nicht mal gekannt!

Doch stattdessen sagte der Mann: „Ahring...“, wenn das so ist, dann gehören Sie zum Vaterstamm aller Werwölfe. Das ist einerseits gut, aber auch gleichzeitig schlecht, denn dann sind Sie sehr mächtig, aber Sie werden leider auch sehr verfolgt werden. Und Sie haben niemanden, der Sie beschützt.“

Ich unterbrach ihn: „Von wem verfolgt und warum?“

Er sprach schneller: „Von den Dämonen, den Todfeinden aller Werwölfe!“

Der Atem des Opa ging pfeifend: „Ich muss jetzt gehen, doch vorher sollten Sie noch wissen, dass Sie nicht alleine sind, es gibt sechs Werwolfstämme, die sich, wie Sie und ich, auch ohne den Vollmond verwandeln können. Sieeee ...“

Der Mann brach ab. Es knisterte unangenehm in meinen Ohren. Er keuchte auf.

„Was ist?“, wollte ich wissen. Hatte er einen Herzinfarkt? Ich musste schnell Hilfe holen!

„Gehen Sie!“, presste er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Kink ...“

„Was haben Sie denn? Brauchen Sie einen Arzt?!“

Der Opa richtete sich wieder auf und lächelte: „Nein, nein. Alles wieder in Ordnung. Das passiert mir manchmal.“

Es knisterte immer bedrohlicher in meinen Ohren, also fragte ich: „Ist hier ein Dämon in der Nähe?“

Der Opa nickte: „Ja, hast du es auch gespürt?“

Ich nickte: „Dieses Knistern in den Ohren.“

Es wurde immer lauter. „Erzählen Sie doch weiter“, forderte ich ihn auf. Ich wollte so schnell wie möglich gehen. Wohin war denn die Eile, die der Opa vorhin noch an den Tag legte, verschwunden?

„Okay. Du musst noch wissen, dass Dämonen nur an einer Stelle tödlich verwundbar sind. Am Rücken zwischen den Schulterblättern. Wenn du möchtest, kann ich dir auch noch andere Werwölfe vorstellen“, bot er an. Das Knistern in meinen Ohren schwoll zu einem Rauschen an. Irgendetwas stimmte hier nicht. Der Opa verhielt sich vollkommen anders als vorhin, und sein Sprachstil hatte auch gewechselt.

„Ich muss jetzt aber mal gehen. Meine Familie macht sich sicher Sorgen“, wimmelte ich ab.

„Schade, aber die Einladung steht wenn du möchtest“, meinte er.

„Ja okay. Danke. Aber eine Frage habe ich noch. Es muss doch sicher einen Haken geben. Niemand bekommt einfach mehr Kräfte geschenkt,

ohne dass ihm nicht auch etwas genommen wird. Oder?“

„Ja, du bist ein schlaues Kind.“

Plötzlich wurde mir der Opa unheimlich. Ich stand rasch auf.

„Hey warte! Es ist unhöflich einfach zu gehen, ohne sich zu verabschieden.“

Er hielt mich am Handgelenk fest.

„Der Haken, mein Kind, ist nämlich der: Werwölfe sterben, wenn sie mit Silber in Berührung kommen.“

Er ließ mein Handgelenk los und dort prangte ein enges silbernes Armband, das mir in die Haut schnitt.

„Was zum...“

Der Schmerz erreichte mich einige Sekunden später. Er war heiß und heftig. Ich hatte das Gefühl, tausende glühender Nadeln bohrten sich in meine Haut und immer mal wieder schlug einer mit dem Hammer tiefer rein. Ich rannte los. Meine Sicht verschwamm, doch ich rannte weiter bis nach Hause und schrie nach Hilfe, doch niemand war da. Mein Gesicht war schweißnass und tränenüberströmt. Mit einer Zange brach ich das Armband auseinander. Doch die Schmerzen wurden nicht besser. Auf meiner feuerroten, glühenden Haut saß eine feine Silberschicht. Wie wild kratzte ich auf ihr herum, doch das Resultat war nur ein blutender Arm. Ich wimmerte und schrie nochmals um Hilfe, dann schleppte ich mich die Treppe hoch. Wenn ich schon sterben müsste, dann in Dads Zimmer. Dann könnte ich ihn gleich wiedersehen. Ich sank vor seinem Schreibtisch nieder. Zum Bett schaffte ich es nicht mehr. Meine Adern traten deutlich hervor. Sie waren nicht blau wie sonst, sondern leuchteten in einem lila Farbton. Irgendwo hatte ich das doch schon mal gesehen... Mir stockte der Atem. Bei Dad! Als wir ihn im Krankenhaus besucht hatten, sahen auch seine Adern so aus! Mein Dad, war er auch ein Werwolf? Dann ist er gar nicht von einer Säure aufgefressen worden, sondern es musste irgendwas Silbernes in ihm drin gewesen sein! War auch der Mann, der mich umbringen wollte, daran schuld? Hatte er ihn dazu gebracht, etwas zu sich zu nehmen?

Ich nahm noch mal all meine Kraft zusammen. Das ließ ich nicht mit mir machen! Ich musste seinen Tod rächen!

Ich stemmte mich vom Boden hoch, doch meine Hände gaben unter mir

nach und ich fiel wieder hin, wobei ich gegen den Schreibtisch knallte. Doch den Schmerz, den mir das bereitete, war im Vergleich zu dem anderen eine nette Abwechslung. Etwas polterte neben mir zu Boden. Ein Büchlein. Aus ihm fiel eine kleine Flasche mit einer klaren Flüssigkeit. Fast von Sinnen griff ich nach ihr und schüttete mir den halben Inhalt über den Arm. Sofort war der Schmerz verschwunden. Verblüfft schraubte ich erst mal das Fläschlein wieder zu. Mein Arm war noch rot und geschwollen, doch auch das besserte sich. Dann nahm ich mir das Büchlein und blätterte darin. Noch etwas fiel heraus. Es war ein Amulett. Eine Rune prangte auf ihm. Doch es erschien mir irgendwie unvollständig. Etwas musste abgebrochen sein. Die Kante war so scharf, dass ich mich bei einer leichten Berührung daran schnitt. Ich hängte mir das Amulett um den Hals. Im Notizbuch sah ich eine Skizze. Ein Sichelmond und eine andere Form, die ich nicht genau beschreiben konnte. Ich erkannte das Amulett, das ich um den Hals trug, als einen Teil des Sichelmondes wieder.

Unter der Skizze stand: *Um den Frieden zwischen den Magiern und Werwölfen zu besiegen, schmiedete man diese beiden Teilamulette. Zusammen ergeben sie das Amulett des Himmels. Von ihnen geht eine besondere Macht aus. Bis heute weiß man nicht alles über die Fähigkeiten der Anhänger. Erst recht nicht, was passiert, wenn die beiden vereint werden. In einer Prophezeiung (siehe Die Prophezeiung des Seranius, S.59) wird die große Macht der beiden Besitzer mit reinen Herzen dargestellt. Den Sichelmond erhielt der Anführer der Werwölfe und das Passstück bekam der oberste Magier. Doch, womit man sich erhoffte, endgültigen Frieden in der Welt zu schaffen, brachte man neuen Hass auf. Jeder wollte Besitzer eines der beiden Amulette werden und so gab es Kämpfe, Morde und noch mehr Tote. Der Sichelmond, das Zeichen der Werwölfe, zerbrach bei solch einer Schlacht mit tausenden Toten in drei Teile und diese gelten seit jenem Tage an als verschwunden (nach den Erzählungen L. Wisters).*

In einer anderen Schrift stand darunter:

Ich habe das wichtigste der drei Stücke des Sichelmondamuletts am Ufer

des Royalsees gefunden. Daraufhin suchte ich jenen Ort jeden folgenden Tag auf und suchte zwei Stunden nach den anderen beiden Stücken. Ich riskierte auch Tauchgänge, obwohl es heißt, dass zu viel Kontakt mit dem Wasser des Sees schlimme Folgen haben könnte. Ich bin nicht fündig geworden. Ich habe lange überlegt, ob ich das Amulett nicht zurück in den See werfen sollte, doch ich bin zu dem Entschluss gekommen, es in meiner Familie weiterzuerben. Ich könnte es nicht ertragen, wenn jemand anderes es irgendwann fände. Doch, wenn die anderen Stämme davon erfahren, wird es wieder Krieg geben, also muss das Geheimnis bewahrt werden. Außerdem habe ich dieses Büchlein zusammengestellt, um meiner Familie alles nötige Wissen über das Werwolfdasein nahe zu legen. Ich hoffe, mein Geschlecht wird sich gut weiterentwickeln.

C. Ahring

Ich klappte das Büchlein zu und nahm es und das Fläschlein mit. Ich war unglaublich müde, und so ging ich in mein Zimmer und legte mich in mein Bett.

Mit klopfendem Herzen wachte ich auf. Ich lauschte. Da! Wieder ein Geräusch! Ich stand auf und schlich mit meinem alten Tennisschläger bewaffnet lautlos die Treppe hinunter. Als ich unten um die Ecke bog, blieb mir fast das Herz stehen. Ein schrecklicher Anblick erwartete mich. Im Wohnzimmer lag meine Mutter regungslos auf dem Sofa und bei der Tür stand ein ganz in Schwarz gekleideter, muskulöser Mann, der meine kleine Schwester mit einem Messer bedrohte.

„Ellie!“, rief ich. Sie sah mich ängstlich an.

„Lassen Sie sie sofort los!“

„Gut, dann komm her. Und den Tennisschläger lässt du schön da liegen! Mach ja keine Dummheiten.“

Ich befolgte seine Anweisungen. Er stieß meine kleine Schwester weg und widerstandslos ließ ich ihn meine Arme auf dem Rücken verdrehen. Der Mann öffnete die Tür und stieß mich vor sich her hinaus.

„Maria!“, schluchzte Ellie.

„Hey... es wird schon alles gut. Geh zu Oma rüber und ruf einen Arzt für Mama, okay?“, rief ich ihr über meine Schulter zu.

„Maria! Bitte, kommst du wieder?“

Mir war klar, dass sie gerade wissen wollte, ob ich auch sterben musste. Ich wusste es nicht, aber versuchen zu überleben würde ich auf jeden Fall.
„Ja. Versprochen.“

Der Mann presste mir ein Tuch auf den Mund. Ich versuchte nicht zu atmen, doch länger als eine Minute hielt ich es nicht aus. Mir wurde schwarz vor Augen. Das passierte wohl jetzt immer häufiger.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einem kalten Steintisch liegend. Ich konnte mich nicht bewegen. Mit großer Anstrengung gelang es mir, meinen Kopf nach links zu drehen. Soweit ich sehen konnte, standen sechs steinerne Tische im Kreis um ein großes Feuer. Von einigen Tischen hörte man Gebete. Auf dem Tisch neben mir lag eine hübsche junge Frau. „Entschuldigen Sie ...“

Sie wandte sich zu mir: „Ja? Aber du brauchst mich nicht zu siezen. Was bringt das noch? Außerdem bin ich gar nicht so alt.“

„Oh, äh ... okay. Ähm, ich wollte fragen, was wir alle hier machen?“, stammelte ich.

„Oh ...“, mitfühlend sah sie mich an. „Ähm, naja, wie könnte ich dir das jetzt am besten erklären. Jeder, der hier auf so auf einem Tisch liegt, gehört einer der sechs großen Werwolffamilien an. Und weil die Dämonen, die Viecher mit den schwarzen Augen, ihren großen Herrscher beleben wollen, weil er ja eigentlich tot ist, aber tot heißt bei Dämonen nur geschwächt und ohne Körper. Und naja, also einer von uns wird dann der neue Körper des Dämons und eh müssen wir alle sterben, weil durch unser Blut eben das Vieh seine Lebenskraft hernimmt. Oh, das war jetzt nicht sehr ermutigend, oder?“

Ich starrte sie verwundert an: „Hast du keine Angst?“

„Doch, aber was bringt es mir denn, die letzten Stunden meines Lebens mit Angst und Trauer zu verbringen, da lenk ich mich lieber ab“, meinte sie.

So jemand war mir noch nie untergekommen. Ich grinste sie an: „Eigentlich hast du ja Recht.“

Doch das Lächeln rutschte mir von den Lippen, denn auf einem der Tische entdeckte ich den Mann, der versucht hatte mich umzubringen.

„Wer ist das?“, fragte ich und nickte in seine Richtung.

„Sorry, aber ich kann mich nicht bewegen.“

„Er ist alt, hat eingefallene Wangen, weiß-graue Haare, circa eins achtzig groß, dünn und hat graue Augen ...“, beschrieb ich.

„Sag das doch gleich. Graue Augen haben die Viehrigs“, meinte sie.

„Er hat versucht mich umzubringen!“, sagte ich aufgebracht.

„Was?“ Skeptisch zog sie eine Augenbraue hoch. „Und warum sollte er das tun?“

„Weiß ich nicht, aber wenn du mir nicht glaubst, schau einfach mal mein linkes Handgelenk an.“

Das tat sie auch und riss erstaunt die Augen auf: „Wie hast du denn das bitteschön überlebt?!“

„Keine Ahnung. Stimmt es, dass man Dämonen nur an einer Stelle tödlich verwunden kann?“, fragte ich, um das Thema zu wechseln. Wenn es dem Mann daran lag, mich tot zu sehen, dann waren auch sicher seine Informationen falsch gewesen.

Die Frau bestätigte meine Annahme: „Nein. Dämonen lassen sich nur tödlich von himmlischem Bronze verwunden und da ist es egal, wo du triffst, aber sowas besitzen wir schon lange nicht mehr.“

Wir schwiegen. Schließlich fragte ich: „Wie heißt du eigentlich?“

„Merry. Meriel Hinsching. Und du?“, antwortete sie.

„Maria Ahring.“

„Wow, echt? Das ist ja cool, dann kommst du aus dem mächtigsten Stamm! Was kannst du denn alles so?“, wollte sie aufgeregt wissen.

„Äh, ich verwandle mich erst seit letzter Nacht“, gab ich zu.

„Oh, dann hast du keine Ahnung von nix?“, meinte sie mit einem schiefen Grinsen.

„Ja, so könnte man es auch beschreiben“ Ich lächelte zurück.

Unser Gespräch wurde unterbrochen, denn der Dämon, der mich vorhin von zu Hause „abgeholt“ hatte, stellte sich neben meinen Tisch und begann mit tiefer, dunkler Stimme zu reden:

„Meine lieben Brüder und Schwestern, die Auferstehung unseres Herrschers, steht kurz bevor. Mit dem Blut dieser Werwölfe, jeder aus einem anderen Stamm, die gleich wegen des Vollmondes ihre wahre Gestalt annehmen werden, wird unser Herrscher, der große Astarat, der Fürst der Hölle, erscheinen. Wir haben noch nicht alle Teile des Himmelamuletts, doch wenn er erweckt wird, wird er sie ausfindig machen und wir werden endlich über allen anderen Geschöpfen stehen!“

Beifall heischend sah er sich um. Und den bekam er auch vielstimmig. Anscheinend hatte er seinen ganzen Fanclub mitgebracht. Plötzlich hörte ich lauter *Ahs* und *Obs* aus dem Publikum. Nun begann Merry neben mir sich zu verwandeln. Ihre Hände wurden zu Pfoten. Ihr ganzer Körper war nun mit Fell bedeckt. Jetzt lag links neben mir eine schlanke Werwölfin mit goldenen Augen. Fasziniert beobachtete ich sie. Ich glaubte, so etwas wie Erstaunen in ihren Augen zu sehen. Im Publikum entstand Unruhe. Der Dämon trat an meinen Tisch.

„Verwandle dich! Ich, Kinkirsi, befehle es dir“, zischte er. Ich blieb stumm. Kinkirsi? Und da regten sich manche Leute auch noch über ihren Namen auf, wenn es Typen wie den hier gab.

„Warum verwandelst du dich nicht?! Bei Vollmond kannst du das nicht steuern und meinen Befehlen widersteht keiner!“

Aus dem Publikum gab es nun Zweifelsrufe. Plötzlich hellte sich die Miene des Dämons auf. Er lächelte unangenehm: „Nun gut, dann müssen wir es wohl aus dir heraus kitzeln.“

Was er darunter verstand, erfuhr ich zwei Minuten später. Heraus kitzeln hatte überhaupt nichts mit Kitzeln oder Lachen zu tun. Denn dabei nimmt nämlich jemand ein Messer (nicht lustig!) und ritzt dir deine Haut auf. Seither weiß ich zum Beispiel, dass Verletzungen am Kopf am schlimmsten sind. Obwohl mich das alles nicht dazu brachte, mich zu verwandeln, saß dem Dämon immer noch ein kleines Lächeln im Gesicht. Wahrscheinlich hatten ihm meine Schmerzenslaute so gut gefallen. Noch immer konnte ich kein Glied rühren.

„Können wir sie nicht auch einfach so opfern?“, fragte jemand aus dem Publikum.

Seine Augenbrauen bildeten eine Zornesfalte: „Nein, können wir nicht. Ich persönlich habe sie hergebracht. Sie ist eine Ahring!“ Dann wandte er sich wieder mir zu: „Gut, wenn du dich nicht verwandeln möchtest, dann sterben eben alle um dich herum zuerst. Wird auch nur einer geopfert, reicht das, um unserem Herrn eine Gestalt zu verleihen. Fangt an!“

Um mich herum hörte ich ängstliches Winseln. Ich muss irgendetwas tun! Wenn ich mich nur bewegen könnte! Probehaltig versuchte ich mit den Fingern zu wackeln. Es klappte teilweise. Dann hörte ich den ersten Schrei. Mir gefror das Blut in den Adern. Er hatte etwas Unmenschliches an sich gehabt und in mir keimte eine große Wut auf. Ich wollte aufspringen und meinen Artgenossen verteidigen. Das Publikum stieß lauter Freudenrufe aus. Meine Hand ballte sich zu einer Faust. Ich bekam Pfoten statt Händen und Füßen und mein Körper bedeckte sich mit Fell. Ich sprang auf und knurrte. Erschrocken wirbelte der Dämon herum. Ich stieß mich ab. Noch bevor ich ihn erreichen konnte, nahm er seine wahre Gestalt an. Meine Krallen bohrten sich in den Dämon, doch es floss kein Blut. Stattdessen klebte eine grünliche Masse an meinen Pfoten. Erbittert kämpfte ich mit ihm, doch seine Wunden schlossen sich immer wieder wie von selbst. Plötzlich spürte ich etwas Warmes an meinem Hals. Das Amulett begann zu leuchten. Dem Dämon entwich ein grässlicher Schrei und er verbrannte. Nichts blieb zurück, außer einem schwarzen Fleck. Ich fuhr herum und sprang die nächsten Dämonen an. Auch sie verbrannten alle wegen des Amuletts. Keiner näherte sich mir mehr. Ich rannte zu den Opfertischen. Eine Werwölfin war gestorben. Sie hatte eine große Wunde im Bauch. Ihr Blut hatten die Dämonen in das große Feuer geschüttet, um ihren Herrscher zu erwecken. Und wirklich! Etwas entwickelte sich dort gerade. Ich sprang zu Merrys Tisch. Wir mussten schnell hier weg, doch in ihren angsterfüllten Augen sah ich, dass sie sich immer noch nicht bewegen konnte. Auch mir fiel es wieder schwerer mich zu bewegen. Es musste an den Tischen liegen. Sie waren verhext oder so. Ich musste die Werwölfe von ihnen hinunter stoßen! Es kostete mich viel Kraft und einen starken Willen, doch letztendlich schaffe ich es. Langsam begannen sich die Werwölfe

wieder zu bewegen. Doch als ich ins Feuer sah, wurde mir klar, dass wir so viel Zeit gar nicht mehr hatten. Mit meinen Pfoten stieß ich sie rücksichtslos an. Die ersten standen auf, doch Merry lag immer noch nur da. Ich stupste sie an und knurrte ungeduldig. Langsam versuchte sie auf die Beine zu kommen. Sie war zu langsam. Der Dämonenherrscher kam aus dem Feuer. Wir hatten nur noch wenige Sekunden. Ich schaffte es, ihr das Amulett umzuhängen.

Plötzlich fiel es mir sehr schwer mich zu bewegen. Sie sprang auf. Ich rannte schwerfällig los. Es gab für uns nur eine Richtung. Hinter uns kam Astarat und links und rechts von uns waren Silberbarrikaden erbaut worden. Wir rannten einfach in die Dämonenschar hinein. Ohne das Amulett konnte ich die Dämonen nicht töten. Doch es leuchtet auch hell an Merrys Hals und so folgte ich ihr. Plötzlich schnappte ein Dämon nach mir. Ich sah in ein riesiges Maul mehrerer Reihen messerscharfer Zähne auf mich zu schießen. Ich konnte nicht mehr ausweichen. Doch ich wurde zur Seite gestoßen. Ein grauer Wolf hatte sich dazwischen geworfen. Das Amulett verbrannte den Dämon, doch trotzdem war der Werwolf schlimm verwundet. In seinen traurigen Augen sah ich den großen Schmerz. Warum hatte er das getan? Er konnte nicht mehr weiter laufen. Eine große Wunde saß in seinem Bauch. Der Fürst der Hölle war uns dicht auf den Fersen. Wie schnell konnte sich das Vieh denn bewegen?! Der Werwolf bedeutet uns, ohne ihn weiterzugehen. Uns blieb nichts Anderes übrig. Nach einiger Zeit blickte ich mich noch einmal um und sah wie der Dämonenherrscher über ihm hockte und sein Blut trank. Ich musste würgen.

Irgendwann kamen wir an einer alten Fabrikhalle vorbei. Merry lief in sie hinein und wir folgten ihr. Draußen wurde es langsam hell. Nacheinander verwandelten sich alle zurück. Ich hockte mich auf den Boden und stützte den Kopf in die Hände. Als ich wieder halbwegs gefasst aufsaß, standen drei Leute vor mir. Vorsichtig lächelte Merry mich an: „Danke, du hast uns das Leben gerettet.“

„Warum hat er das getan?“, fragte ich aufgebracht.

Ein junger Mann mit dunkler Haut und schwarzen Locken sah mich

traurig an: „Ich kannte ihn. Er hat mir von eurem Treffen erzählt. Du solltest wissen, dass er dich nicht umbringen wollte. Er wurde von einem Dämon kontrolliert. Von Kinkirsi. Aber trotzdem war er es dir schuldig.“

„Aber ...“

„Er hatte ein gutes Herz. Sieh es so: Du bist noch jung und er ist alt und hat schon viel erlebt. Nimm sein Geschenk an.“

Ich nickte: „Und die Frau, die gestorben ist?“

Es blieb still. Doch dann sagte Merry: „Maria, du hast alles getan, was du konntest.“

Das tröstete mich nicht sehr: „Und die Dämonen. Werden sie uns jetzt für immer verfolgen?“

„Das werden wir verhindern. Wir sollten eine Kampftruppe erstellen und alle anderen Werwölfe und auch die Magier über das Geschehene informieren. Lebt eigentlich Johnson Wister noch? Vielleicht finden wir noch ein paar Schwerter aus himmlischer Bronze. Er hat bestimmt welche. Außerdem sollte jeder ab jetzt besonders gut auf sich und seine Familie aufpassen. Am besten wir treffen uns sofort nächste Nacht wieder. Im Park?“

Alle nickten zustimmend. Merry sah mich an: „Maria, ich werde dir helfen. Wir schaffen das schon, okay? In dir steckt mehr als du denkst. Komm. Soll ich dich nach Hause begleiten?“

Ich erhob mich. „Ja bitte.“

„Hier hast du übrigens das Amulett wieder. Es wird dich beschützen.“

Sie hängte es mir um den Hals. Zu viert traten wir hinaus. Die Sonne ging gerade hinter den Dächern der Häuser auf. Ich atmete tief durch.

So sah also mein neues Leben aus.

„Kommst du, Maria?“



Kurzvita

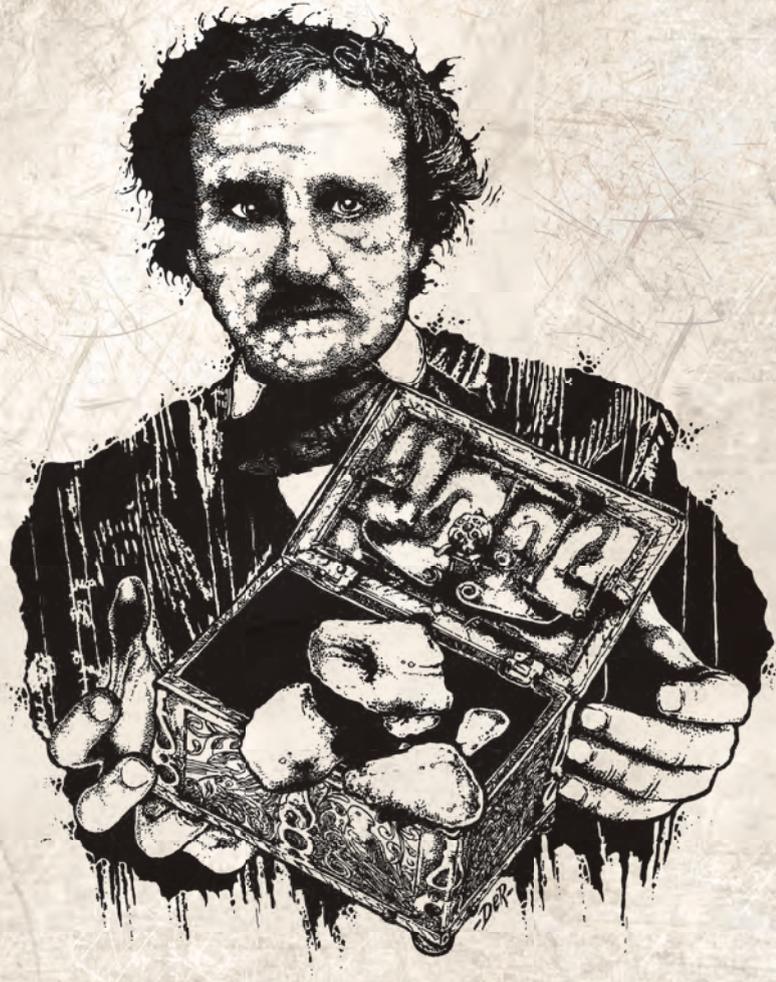
Hanna Bekele

Mein Name ist Hanna Bekele und ich bin 14 Jahre alt. Ich spiele Badminton im Verein SV Guts Muths Jena und bin Schülerin des Sportgymnasiums. Wenn ich den Ausgleich zu Sport und Schule suche, lese ich gerne Bücher oder schreibe selber Geschichten. Mein Interesse daran fand ich schon im Kindesalter. Meine Fantasie war grenzenlos und mir fielen immer neue tolle Sachen ein. Das fanden meine Deutschlehrer aber nicht so toll, denn so wurden meine Geschichten zwar sehr kreativ, aber ich konnte nie ein Ende finden. Das hat sich zum Glück mittlerweile gebessert.

Das Erfinden von Geschichten bereitet mir eine große Freude, weil ich Neues erschaffe. Ich kann einfache Menschen zu etwas Besonderem machen. Ich kann eine zweite Welt gestalten, nach meinen Wünschen. In der Dinge existieren, die das Leben aufregender und interessanter machen. Eine, in der Menschen existieren, die Abenteuer erleben. In der nicht alles immer gut verläuft, aber auch nicht alles schlecht ist. Eine Welt, die man auch gerne mal besuchen würde.

Ich möchte, dass die Leser meiner Geschichten in diese Welt mitgenommen werden und die Geschichte hautnah miterleben.





Männer der Auferstehung

Detlef Klewer

Ein betrunkenen Mann flößt *niemandem* Vertrauen ein. Nicht einmal dann, wenn dieser *Niemand* der Besitzer eines recht verrufenen Lokals in Baltimore ist – und der Trinker ein Stammgast.

William Lock, ein kleiner, fetter Mann, der seine fleckige Schürze mit dem gleichen Stolz trug wie Könige ihre Hermelinumhänge, beobachtete den Schlafenden mit berufsbedingtem Argwohn. Obwohl dieser Bursche sich hier im Gasträum regelmäßig geradezu im Takt einer Dollar Watch mittels schneller Schlucke möglichst rasch dem Dämmerzustand alkoholischer Glückseligkeit zu ergeben versuchte, blieb es doch immer fraglich, ob er am Ende seine Zeche würde zahlen können.

Es wäre auch nicht das erste Mal, dass ein Schuldner auf der hastigen Flucht vor seinen erzürnten Gläubigern bei Nacht und Nebel die Stadt verließ. Lock hätte allen bekannten Schutzheiligen der Schankwirte aus tiefstem Herzen dankbar eine Kerze gespendet, wenn auch nur einer der Flüchtenden vor Antritt der plötzlichen Abreise noch schnell seine offene Rechnung bei ihm beglichen hätte.

Er wusste, dass dieser schwarzhaarige junge Mann, der seinen Ausschank stets mit eiligen Schritten und auf dem Rücken angewinkeltem rechten Arm betrat, eine Art Dichter war. Und diese Typen – da kannte er sich aus – balancierten immer hart am Rande des drohenden Hungertods. Dieser hohlwangige Hungerleider hier wohnte bei seiner Tante, die – so hatte Lock dem alltäglichen Tratsch in seinem Wirtshaus entnommen – ebenfalls mittellos dastand.

Ihm war außerdem zu Ohren gekommen, der vermögende Ziehvater habe den jungen Mann in seinem Testament mit keinem Wort erwähnt, was den armen Schlucker besonders hart getroffen haben musste. Das ein derart reicher Mann für seinen Adoptivsohn keinerlei Mitgefühl empfand und ihn auch nach seinem Tod lieber verhungern ließ, als Milde walten zu lassen, empörte Lock.

So viel stand jedenfalls fest: Wenn sein Vater ihn enterbt hätte, er hätte den Mistkerl ganz sicher aus seinem Grab gezerrt und den frischen Kadaver mit Genugtuung an irgendeine Anatomieschule verkauft. Aber Lock hatte seinen Vater nie kennengelernt, denn der war – kurz vor der Geburt seines

Sohnes – betrunken in den Jones Falls River gestürzt und jämmerlich ersoffen. Glaubte Lock den Ausführungen seiner Mutter – und es gab keinen Grund an ihnen zu zweifeln – so wäre diese Tat das einzig Positive gewesen, das sein Erzeuger jemals zuwege gebracht hatte.

Jedenfalls hatte der Schwarzhairige vor ein paar Monaten noch mit einem anderen ausgezehrten Dichterkollegen namens Lambert hier im Wirtshaus gezecht und dabei einige, für seine prekären Verhältnisse ziemlich große Töne gespuckt. Damals hatte der selbsternannte Poet für eine seiner Geschichten in einem Wettbewerb tatsächlich eine für ihn nicht unbeträchtliche Summe gewonnen und in der Euphorie des Augenblicks etliche Lokalrunden spendiert, um seine Freude an diesem Erfolg mit den Gästen zu teilen. Lock fand diese Geste sehr anständig und jeder zusätzliche Dollar in seiner Kasse verbesserte die Laune seiner Ehefrau. Im Hinblick auf die vermutlich bald wieder leere Börse, hielt er diese Großzügigkeit jedoch für jugendlichen Leichtsinns.

Zum Glück des angehenden Dichturfürsten war die Wirtschaft an diesem Abend nicht besonders gut besucht, denn wie erwartet blieb der erhoffte Ruhm aus. Lock nickte weise vor sich hin und polierte ein Glas, während er darüber nachdachte, wie genau er diese Entwicklung vorhergesehen hatte. Wenige Wochen später musste der Junge wieder anschreiben lassen. Und Lock verfügte, sehr zum Leidwesen seiner Frau, über ein zu mitfühlendes Naturell, um ihn abzuweisen.

„Wir sind die Zukunft der amerikanischen Literatur, Edgar“, hatte der blonde Heißsporn damals begeistert gerufen und dem Schwarzhairigen dabei zugeprostet. „Lass uns eine eigene Literaturschrift gründen. Die Welt da draußen wartet auf uns.“ Derart angestachelt wogte die Debatte noch lange hin und her. Viele hochfliegende Pläne wurden an jenem Abend geschmiedet. Doch der blonde Maulheld war inzwischen weggezogen, um sich nun in einer anderen Stadt als Glücksritter zu versuchen. Das Ergebnis dieses – nach Ansicht Locks in jeder Stadt zum Scheitern verurteilten Unterfangens – bestand vermutlich darin, am Abend eines jeden weiteren Tages nicht dem Hungertod begegnet zu sein. Und sein Freund Edgar saß immer noch hier und suchte allabendlich in Hochpro-

zentigem nach der offenbar in Alkohol konservierten Zukunft der amerikanischen Literatur. *Mit dieser Art Talent wird er es wohl nie mehr zu etwas bringen*, dachte Lock und empfand Mitleid mit dem seiner Meinung nach gar nicht einmal so unbegabten jungen Mann.

Die zwei Männer am Nebentisch beäugte Lock allerdings wesentlich argwöhnischer und mit erheblich weniger Sympathie. *Diese Sorte* Leute kannte er nur zu gut! Erst kürzlich erreichte ihn ein Brief seines Bruders aus London, in dem der ihm von der Hinrichtung zweier Männer berichtete, die etliche Menschen umgebracht hatten, nachdem ihnen mangels natürlicher Todesfälle der Nachschub an profitablen exhumierten Leichen für die Anatomie ausging.

Und diese Zwei hier – sagte ihm sein Kennerblick – waren eindeutig im gleichen Geschäftszweig tätig: Auferstehungsmänner. Leichenräuber. Er mochte diese Leute nicht, aber immerhin besaßen sie genug Geld, um ihre Zeche zu zahlen. Und außerdem waren sie stets freigiebig mit dem Trinkgeld.

Während er seine Gläser abtrocknete bemerkte Lock, dass der Schwarzhairige – oder Edgar, wie ihn sein verschwundener Begleiter genannt hatte – erwacht war und nun mit recht verquollenen Augen einigermaßen verwirrt um sich blickte. Es war schon oft vorgekommen, dass er nach einem gewissen Quantum Alkohol einschlieft, dann erwachte, um mehr Alkohol zu ordern und bald darauf wieder friedlich einnickte, bis ihn ein Albtraum, manchmal sogar schreiend, erneut hochfahren ließ.

„Das schaffen wir nicht allein“, knurrte gerade einer der Kerle am Nebentisch, ein leptosomer Typ mit hervorstehenden Zähnen und einer Narbe unter dem linken Auge. Sein breitschultriges, aber ziemlich kleinwüchsiges Gegenüber schüttelte unwillig den Kopf.

„Bist du verrückt? Dieses lukrative Geschäft dürfen wir uns auf keinen Fall durch die Lappen gehen lassen!“

Der Dürre nickte ergeben und schob mit verdrossener Miene seufzend den Ärmel über seinem rechten Arm zurück. Ein blutig-schmutziger Verband kam zu Vorschein.

„Ja, ich weiß, aber meine verfluchte Alte hat gestern mit dem Schürhaken nach mir geschlagen und ich kann den Arm kaum bewegen.“

Der Kleine lehnte sich amüsiert zurück und grinste anzüglich.

„Eines Tages wird sie dir noch dein Gehirn aus dem Schädel prügeln. Dann kannst du froh sein, wenn ich es bin, der deinen Leichnam ausgräbt.“

Der Dürre brummte etwas Unverständliches. Dann blieb sein Blick auf dem dunkelhaarigen jungen Mann am Nachbartisch hängen. Er bedeutete seinem Partner mit einem Kopfnicken, sich zu ihm umzudrehen, während er den anderen Gast weiterhin prüfend taxierte.

„Was ist mit dem da? Der sieht kräftig genug aus.“

Der Kleine wandte sich um, begutachtete Edgar mit Kennerblick und nickte dann dem Dürren zu.

„He, du siehst so aus, als könntest du ein paar Dollar gut gebrauchen“, rief er in Edgars Richtung. „Setz dich doch zu uns.“

Edgar schien einen Augenblick zu zweifeln, ob tatsächlich er gemeint sein könnte, wandte sich langsam um und versuchte den Nebentisch möglichst klar zu erkennen. Der kleine Mann winkte mit einladender Geste herüber. Edgar zögerte. Er war zwar betrunken, aber nicht auf Streit aus. Doch die beiden nebeneinander wirkten nicht feindselig und schienen ihr Angebot ernst zu meinen.

Lock beobachtete die Entwicklung aus der Entfernung und hoffte nun, in einem Anflug von väterlichem Beschützerinstinkt, der junge Mann würde sich nicht zu dieser dubiosen Runde begeben. Doch dann erinnerte er sich nur zu gut an dessen verzweifelten Blick, als er heute Abend die Schankstube betreten hatte. Lock wusste, der arme Poet würde für jeden Dollar dankbar sein. Und er behielt natürlich Recht. Schwankend erhob sich Edgar und gesellte sich mit unsicherem Schritt zu den Männern.

„Du siehst kräftig genug aus, um uns bei einer einträglichen Sache zur Hand zu gehen“, erklärte der Kleinere, als sich Edgar schwerfällig auf den freien Stuhl zwischen ihnen fallen ließ und ihn aus blutunterlaufenen Augen fragend anstarrte.

„Wir sind die Männer, die die Toten auferstehen lassen.“ Der Kleine

grinste ihn zahnlückig an.

„Das Ganze ist ein einfaches Geschäft. Wir haben da eine Frau, heute beerdigt. Aus dem Irrenhaus. Chirurgen bieten Spitzenpreise für einen Geisteskranken. Schätze, sie hoffen auf irgendwelche Verformungen im Gehirn, die sie dann ausgiebig untersuchen können. Klar, wenn es jetzt ein Mann wäre, kriegten wir noch mehr dafür, weil da die Muskulatur besser ausgebildet ist, sagen die Doktoren. Doch die meisten die wir bringen, sind alle sowieso dünn, dass ich ja eher glaube, die feinen Doktoranden wollen in Wirklichkeit nur die Preise drücken.“ Der Dürre nickte heftig.

„Aber bei einer Frau können wir auch noch die Haare scheren und zu einem Perückenmacher bringen. Ich hoffe die Kleine heute ist blond. Das bringt noch mal was zusätzlich. Blonde Haare sind gefragt.“

„Das Haar der Berenike“, nuschelte Edgar und versuchte einen klaren Gedanken zu fassen. Der Kleine glotzte ihn irritiert an. „Was sagst Du?“

„Das Haar der Berenike“, wiederholte Edgar betont langsam, damit die Worte ihm nicht entglitten. „Ein Sternbild.“

Der Kleine zuckte verständnislos die Achseln. Der Dürre hatte ihm ohnehin nicht zugehört. In seinen Gedanken zählte er schon das Geld, das sie durch ihren nächtlichen Friedhofsbesuch einnehmen würden. Er stieß Edgar verschwörerisch den Ellbogen in die Seite.

„Und die Zähne. Nicht zu vergessen die Zähne. Wenn die makellos sind, können wir sie an einen Zahnarzt verhökern.“

Edgar sah ihn voller Ekel an. „Ihr nehmt die Zähne von den Toten?“

Der Dürre verzog unwillig das Gesicht. „Meistens sind die Zähne sowieso unbrauchbar, verfault oder gar nicht mehr vorhanden. Aber manchmal hat man Glück.“ Er hob die Hand. „Wirt, bring uns noch mehr zu trinken.“

Edgar schauderte bei dem Gedanken diesen Männern bei ihrer schaurigen Arbeit zu helfen. Aber die verlockende Vorstellung endlich wieder ein wenig Geld zu verdienen, um seiner geliebten Cousine Virginia zumindest ein kleines Geschenk mitbringen zu können, wog schließlich stärker als seine Bedenken. In letzter Zeit war in seinem Leben einfach *alles* schief gegangen und seine schweißtreibende Arbeit als Handlanger in einer Ziegelei brachte kaum etwas ein – außerdem raubte sie ihm die Zeit und die Kraft

zum Schreiben. Der Dürre schlug ihm jovial auf die Schulter.

„Natürlich gibt es da skrupellose Exemplare unserer Zunft, die nicht so menschenfreundlich sind wie wir“, sagte er in vertraulichem Tonfall. „Die wählen ihre spätere Ware schon aus, solange sie noch lebt und dann...“ Er lächelte vielsagend.

Lock brachte in diesem Moment die geordnete Runde Getränke. Mit einem schmutzigen Lappen wischte er den Tisch ab, stellte die Gläser energisch vor die drei Männer, stützte sich auf die Handknöchel, blickte sie nacheinander fest an und zischte: „Und in London haben sie gerade erst zwei gehängt, die eben nicht so menschenfreundlich waren.“

Der Kleine tat das mit einer gelangweilten Handbewegung ab.

„Meine Güte, wir sind gute Christenmenschen und holen uns nur das, was die Toten als irdische Last hier zurückgelassen haben. Wir bringen sie nicht um ihre Seelen. Also haben wir auch nichts zu fürchten, wenn wir vor unseren Schöpfer treten. Und nun lasst uns noch einen trinken und dann an die Arbeit gehen.“ Er hob auffordernd sein Glas.

Lock erwartete einen Trinkspruch wie „auf hohe Sterblichkeit“ oder „möge der Boden der Gottesäcker nie mehr gefrieren“, aber der Kleine sagte nur prosaisch: „Prost“ und leerte das Glas.

Kurz darauf verließen die zwei Männer gut gelaunt den Ausschank, Edgar fest untergehakt in ihrer Mitte. Lock hoffte inständig, dass diese beiden Gauner tatsächlich anständig genug waren, um den armen, betrunkenen Dummkopf nicht als namenlose Leiche auf den Seziertischen einer Universität enden zu lassen. Zum einen hatte er Mitleid mit dem Jungen, zum anderen dachte er mit gesundem Geschäftssinn ebenso daran, dass der Idiot hier noch eine Zeche zu begleichen hatte. Aber er bezweifelte ernsthaft die guten Absichten der beiden angeblich so gottesfürchtigen Gauner und wäre kaum verwundert gewesen, seinen bisherigen Stammgast nicht mehr wiederzusehen. Zumindest nicht lebend – und auch nicht in einem Stück.

Lock hatte gerade mit freundlichem Nachdruck die letzten Gäste hinauskomplimentiert und wollte in diesem Moment sein Lokal schließen,

als jemand energisch gegen die Tür hämmerte. Zu dieser fortgeschrittenen Nachtstunde bedeutete diese Vehemenz kaum gute Nachrichten. Beklommen öffnete der Wirt nach einer Schrecksekunde die Tür. Zunächst nur einen Spalt breit. Draußen stand Edgar.

Seine ohnehin schon ziemlich schäbige Kleidung befand sich in erbarungswürdigem Zustand und war lehmverschmiert. Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, sah den Wirt aber mit wachen und flehenden Augen an. Er schien jetzt stocknüchtern, sein Rausch war verflogen. Lock öffnete die Tür ganz und Edgar schwankte herein.

„Oh mein Gott“, stammelte er immer wieder. Das Grauen stand ihm ins Gesicht geschrieben. Lock half dem zitternden Jungen auf einem Stuhl Platz zu nehmen und füllte ungefragt ein Glas. „Trinkt erst mal einen Schluck.“ Edgar leerte es in einem einzigen langen Zug.

„Ich, ich gebe es ja zu, ich hatte schon immer einen Hang zum Makabren. Aber diese Geschichte ist so, so... *einfach furchtbar*.“

„Was ist denn nur passiert, Junge?“ Besorgt füllte Lock das Glas nach. Edgar stöhnte leise.

„Wir sind zu diesem Friedhof gegangen. Sie hatten Schaufeln dabei und gaben mir eine. Dann haben wir gegraben. Es dauerte nicht lange und wir stießen auf eine schlecht zusammengezimmerter Kiste, denn sie war nicht sehr tief bestattet.“ Er leerte das Glas mit starrem Blick erneut in einem Zug.

„Wir haben die Kiste herausgehoben und der Kleinere hat sie aufgebrochen. Eine blonde Frau lag darin. Mit hoher Stirn, so bleich, und mit zusammengeschrumpften Lippen. Und dann... die Frau, oh mein Gott, mein Gott!“ Das Entsetzen der Erinnerung verzerrte seine bleichen Gesichtszüge und er schlug in purer Verzweiflung die Hände vor sein Antlitz.

„Sie schrie plötzlich.“ Er schauderte und Lock erstarrte entsetzt in der Bewegung.

„Sie muss vor ihrer Beerdigung wohl nur scheinot gewesen sein. Der Kleine hat sie dann vor meinen Augen mit nur einem Arm... einfach so... erwürgt. Ihre Todesschreie werde ich wohl niemals vergessen können.“ Er starrte Lock mit schreckweiten Augen an.

„Dann hatte der lange, dünne Typ auf einmal so etwas wie eine Zange in der Hand.“

Mit Schrecken fielen ihm die Worte des Dürren wieder ein, die der zuvor hier in der Gaststätte gesprochen hatte und präzisierte bebend: „Ein zahnärztliches Instrument!“

Lock füllte in stummer Vorahnung weiterer Grausamkeiten das Glas erneut auf.

„Ich vernahm schrecklich knackende und reißende Geräusche und vermochte einfach nicht hinzusehen. Schließlich hielt er ein graues Taschentuch in der Hand und goss etwas Wasser darüber.“

Lock nickte unbehaglich. „Er musste Blut und Zahnfleischreste abspülen.“ Edgar sah Lock ungläubig an und nahm erneut einen Schluck, im bitteren Bewusstsein, dass Alkohol die Erinnerungen der letzten Stunden nicht fortspülen konnte.

„Zuletzt hat er den Inhalt dieses Taschentuchs in einen Beutel geschüttet und mir in die Tasche gesteckt.“ Edgar holte nun mit angewidertem Zögern einen kleinen, ledernen Beutel hervor, der mit einem Band zugebunden war.

„*Dein Anteil*, hat er gesagt. Dann sind die beiden mit der toten Frau verschwunden.“

Er stierte den Beutel lange an. Dann tasteten seine Finger nach dem Band, das den Beutel verschloss. Er besaß kaum die Kraft den Knoten zu öffnen. Doch schließlich gelang es seinen zittrigen Fingern. Heraus ergossen sich zahlreiche kleine, helle Objekte, die sich auf der Tischplatte verteilten.

Lock erschrak, schluckte schwer und betrachtete die weißen Zähne mit leichter Abscheu, doch nach einer Schrecksekunde gewann der Geschäftsmann in ihm wieder die Oberhand. Er überlegte kurz.

„Wenn das Euer Anteil ist, dann solltet Ihr die Zähne verkaufen. Ich kenne einen vertrauenswürdigen Zahnarzt in der Nachbarschaft. Er wird einen guten Preis dafür zahlen.“ Edgar aber wehrte entsetzt schauernd ab.

„Oh, nein, nein, gütiger Gott. Wenn ihr wollt, ich bitte Euch, verkauft sie selbst und begleicht meine Rechnung bei Euch damit. Ich *kann* das nicht tun.“

Der Wirt dachte einen Augenblick nach, blickte den Unglücklichen mitfühlend an und nickte zustimmend. „Wenn Ihr es so wünscht.“

Dann keimte eine Idee in ihm. „Aber Ihr seid doch *Dichter!*“, rief er aus. „Schreibt diese Geschichte auf. Ich wette, Ihr vermögt es nicht, über ein so ernsthaftes Thema etwas wirklich Eindrucksvolles zu verfassen. Aber wenn Ihr es doch schafft, dann wird Euch der Zuspruch zahlreicher Leser gewiss sein.“ Lock bemerkte mit Genugtuung den jetzt fiebrigen Glanz, der sofort in Edgars zuvor so abwesend blickende Augen trat.

Und nun sprang der junge Dichter auf.

„Sie werden sich wundern, werter Herr. Noch nie hat jemand etwas Ernstes zu einem solchen Thema geschrieben. Sie werden schon sehen. Ich nenne diese Geschichte, *Das Haar der Berenike*. Und ich werde sie damit beenden, dass *zweiunddreißig kleine, weiße, wie Elfenbein schimmernde Gegenstände sich auf dem Fußboden verstreuen ...*“



Kurzvita

Detlef Klewer

*1957 in Dortmund, lebt seit 1999 als Illustrator/Designer am Niederrhein. Als Liebhaber und Kenner des fantastischen Films veröffentlichte er zahlreiche Artikel in Magazinen wie *Vampir*, *Film-Illustrierte* und *Moviestar*, sowie fünf Sachbücher zum Thema „Horrorfilm“. Das letzte Werk „Die Kinder der Nacht – Vampire in Film und Literatur“ erhielt als bestes Fachbuch des Jahres den *Virus-Award* 2007.

Seit 2011 fasst er Fantasy-, Mystery-, Horror-, Steampunk- und Science Fiction-Geschichten, die in diversen Anthologien verschiedener Kleinverlage wie *Amrun*, *ArtSkript*, *Burgenwelt*, *Low* oder *Oldigor* erscheinen.

Weitere Informationen über: www.kritzelkunst.de



Stella und der Huhu-Mann

Christin Feldmann

Schon einige Zeit beobachtete Stella die Frau, die geschäftig der Blumenpflege nachging und dabei lauthals redete und lachte und wieder redete.

Ob der sie hörte, mit dem sie da sprach? fragte Stella sich.

Und im gleichen Moment dachte sie darüber nach, warum dieser Jemand die Frau ausgerechnet nur an diesem Ort hören sollte...

Ein Vogel gab einen Laut von sich, der wie ein leises Stöhnen klang, nur einige Töne höher.

Stella stand auf und ging zwischen den Gräbern entlang.

Ihre Großmutter hatte immer gesagt: „*Kind, in deinem Leben lebst du unzählige Leben.*“

Sie hatte lange nicht verstanden, was ihre Oma damit meinte.

Geliebte Ehefrau, stand da auf einem Grab, *In ewiger Erinnerung an meinen Sohn*, auf einem Anderen.

Stella saß oft hier an diesem Ort der Ruhe.

Es war der einzige Platz in der Stadt, an dem man keine lärmenden Menschen oder hupende Autofahrer hörte. Nur den Wind, der durch die Wipfel der mächtigen Bäume strich, die hier überall standen und manchmal Menschen, die mit ihren Lieben dort unter der Erde redeten oder stille Tränen vergossen. Es war ein ehrlicher Ort – vermutlich einer der Einzigen, den es auf der Erde noch gab.

Wenn es ihr nicht gut ging, saß sie auf einer bestimmten Bank, zwischen den großen Gruften der reichen Leute und versuchte ihren Atem zu spüren.

Sie kam dann auf den alten Friedhof, um zwischen den Toten zu sein und zu spüren – so kitschig es klang – dass sie noch am Leben war.

Das Erwachsen sein, war härter, als sie es sich vorgestellt hatte.

Als Kind ist es eines der größten Wünsche endlich groß und unabhängig zu sein, lange aufbleiben zu können, nicht mehr durch jemanden kontrolliert zu werden.

Ist man dann aber erwachsen, erkennt man, dass man ganz schön einsam sein kann und dass man mit vielen Dingen allein ist – sogar, wenn man nicht allein ist.

Denn mit Wünschen ist das oft so eine Sache. Wenn sie sich erfüllen, erkennt man manchmal, dass sie eigentlich nichts mit dem zu tun haben, was man sich irgendwann mal zurechtgelegt hatte.

So ging es ihr oft, dass sie ganz unbedarft irgendwo entlang ging und ihr ein Duft in die Nase stieg, der ihr aus längst vergangener Zeit nur allzu vertraut war. Stella hatte, wie ihre Oma gesagt hatte, schon einige Leben hinter sich: war Geliebte, Tochter, Schwester, Lehrerin, Musikerin, Schriftstellerin, gute Freundin, Seelenverwandte, wahrscheinlich noch einiges mehr.

Viele Rollen spielte man sein ganzes Leben, einige nur in Perioden oder Abschnitten, einige waren existenziell, oder hatten wenig mit Einem zu tun, andere dauerten an bis ans Lebensende und wiederum andere waren Wunschträume und gingen nie in Erfüllung.

Es gab Menschen, bei denen gab es diese vielen Leben nicht.

Sie lebten zwei, maximal drei Leben aus Angst oder vielleicht auch, weil sie es einfach wollten. Stella hatte diese Exemplare oft kennengelernt und sich meistens nicht mit ihnen verstanden.

Denn so schwer es war viele Leben zu leben, so sehr langweilten sie Menschen, die vermeintlich gradlinig nicht die Höhen und Tiefen kannten, die ein Leben haben konnte.

So tief versunken in ihre Gedanken, schreckte sie plötzlich auf, weil sie meinte ein Geräusch gehört zu haben, das für den alten Friedhof untypisch war.

Aus den Augenwinkeln sah sie einen Schatten neben der großen Eiche stehen, aber so sehr sie sich auch bemühte, selbst wenn sie die Augen zukniff, ihr gelang es einfach nicht, außer dem Umriss den Schatten genauer zu fixieren.

Er flimmerte, wie Hitze auf heißem Asphalt und mit viel Phantasie sah er aus, als würde er ihr zuwinken.

Stella schloss die Augen, weil sie plötzlich bohrende Kopfschmerzen bekam. Als sie sie wieder öffnete, war der Schatten verschwunden.

Stella fröstelte und horchte in die Stille des alten Friedhofs, wo sie plötzlich meinte ein Flüstern zu hören. Etwas streifte ihren Nacken.

Sie stand blitzschnell auf – sah aber nichts und ging zügigen Schrittes auf den naheliegenden Ausgang zu.

Als sie zurückblickte, lag die Bank zwischen den Gruften still, wie immer auf dem alten Friedhof, doch an der Stelle, an der sie gerade noch gesessen hatte, lag nun eine Rose. Stella stand ratlos an der Eisenforte und starrte fassungslos auf die Blume, die wie durch Zauberhand erschienen nun auf der Holzbank lag.

Kurz überlegte sie zurückzugehen, entschied sich dann aber den Heimweg anzutreten, der festen Überzeugung das alles nur geträumt zu haben. Stella fiel zuhause angekommen in einen unruhigen Schlaf und erwachte mitten in der Nacht, weil sie der Durst plagte.

Im Dunkeln tastete sie sich im Nebenzimmer zum Kühlschrank. Als sie aus dem Fenster sah, erstickte sie fast an ihrem O-Saft.

Wieder meinte sie diesen Schatten zu sehen, den sie auf dem Friedhof gesehen hatte. Er stand da unten unter den Bäumen und obwohl sie nicht wirklich sagen konnte, ob der Schatten überhaupt Augen hatte, meinte sie, er würde zu ihrem Fenster hochstarren.

Stella war wie der Wind in ihrem Bett und zog sich die Decke über den Kopf.

Mädel, dreh jetzt nicht durch, mahnte sie sich, du hast heute einfach einen schlechten Tag. Sie schlief ein und war erleichtert, als sie die Augen aufschlug und es hell war.

Um sich zu beweisen, dass sie nicht verrückt war, ging sie duschen, zog sich an und rannte fast zurück auf den Friedhof. Die Rose auf ihrer Bank war weg – alles war wie immer. Die Bäume, die Gräber, hier und da das Schluchzen eines Trauernden.

Stella mümmelte ihr Brot, als ihr wieder war, als würde ein Atemzug ihren Nacken streicheln. Blitzschnell drehte sie sich um und sah den Schatten, der etwas Abseits bei den Gräbern stand. Sie hatte keine Furcht, war aber irritiert, weil sie nach wie vor nicht erkennen konnte, was er eigentlich war. Wieder schien es, als würde er winken. Stella begann schallend zu lachen - der Schatten blieb und „starrte“.

„Du bist der Huhu-Mann“, rief sie ihm laut zu, nur um die Stille zu vertreiben und verschlang hastig die letzten Happen ihres Brotes. Sie hatte kurz weggesehen, glaubte sie, denn plötzlich war der Schatten direkt neben ihr. Sie spürte etwas Altes, etwas Neues, Energie und Lachen, Musik und Tränen und hörte eine Stimme sagen, die eigentlich keine war: *„Wir sehen alle den gleichen Himmel, Stella, und doch sieht ihn jeder auf seine eigene Art. Worte und Gedanken sind eben nur das – am Ende deines*

Lebens aber erinnern sich die Menschen alleinig daran, was du getan hast.“ Stella war erstarrt und der Schatten verschwunden. Direkt neben ihr lag nun wieder eine rote Rose.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne streiften ein kleines Grab neben den großen Gruften der reichen Leute, das direkt neben einer versteckten Bank lag. *Stella McPearson*, stand auf dem Grabstein. *Geliebte Mutter, Tochter, beste Freundin und Liebe meines Lebens.* Vor dem Grab kniete ein Mann mit einem Hut und einer Gitarre und betrachtete still die rote Rose, die auf dem Grabstein lag.

Als er langsam schlurfend zum Ausgang ging, verweilte er für einen kurzen Moment und blickte wehmütig zurück zum Grab; und dann kurz bevor er aus der großen eisernen Eingangstür trat, hob er für einen Moment die Hand, so dass man meinte, er würde winken.



Kurzvita

Christin Feldmann

Christin Feldmann ist Medienkünstlerin, Bloggerin aus Leidenschaft und arbeitet als Medienpädagogin u.a. an der Universität zu Köln.

Ihre Kurzgeschichten handeln vom Leben und Lieben, von Schatten und Licht, von Musik und Kunst.

Ihre erste Veröffentlichung hatte sie 2012 mit der Kurzgeschichte *„Die letzte Prüfung“*.

Webseite: <http://stellalearnstolive.wordpress.com>



Der Doktor

Melissa Bleyel

Love me Tender, love me sweet, never let me go...
Von irgendwo weit her singt der King of Rock seinen Number-One-Hit. Das leise Summen einer Neonlampe, Quietschen, Schaben, Klopfen und zwischen drin immer wieder Elvis... eine mir völlig unbekanntere Geräuschkulisse. Harte Federn stechen in meinen Rücken. Er schmerzt. »Das fühlt sich nicht wie meine Couch an!«, denke ich. Der Stoff unter meinem Körper ist kalt und feucht. »Das ist definitiv nicht meine Couch!« Ein beißender Gestank steigt mir in die Nase, es riecht nach irgendeiner

chemischen Substanz, wie Chloroform oder Desinfektionsmittel. Meine Augen fangen an zu tränen, es brennt... doch irgendwie kann ich sie nicht mit den Händen reiben. Es fällt mir wahnsinnig schwer sie zu öffnen, aber ich schaffe es... kurz... aber lang genug, um etwas von der Umgebung wahrzunehmen. Grelles Licht und das Brennen der Chemikalien in der Luft lassen sie mich gleich wieder schließen. Das, was ich sehen konnte, war eine zerfallene alte Zimmerdecke mit einer Neonlampe, wie sie immer in Bürogebäuden und Krankenhäusern zu finden ist.

»Das ist auch nicht mein Wohnzimmer!«

Ich starte einen weiteren Versuch, meine Augen zu öffnen, dieses Mal drehe ich meinen Kopf ein klein wenig zur Seite. Ich blinzele. Da steht ein Tisch und irgendetwas sitzt davor auf einem Stuhl, doch ich kann nichts genaueres erkennen, da Tränenflüssigkeit meinen Blick trübt. Und da ist er wieder, dieser widerliche Geruch! Langsam fängt auch mein Verstand wieder an zu arbeiten... die Bilder fügen sich in meinem Kopf zusammen. Ich muss nicht viel sehen können, um mir sicher zu sein, dass hier etwas verdammt nicht richtig ist.

Mittlerweile singt Elvis „In the Ghetto“ und zu ihm gesellt sich eine weitere Stimme, quitschig und schrill, sie versucht nicht einmal halbwegs den richtigen Ton zu treffen. Ich habe so eine Ahnung zu wem sie gehört. Allmählich verwandelt sich die anfängliche Beunruhigung in aufkeimende Angst... Angst, wie ich sie noch nie zuvor verspürt habe.

»Beweg dich endlich!«, sagt mir meine innere Stimme, doch das kann ich nicht. Ich kann mich nicht bewegen, zumindest nicht so, wie ich es gern hätte.

Meinen Füßen mangelt es nicht an Mobilität, muss ich feststellen. Sie kann ich in alle Richtungen drehen, sie anheben, die Zehen spreizen.

»Moment mal!«

In meinen engen Kunstleder-Slippers war das vorher nicht so gut möglich!

Ich hebe den Kopf ein wenig an und erhasche einen kurzen Blick auf meine nackten Füße, zu mehr bin ich nicht im Stande, weil der chemische Gestank in der Luft sofort wieder meine Augen schließen lässt.

Nach einiger Zeit und jeder Menge Blinzeln haben sie sich jedoch langsam daran gewöhnt, sodass ich endlich meine Umgebung genauer betrachten kann. Ich befinde mich vermutlich in einer Art Keller, Fenster sind keine vorhanden. In den Regalen an den Wänden stehen Unmengen an Gläsern mit eingelegten Dingen. Ich bin mir sicher es sind Organe, aber ich versuche es zu verdrängen, der Gedanke daran gefällt mir nicht. Jetzt weiß ich auch, woher der Gestank kommt. Es ist die Flüssigkeit, mit der sie haltbar gemacht werden, Formaldehyd oder sowas ähnliches.

Die Gestalt vor dem Tisch, jetzt kann ich sie richtig sehen, ist ein Mann in Arztkleidung, doch er hat mir den Rücken zugewandt und arbeitet an etwas.

Ich denke, dass er mich ans Bett gefesselt hat, dabei hat er aber nur meine Arme fixiert. Gut, meine Füße würden mir zur Befreiung auch nichts nützen. Ich versuche an meinen Fesseln zu rütteln, dann zu reißen, zu zerren... Wut keimt in mir auf, ich zerre, reiße, rüttle noch fester, aber es hat keinen Zweck. Ganz im Gegenteil, durch das Klappern der Schnallen an den Eisenpfosten mache ich ihn nur noch auf mich aufmerksam. Noch hat er nicht bemerkt, dass ich wach bin. Das ist auch gut so... wer weiß, was mir bevorsteht, wenn er mich bei Bewusstsein sieht. Ich muss jetzt unbedingt ruhig bleiben, Panik wäre mir jetzt nicht besonders hilfreich. Noch einmal versuche ich meine Hände aus den Fesseln zu befreien, dieses mal aber ruhig und mit ein wenig Geduld... und siehe da, ich schaffe es tatsächlich eine Hand aus den Ketten zu winden. Scheinbar hat sich der Typ nicht besonders viel Mühe gegeben, als er mich hier angebunden hat. Jetzt kann ich auch die andere befreien.

Der Mann im Arztkittel ist immer noch mit seiner Arbeit beschäftigt. Was er da vor sich hat, erkenne ich nicht, es interessiert mich aber auch nicht besonders. Ich sehe nun meine Chance gekommen, zu flüchten. Leise setze ich mich auf, die Federn quietschen verräterisch unter meinem Körper, doch das Geräusch wird von „Jailhouse Rock“ übertönt. Bei dem Versuch aufzustehen, lässt mich ein stechender Schmerz in der Nierengegend zurückfallen. Ich krümme mich, fasse mir an die Seite, es fühlt sich an, als hätte mir jemand ein Messer in die Haut gerammt.

»Was hat dieser Typ nur mit mir gemacht?!«

Da ist etwas unter meinem Shirt, ich raffe es hoch und erstarre. Eine riesige Narbe prangt an meiner Seite, vertrocknetes Blut klebt noch an den Einstichlöchern der Nadel, mit der die Wunde verschlossen wurde. Panik keimt wieder in mir auf, ich beginne zu zittern und mein Blick wandert wieder zu dem Mann vor mir.

Doktor Frankenstein... ja, ich glaube das ist ein passender Name für jemanden, der unten in einem verrottenden Keller haust, zwischen eingelegten Organen und schimmlichen Möbeln, der einen unschuldigen Mann an ein Bett kettet, um dann an ihm rum zu schnippeln.

Seine Hand greift plötzlich nach einem kleinen schwarzen Gegenstand und auf einmal verstummt Elvis. Die dadurch entstandene Stille ist unheimlich, nur das leise Summen der Neonröhren ist zu hören.

„Ach wie schön, du bist wach. Bei dem Zustand, in dem ich dich gefunden habe, dachte ich schon, du machst's nicht mehr lange!“, der Klang seiner Stimme lässt mir einen kalten Schauer über den Rücken laufen. Er hat sich mir noch immer nicht zugewandt, es scheint so, als wäre das, was vor ihm auf dem Tisch liegt, weiterhin interessanter als ich.

Endlich schaffe ich es aufzustehen, meine nackten Füße berühren den kalten Holzfußboden. Meine Beine sind wie Pudding, sie wollen nachgeben, doch ich zwingen mich, aufrecht stehen zu bleiben.

Nicht nur ich habe mich in Bewegung gesetzt, auch Frankenstein hat sich erhoben. Und plötzlich starre ich unvermittelt in sein Gesicht.

Sein eines Auge ist blind und auf dem anderen sitzt ein Vergrößerungsglas, welches Pupille und Iris darunter enorm groß erscheinen lässt. Eine Narbe verläuft quer über sein Gesicht, teilt es sozusagen in zwei Hälften. Einzelne Haarsträhnen hängen wie dünne Fäden über seiner Stirn. Er grinst mich an, krumme Zähne kommen zum Vorschein, einige sind abgebrochen, die anderen schwarz. Eine Gestalt, wie sie aus den schlimmsten Horrorfilmen entsprungen sein könnte.

Ich will schreien, doch die Laute finden keinen Weg aus meiner Kehle.

Meine Lippen sind wie zugeklebt, sie wollen sich einfach nicht öffnen

lassen. Mit den Fingern fahre ich darüber und erstarre.

Mein Mund... er ist zugenäht! Was für eine ungewöhnliche Art und Weise, jemanden zum Schweigen zu bringen. Ich muss wirklich völlig ausgeknockt gewesen sein, wenn ich es nicht einmal mitbekommen habe, dass mir jemand den Mund zunäht. Doch jetzt spüre ich es, jeden einzelnen Stich... es brennt furchtbar und jeder Versuch, ihn zu öffnen, macht es noch schlimmer.

„Das war nur eine kleine Vorsichtsmaßnahme. Als ich dich gefunden habe, hast du vor Schmerzen nur so geschrien. Ich musste dich irgendwie ruhigstellen, sonst hätte uns noch jemand entdeckt und dann hätte ich dich nicht richtig verarzten können.“

Bei dem Wort „verarzten“ fasse ich mir reflexartig an die Seite.

Es schmerzt, als meine Finger die Stelle berühren, an der sich die Narbe befindet. Unweigerlich schaue ich zu den Gläsern mit den Organen rüber. Schwimmt dort etwa auch ein Teil von mir in so einem Behälter? Meine Niere vielleicht? Doktor Frankenstein bemerkt, dass ich die Regale wie gebannt anstarre und dabei die Narbe abtaste. Ein Grinsen macht sich auf seinem Gesicht breit.

„Denkst du, eines davon ist deins?“

Ich würde ihm diese Frage gern beantworten, doch noch bin ich nicht in der Lage dazu.

„Nein nein, mach dir keine Sorgen! Das hier sind alles nur Organe von Tieren. Weißt du...“, er macht eine Pause, dabei schaut er sich um, „das sind meine Schätze! Ich sammle sie.“

Mir wird übel. Für ihn scheint es das Normalste der Welt zu sein, ein Sammelorium von Tierinnereien im Keller zu haben.

»Verdammt, ich muss schleunigst hier weg!«

Frankenstein bewegt sich langsam auf mich zu, humpelnd, so wie es scheint, ist sein linkes Bein verletzt, er kann es nicht richtig belasten. Ich glaube ihm kein Wort und verfallende erneut in Panik, mein Verstand arbeitet auf Hochtouren, meine Beine gehorchen mir wieder. Ich springe zur Seite, greife das Erstbeste, was ich zu fassen bekomme und werfe es gegen ihn. Es, irgendein altes medizinisches Gerät, trifft seinen Kopf, er taumelt und fällt

rücklings über seinen Stuhl. Aber das reicht mir noch nicht. Neben dem Bett, an das ich gefesselt war, steht ein kleiner Hocker. Ich erreiche ihn, gerade in dem Moment, als sich Frankenstein wieder aufgerafft hat und schlage damit auf den Verrückten ein. Angst, Schmerz und Wut lassen meinen Verstand völlig abschalten und ich sehe nur noch Rot.

Eine Zeit lang betrachte ich ihn, wie er da so reglos vor mir liegt und überlege, ob ich das Richtige getan habe. Vielleicht war er wirklich nur ein komischer alter Kauz mit einer seltsamen Sammelleidenschaft und womöglich wäre ich ihm körperlich überlegen gewesen. Ich will nicht darüber nachdenken, was mit mir passiert wäre, wenn ich mich geirrt hätte und er gar nicht so wehrlos war. Aber das ist nun nicht mehr wichtig. Jetzt gilt es erst einmal, meine Maulsperre zu beseitigen, damit ich mal wieder richtig durchatmen kann, denn das muss ich ganz dringend. Auf dem Tisch vor mir liegt ein Skalpell, genau das Richtige, um die Nähte zu durchtrennen, doch ich zögere. Bestimmt hat Frankenstein damit vorhin in irgendetwas Ekligem herumgestochert, vielleicht sogar in mir. Auch wenn es mich bei der Vorstellung schauert, wo das Messer schon überall gesteckt haben könnte, werde ich es doch benutzen.

Die Glastür eines alten Schrankes muss mir als Spiegel reichen, besser, als blind an mir herum zu schneiden. Nun kann ich das ganze Ausmaß meiner Verstümmelung betrachten: meine Lippen sind angeschwollen, dunkle Fäden wurden über Kreuz von der unteren zur oberen Lippe und wieder zurückgezogen, an manchen Stellen klebt noch ein Rest Blut. Doktor Frankenstein hat ziemlich unsauber gearbeitet, manche Fäden sind zu locker, manche zu straff genäht und trotzdem halten sie meinen Mund fest verschlossen. Doch das werde ich jetzt ändern. Meine Hand zittert, als ich das Messer zu meinem Gesicht führe, kurz vor der ersten Naht muss ich stoppen, ich atme tief durch die Nase ein, mein Brustkorb füllt sich fast bis zum Platzen. Mit angehaltener Luft setze ich den ersten Schnitt. Es schmerzt fürchterlich, doch gleichzeitig lässt das angespannte Gefühl in den Lippen ein wenig nach. Ich atme aus und verbanne dadurch die Schmerzen aus meinem Körper. Die weiteren Fäden sind nicht

weniger schmerzhaft, aber die Aussicht endlich wieder ordentlich kommunizieren zu können, lässt mich durchhalten. Einige der Einstichlöcher fangen erneut an zu bluten, es läuft mir übers Kinn, tropft mir aufs Shirt. Meine Lippen springen förmlich auseinander, als ich den Großteil der Nähte geöffnet habe und jetzt gibt es kein Halten mehr für mich, ich schreie mir die Seele aus dem Leib. Irgendwann verlässt auch der letzte gequälte Ton meine Kehle, sie brennt, ich muss husten, aber ich fühle mich besser. Mein Blick wandert wieder zu Frankenstein, er liegt immer noch bewegungslos am Boden, unter seinem Kopf hat sich bereits eine kleine Blutlache gebildet. *»Der steht nicht wieder auf!«*

Jetzt muss ich nur noch einen Weg hier raus finden... fort von diesem schrecklichen Gestank... fort von diesen widerlichen, mit Organen gefüllten Gläsern in den Regalen... vor allem aber fort von Doktor Frankenstein. Am anderen Ende des Raumes ist eine Tür. Die Freiheit scheint mir in greifbarer Nähe. Aber was ist, wenn sie sich nicht öffnen lässt... wenn er sie verschlossen hat, damit keiner rein noch raus kann? Oder noch schlimmer... wenn sich dahinter noch mehr solche komischen Leute verstecken! Ich entscheide mich dazu, das Skalpell mitzunehmen, das bis vor kurzem noch in den Händen dieses Verrückten war und mich von meiner Maulsperre befreit hat. Vielleicht wird es mir ja noch einmal von Nutzen sein. Mit erneut leicht wackeligen Beinen mache ich mich auf zur Tür, immer wieder werfe ich dabei einen Blick über die Schulter, bis ich sie erreicht habe, um mich zu vergewissern, dass Frankenstein noch an ein und derselben Stelle liegt wie zuvor. Ich drücke mich mit meinem ganzen Gewicht dagegen und tatsächlich öffnet sie sich! Es ist stockdunkel dahinter, frische Luft strömt mir entgegen. Meine Finger tasten die Wand nach einem Lichtschalter ab, sie finden ihr Ziel und mit einem leisen KLICK erstrahlt der Gang im gleisenden Licht der Neonröhren. Rohre winden sich entlang der Wände, verschwinden darin und kommen an anderer Stelle wieder zum Vorschein. Ein Belüftungsschacht hängt von der Decke. Ihm ist es zu verdanken, dass sich meine Lunge endlich wieder mit reinem Sauerstoff füllen kann.

Als ich den Raum durchquere, veranlasst mich etwas, das ich im Augenwinkel entdeckt habe, stehen zu bleiben. Hinter einem großen Eisenschrank liegt ein undefinierbares Ding, eingepackt in eine Art Stofftuch. Eigentlich ist jetzt nicht die Zeit, um neugierig zu sein und doch zieht es mich wie von Geisterhand dorthin. Ein ungutes Gefühl macht sich in mir breit, als ich das Bündel vor mir ein wenig öffne. Ich bereue es mit einem Mal, nicht einfach weiter gegangen zu sein, denn was ich da zu Tage gefördert habe, lässt mich schwer nach Luft schnappen. Da liegt doch wirklich der Kopf einer Frau, eingewickelt in einer Decke, vor mir. Ein kalter Schauer jagt mir über den Rücken, doch dann erkenne ich, dass wahrscheinlich noch der Rest des Körpers unter dem Stoff verborgen steckt. Ihr Mund ist, genau wie meiner, mit Nadel und Faden zugenäht worden, nur dass ich mich meiner Mundsperrung schon entledigt habe. Die Frau sieht jedenfalls nicht mehr so aus, als würde sie diese noch benötigen: Sie ist kreidebleich, dunkle Krater prangen unter ihren Augen, kein Anzeichen von Leben. Einzig die goldenen, leicht zerzausten Locken, die ihren Kopf zieren, zeugen davon, dass diese Frau einmal wunderschön war. Doch das ist jetzt Vergangenheit. Und trotzdem keimt in mir das Bedürfnis auf, ihren Puls zu fühlen. Meine Hand tastet ihren Hals ab und tatsächlich, ich kann einen kaum merkbaren Pulsschlag spüren. Mein Herz schlägt schneller, als ich die Decke samt Frau packe und mit viel Kraft hinter dem Schrank hervorziehe.

Ich wickle sie aus dem Tuch und muss feststellen, dass sie wie ein Westpaket fest verschnürt ist. Aber das ist kein großes Problem für mich. Hierbei hilft mir das Skalpell aus meiner Tasche. Es war die richtige Entscheidung, das Messer mitzunehmen. Mit ein paar gezielten Schnitten durchtrenne ich noch die Fäden über ihren Lippen, damit sie besser atmen kann. Plötzlich starren mich zwei ozeanblaue Augen an. Vor Schreck wäre mir beinahe das Herz in die Hose gerutscht. Da steckt doch mehr Leben in diesem toterglaubten Körper, als ich dachte.

Die Frau mit den blonden Locken versucht sich hochzustemmen, doch sie hat noch nicht genug Kraft in den Armen und rutscht wieder zurück. Erst durch meine Hilfe schafft sie es, auf die Beine zu kommen.

„Danke, dass du mich da raus geholt hast!“, flüstert sie. Der Klang ihrer Stimme ist Balsam für meine Ohren. Ich frage Sie, ob alles mit ihr in Ordnung ist, ob sie Schmerzen hat.

„Es geht schon, meine Beine sind nur wie Wackelpudding. Dank dir bekomme ich endlich wieder richtig Luft“, antwortet sie mir, „Ich bin übrigens Marie.“

Ihr Gesicht nimmt allmählich wieder eine gesündere Farbe an. Auch ich nenne ihr meinen Namen und berichte alles über meine Flucht und Doktor Frankenstein. Als ich ihn genauer beschreibe, hält sie kurz die Luft an und beginnt zu zittern. Wir entscheiden uns, zusammen einen Weg hier raus zu suchen, da Marie noch viel zu schwach ist und ich es als meine Pflicht ansehe, sie heil an die „Oberfläche“ zu bringen. Die einzige Möglichkeit um hinaus zu kommen, scheint die Treppe zu sein, zu der ich wollte, kurz bevor ich Marie entdeckt habe. Sie führt zu einer weiteren Tür, aus Holz, nicht so massiv wie die zu Frankensteins Labor. Ich hoffe inständig, dass sie sich öffnen lässt.

»Finden wir es doch einfach heraus!«

Wir haben schon fast die Treppen erreicht, da höre ich hinter mir die schwere Tür aufspringen. Mit voller Wucht kracht sie gegen die Wand.

„Was hast du getan?“

Mein Körper versteift sich, Hitze steigt in mir auf. Diese Stimme... unmöglich! Ich wage es nicht, mich umzudrehen, denn schon die Vorstellung, was ich hinter mir erblicken werde, jagt mir eine heiden Angst ein. Maries Stimme reißt mich aus meiner Starre: „Das ist er, der Typ der mich niedergeschlagen und gefesselt hat! Der ist total durchgeknallt!“

Alles in mir sträubt sich dagegen, aber ich drehe mich dann doch um. Ungläubig starre ich zur Tür. Frankenstein lebt! Wie hat er bloß meine Attacke überleben können. Sein rechter Arm hängt schlaff herab, sein Gesicht ist an verschiedenen Stellen angeschwollen, die Haut aufgerissen, überall an seinem Körper klebt Blut. Er ist jetzt noch entstellter als vorher.

Mit schlüpfenden Schritten kommt der Doktor auf uns zu.

„Ich habe dich doch vor ihr gerettet, warum hilfst du ihr? Sie wollte dich

umbringen!“

Marie packt mich am Arm und zieht mich zu sich. Mit weit aufgerissenen Augen und zitternden Lippen schaut sie mich an. „Er lügt! Der ist doch total verrückt. Du darfst ihm nicht glauben!!!“ Dann löst sie ihren Griff und stürmt ohne Vorwarnung auf Frankenstein zu. Ich bin völlig überrascht, will noch nach ihr fassen, doch sie ist schon außer Reichweite. „Er ist schwer verletzt! Los, die Chance dürfen wir uns nicht entgehen lassen. Machen wir ihn fertig!“, ruft sie mir zu.

Als sie Frankenstein schon fast erreicht hat, zieht dieser auf einmal völlig unerwartet eine Pistole aus der Kitteltasche und richtet sie auf Marie.

Wie angewurzelt bleibt diese stehen.

Ich renne auf ihn zu, dränge mich zwischen die beiden und gebe Marie einen Stoß, um Sie von dem Lauf der Pistole wegzubekommen, ohne darüber nachzudenken, was mit mir passieren könnte. Frankenstein, leicht irritiert von meinem Ansturm, nimmt die Waffe runter und gibt mir so genügend Angriffsfläche um ihn zu packen. Wir ringen miteinander, er hat, trotz meiner vorherigen Stuhl-Attacke auf ihn, noch unglaublich viel Kraft. Doch auch Marie steht wieder neben mir und schlägt wie wild auf ihn ein. Ich schiebe sie erneut beiseite, weil auch ich ein paar ihrer Schläge abbekomme, aber sie lässt einfach nicht von ihm ab. Irgendwie schafft es die Frau mit den ozeanblauen Augen dann, ihm bei dem Geringel seine Pistole zu entwenden und zielt auf seinen Körper. Sie drückt ab, verfehlt dabei nur knapp meinen Arm und die Kugel trifft Frankensteins linke Schulter. Von Schmerzensschreien gebeutelt drückt er mich von sich weg, um sich die Hand auf die Wunde zu pressen. Da sehe ich meine Chance gekommen, zücke das Skalpell und ramme es ihm in den Oberkörper. Die Klinge des Messers findet erstaunlich schnell ihren Weg in sein Fleisch. Drei Mal... 1... 2... 3 Stiche durchlöchern seine Brust, bevor er zusammensackt. Jegliche Kraft weicht aus seinen Knochen. Er versucht zu kriechen, sich vorwärts zu ziehen, dem sicheren Tod zu entkommen, doch seine Hände finden keinen festen Halt auf dem klebrigen Boden, der jetzt mit seinem Blut getränkt ist.

Ein lauter Knall lässt mir vor Schreck das Skalpell aus der Hand rut-

schen. Marie hat erneut abgedrückt, dieses Mal trifft es Frankenstein genau zwischen die Augen. Die Wucht der Kugel reißt seinen Kopf erst nach hinten, doch dann knallt er vor mir auf die Dielen. Eines ist sicher, Doktor Frankenstein ist jetzt endlich tot!

Gerade als ich das Skalpell wieder aufheben will, sehe ich im Augenwinkel eine Bewegung. Es ist Marie, deren Hand mit der Rückseite der Pistole auf mich zurast. Der Schlag trifft mich unverhofft, ich falle auf die Knie, ein gleisender Schmerz durchzieht meinen Körper und öffnet ein Fenster in meinem Unterbewusstsein, was die ganze Zeit fest verschlossen war. Licht kommt ins Dunkel und ich beginne endlich, mich zu erinnern. Nicht Doktor Frankenstein war hier das Monster, sondern sie! Jetzt fällt mir auch wieder ihr Name ein. Annabell heißt sie und nicht Marie.

Ich habe sie gestern Abend kennengelernt, als ich mit ein paar Freunden etwas trinken war. Ihre himmelblauen Augen und die goldenen Locken haben mich auf Anhieb fasziniert. Annabell war es, die mich unter falschen Versprechungen in die dunkle Gasse gelockt hatte und ich war auch noch so blöd zu denken, sie sei nur auf eine schnelle Nummer aus. Und sie war es auch gewesen, die mir das Messer in die Seite gerammt, meine Brieftasche geklaut und mich dann, blutend auf dem Boden liegend, meinem Schicksal überlassen hatte. Frankenstein muss das alles mitbekommen haben oder er fand mich bewusstlos und brachte mich in seinen Unterschlupf. Er rettete mir sozusagen das Leben, indem er meine Wunde versorgte. Die Sache mit dem Anketten und Mund zunähen verstehe ich zwar immer noch nicht, aber ohne ihn wäre ich sicherlich jetzt mausetot.

Ich habe das Leben eines Unschuldigen genommen, um das eines Mörders zu retten. Und nun stehe ich hier, mit dem Pistolenlauf an der Stirn und der Erkenntnis, dass sich das Böse nicht immer nur in den Tiefen eines verschrobene alten Mannes versteckt, sondern gern auch mal in engelsgleiche Locken hüllt. Jetzt bleibt mir nur noch das Warten auf das totbringende Klicken des Auslösers und die Hoffnung auf einen schnellen, schmerzlosen Tod.

*“Well a hard headed woman,
a soft hearted man
been the cause of trouble
ever since the world began.
Oh yeah, ever since the world began
a hard headed woman been
a thorn in the side of man.”*

Kurzvita

Melissa Bleyel

Ich wurde 1989 geboren und lebe in Oelsnitz im Erzgebirge.
Schon zu Schulzeiten habe ich immer wieder zusammen mit Freunden
Geschichten geschrieben, ebenso in meiner Ausbildung zur gestaltungs-
technischen Assistentin.

Derzeit arbeite ich als Grafikerin.
Da ich ein typischer Tagträumer bin, habe ich immer wieder neues Material,
was ich aufs Papier bringen kann, schriftlich und auch grafisch.
„Der Doktor“ ist meine erste veröffentlichte Kurzgeschichte. Am liebsten
schreibe ich Horror- und Fantasygeschichten. Meine Vorbilder sind Sebastian
Fitzek, Stephen King, Dean Koontz und Richard Laymon.





Ella oder die Tränen der Wehrkirche

C. Brendan

Ella fühlte sich völlig tiefenentspannt, ruhig wie im Auge eines Hurrikans. Eigentlich müsste sie aufgekratzt und befreit jubelnd querfeldein über die Wiese rennen. Nein, das würde nur den Verdacht auf sie ziehen. Wann hatte man sie zuletzt überschäumend vor Glück gesehen? Sie lebte eher zurückgezogen und verhielt sich unauffällig, gehörte nicht zu denen, die große Worte machten oder Emotionen zeigten. Ella, in deren Kopf skurrile Welten und Geschichten entstanden, die für Außenstehende unbemerkt blieben, da sie der Orthografie nicht mächtig war. Nun stand sie also da, ruhte in sich selbst und sah verträumt zu, wie sich ein

dicker Blutstropfen nach dem anderen aus Jakobs Kopf verabschiedete und den Eulenbach bereicherte. Es war genauso, wie sie es sich vor ihrem geistigen Auge schon unzählige Male vorgestellt hatte, nur dass die roten Farbtupfer sich zu Ellas großem Bedauern nicht zu einem roten Teppich vereinigten, den er ihr dann zu Füßen hätte legen müssen, sondern sich mit dem Wasser solidarisch zeigten und farblich anglichen. Sie gaben ihre Identität auf, um ein Teil des Ganzen zu werden. Ella hatte es auch schon mit Unterwürfigkeit versucht, das Resultat aber nicht als erstrebenswert empfunden. Stattdessen bevorzugte sie seither individuelles Erfolgsstreben und Selbstverwirklichung. Und diese Attribute schienen in der momentanen Situation enorm an Zuwachs zu gewinnen.

Der Bach, der sonst immer mit einem wunderbaren Klangtableau bezauberte, bot heute die Geräuschkulisse eines schnarchenden alten Mannes, die aber nicht auf den vor ihr auslaufenden Waldschrat zurückzuführen war. Denn...dieser schnarchte nicht mehr, nie mehr! Mit jedem Tropfen, der aus dessen kruder Denkmaschine entschwand und sein Leben mitnahm, schenkte er ihr im Gegenzug Zukunft und die Bestätigung ihres eigenen Lebens. Gleichsam verschwamm auch das – ihr stets entgegen geschleudertes – Gefühl der Bedeutungslosigkeit. Heute hatte sie für ihn erheblich an Wichtigkeit gewonnen. Sie hatte ihm die Entscheidung abgenommen, was er später zu Mittag essen sollte. Die Frage hatte sich für ihn nun ja erledigt – alle anderen Überlegungen im Übrigen auch. Eigentlich wollte sie ihn ja keines Falles unterstützen oder ihn gar entlasten, aber diese Begleiterscheinung musste sie nun notgedrungen in Kauf nehmen.

Sie hasste diesen verschrobene alten Mann mit seinen defizitorientierten Sichtweisen, der ihr Leben von Kindheit an bestimmt und diktiert hatte. Er war es, der ihren Vater ausgesucht und angeschleppt hatte. Ihrer Mutter jeder Eigenständigkeit beraubt, blieb keine andere Wahl. Ella selbst hatte ihren Vater nie kennengelernt. Wenn sie die Mutter nach ihm fragte, nickte diese immer mit dem Kopf in Richtung der alten Wehrkirche

– dem Zuhause der Ratlosigkeit, wie sie das trutzig auf dem Berg stehende Gebäude nannte.

Gebetsmühlenartig tröstete sie stets mit den Worten, dass selbst wenn der eigene Vater sein Kind vergessen hätte, der Vater im Himmel immer an alle seine Kinder denken würde. Er habe die Fähigkeit, durch die Augen eines jeden Lebewesens zu sehen und somit hätten wir die Chance, ihn auf diese Weise in den Augen unseres Gegenübers erkennen zu können. Ella war der Gedanke suspekt. Oft schon hatte sie sich die Augen ihrer Mutter eingehend und prüfend angesehen, konnte aber keinen Kerl in ihnen entdecken. Nun beugte sie sich soweit sie konnte nach vorne und beäugte intensiv Jakobs weit aufgerissene okuläre Knöpfe. Auch in ihnen war weit und breit nichts zu sehen, was auf Gottes wachen Blick schließen ließ. Nur sie selbst spiegelte sich in den glasigen Murmeln wieder. Gott war scheinbar gerade woanders. Vielleicht besser so, dann hatte er auch nichts mitbekommen. Obwohl Ella eigentlich keinen Grund sah, ein schlechtes Gewissen zu haben, da es doch keine Veranlassung gab, sich rechtfertigen zu müssen, hatte sie der Welt doch einen Dienst erwiesen. Keiner würde der im Wasser friedlich schaukelnden, verknäult wirkenden Gestalt nachtrauern, die sich zu allem Überfluss auch noch zu verabschieden schien. Der linke Arm hatte sich in einem Ast verheddert und wurde durch den Wasserlauf immer wieder auf und ab gewogen, wie das sanfte Schlagen eines Herzens. Was für eine Ironie, denn sein Herz hätte man bei allem guten Willen nie der Rubrik sanft zugeordnet. Manchmal fragte sie sich, ob er überhaupt eines hatte. Vielleicht gehörte er zu der ungewöhnlichen Spezies, bei denen das Herz nur dazu diente, gefühlkaltes Blut zu pumpen, um den organischen Prozess in Gang zu halten. Nun stand es jedenfalls für immer still, dafür hatte Ella gesorgt. Wenn sie auch ansonsten ein Inbegriff von Vorhersehbarkeit und Ruhe war, heute hatte sie ihn überrascht. Sie hatte alle überrascht. Das über Jahre genährte Unverständnis, die aufgestauten Enttäuschungen, deren Erinnerungen sich wie kleine eiserne Spieße einer Schlehe in ihr Herz bohrt hatten und kleine schmerzhaft Schnitt hinterließen, entluden sich in diesem einen unkontrollierten Moment. Heute Morgen, als der Alte – noch unsicherer auf den Beinen als sonst, ähnlich

einer Marionette mit teilweise zerrissenen Fäden – über die Wiese trotete. Eigentlich war dieser Besuch alltägliche Morgenroutine. Aber heute schien er abgelenkter, unkonzentrierter, so als müsse er alle seine Sinne sortieren, um halbwegs das Gleichgewicht zu behalten. Zudem japste er noch pfeifender als sonst, schien nur mit Mühe Luft zu kriegen. Eine wunderbare Gelegenheit tat sich für Ella auf. Wie schnell man doch in diesem kränkelnden Zustand stürzen konnte. Das war ihre Chance, lange hatte sie auf diese Gelegenheit gewartet. Keiner aus ihrem Umfeld schien ihr und Jakob zu diesem Zeitpunkt auch nur einen Moment der Beachtung schenken zu wollen. Es war ein ganz normaler belangloser Tag mit einem ganz normalen, völlig unaufgeregten Ablauf. Bis auf den Schlag, den es plötzlich gab, nachdem Jakob auf dem etwas abschüssigen Stück Richtung Eulenbach, den Halt verlierend rücklings ins Rutschen gekommen war. Ein leicht knirschend-matschiges Geräusch war zu vernehmen, als sein Kopf ernsthaften und unsanften Bodenkontakt mit einer steinigen „Sonneninsel“ bekam. Wäre diese eine Kokosnuss gewesen, hätte Ella jetzt einen exotischen Cocktail genießen können. Wer hätte gedacht, dass sich zertrümmerte und kunstvoll ins Landschaftsbild integrierte Betonhalbschalen tatsächlich als so sinnvoll erweisen würden. Als die Renaturierung des Baches damals zur Folge hatte, dass sie für eine gewisse Zeit des Platzes verwiesen wurde, war sie mächtig entrüstet gewesen. Was gingen sie die lästigen Eidechsen und das sonstige Getier an, die dort ein erholsames kleines Paradies finden sollten. Selbst wenn Gott durch „reptilische“ Augen sehen würde, müsste er doch nicht gleichsam auf einer künstlich angelegten Sonneninsel ruhend den Blick schweifen lassen. Wie auch immer, mittlerweile hatten sie und Ihregleichen ihr Revier wieder in Beschlag genommen. Erstaunlicherweise hatte sich bisweilen noch keines der Krabbelviecher dazu durchringen können, die Schwelle zum kultivierten Grund zu überschreiten, um sich das Terrain der Natur zurückzuerobern. Keine Eidechse schien sich für einen sonnigen Kurzurlaub auf den architektonisch beeindruckenden, pittoresk anmutenden Plattformen entscheiden zu können. Dafür ruhte jetzt aber der Kopf des ungeliebten Jakob dort. Von der Sonne beschie-

nen und doch immer fahler werdend. Ellas Blick folgte den zähflüssigen Tropfen. Das stark lädierte Haupt nebst Anhang sah nicht wirklich gut aus, was sie sichtlich genoss. Er hatte ihr, im Gegensatz zu dem Mann mit den kalten Händen, nie ein Kompliment gemacht. Ein netter Typ mit viel Einfühlungsvermögen und Geduld. Auf den ersten Blick direkt zwei Charakterzüge, die Jakob – wenn er denn überhaupt einen hatte – nicht besaß. Dieser wurde regelmäßig gerufen, wenn bei ihr oder ihren Mitbewohnern mit gesundheitlichen Einschränkungen zu rechnen war. Ella brauchte ihre Beschwerden dann gar nicht genauer zu definieren, er verstand sie einfach, konnte sich in Sekundenschnelle von der gegebenen Situation ein Bild machen. Ella schrieb ihm vor ihrem geistigen Auge ganz feine Antennen und bestens trainierte Sinne zu, die es ihm ermöglichten, sich auf ihre emotionale Ebene zu begeben, um sich ganz in ihre Lage hineinzusetzen. Dann blickte sie ihn an und er verstand, was in ihren Augen und auf ihrer Stirn geschrieben stand. Manchmal erwachte sie jedoch ruckartig aus ihren Tagträumereien, nämlich dann, wenn er seine kleine Tochter mitbrachte, deren kleiner Mund nicht stillstand.

Das quirlige Mädchen schenkte ihr Zeit und neue Impulse, wenn auch gefüllt mit viel zu vielen Worten. Doch Ella genoss die seltene Aufmerksamkeit und bemühte sich gleichsam eine gute Zuhörerinnen zu sein. Einige Worte blieben haften, andere verloren sich im Gefühl der Glückseligkeit, wenn die kleine Lady sich liebevoll an sie kuschelte. Ein Stückchen geborgtes Glück. Ellas Gedankenkarussell nahm an Fahrt auf. Hoffentlich kam sie heute nicht mit, sie sollte Jakob nicht so daliegen sehen, schoss es Ella durch den Kopf. In absehbarer Zeit würde ein rucksackbepackter Fremder eine sprechende Schatulle aus der Hosentasche ziehen und wenig später kämen weitere unbekannte Gesichter zum Glotzen. Ihr grünes Paradies mit phantastischer Weitsicht lag zwar etwas außerhalb des Dorfes, war auch noch nicht als magnetischer Anziehungspunkt in den Wanderkarten vermerkt, aber die Zahl an kuriosen, unerschrockenen Gestalten, die bereit waren, in dieses ländliche, unerforscht wirkende Gebiet vorzudringen, nahm zu. Ella fragte sich immer, warum sie nicht einfach zu Hause blieben, wenn ih-

nen die Begehung mit ihren unvorhersehbaren Eventualitäten so Sorgen machten, dass sie glaubten, für alle möglichen Begebenheiten gerüstet zu sein. Komfortabel und stressfrei sieht doch eher etwas anders aus. Jeder hatte nun einmal eine andere Philosophie des Stellenwertes. Ihre war es, sich hinzulegen, wenn sie nicht mehr stehen konnte, andere stöckeln eben weiter. Dann waren da noch die mit den Hunden. Natürlich ohne Kotbeutelchen! Ella rollte innerlich verständnislos mit den Augen. Heute würden diese vermutlich die Augen verdrehen, wenn ihr Blick auf die Sonneninseln fiel. Als nächstes würden sie erwähnte sprechende Schatulle aus der Hosentasche ziehen, um weitere Heerscharen anzulocken. Mittlerweile musste nicht mal mehr mit dem Ding gesprochen werden, so hatte sie beobachtet, es reichte schon, wenn sie es einfach nur streichelten. Jakob hatte noch ein älteres Modell. Wenn er darauf eine Tastenkombination eingab, konnte er anschließend dem Kästchen mitteilen, dass sie oder einer ihrer Mitbewohner sich ungewöhnlich verhielten oder Symptome aufwies, die auf eine Erkrankung schließen lassen. Das kleine Ding gab dann wohl zügig dem netten Mann mit den kalten Händen die Information weiter. Wie das genau vonstatten ging, konnte Ella sich auch nicht erklären. Sie war in ihrem räumlichen Umfeld eingeschränkt und hatte so nicht die Möglichkeit, das Geschehen genau verfolgen zu können. Jedenfalls schien sich der um Rat Gefragte immer relativ zeitnah in seinen kleinen Geländewagen zu hieven. Denn meist dauerte es nie lange, bis sie schon von weitem das vertraute Brummen seines Motors hören konnte und bereits glaubte, den Duft von Kamille, Honig und Calendula in ihrer Nase zu spüren.

Jetzt aber näherte sich ein anderes Geräusch. Ein fremdes, welches keinerlei positive Schwingungen in Ella auslöste. Wie aus heiterem Himmel hörte sie schnelle Schritte hinter sich, die abrupt langsamer wurden. Stefan, Jakobs Sohn, stand mit einem Mal neben ihr und drang in ihre kleine heile Welt ein. Ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, betrachtete er einzig den im Wasser liegenden leblosen Körper. Ella glaubte, ein Lächeln über sein Gesicht huschen zu sehen. Ella mochte ihn nicht

und sie beobachtete ihn genau. Klassisch kultivierten Charme ließ er ebenso vermissen wie maskuline Präsenz. Er war ein schwieriger und launischer junger Mann, dem eine gewisse gefährliche Raffinesse inne wohnte. Er kam ganz nach seinem Vater und doch behauptete er immer, nie so sein zu wollen wie er. Aber sagen das nicht alle Kinder? Nicht so sein zu wollen wie die Eltern? Ella hatte ihren Vater ja nie kennengelernt. Von daher konnte sie auch nicht sagen ob sie seine Charakterzüge trug.

Stefan jedenfalls kam schon seit langem nicht mehr mit seinem alten Herrn zurecht. Umso verwunderlicher war es, dass er gerade jetzt hier auftauchte. „Wer hätte gedacht, dass es so leicht sein würde?“, hörte sie ihn sagen. Es klang weniger wie eine Frage als eine Feststellung, ein zufriedenes Resümee. Schwang da nicht ein gewisser jubilierender Unterton mit? Sollte er nicht vielmehr überrascht oder bestürzt klingen? Hatte er ihr automatisch so viel Engagement und Einsatzfreude zugetraut? Vermutlich war er von daher nicht aus allen Wolken gefallen, als er hier vorbeikam. Bestimmt würde er ihr unendlich dankbar sein, wenn ihm erst einmal richtig klar würde, dass sie ihm nun die Wege geebnet hatte. Vielleicht würde er ihr sogar ihren größten Wunsch erfüllen. Schon lange träumte sie davon, an einem Schönheitswettbewerb teilnehmen zu dürfen. Sie hatte den sympathischen Zeitgenossen, der immer kam, wenn ein Zipperlein sie plagte und seine Tochter mehrfach darüber reden hören. Die beiden hatten in ihr den Wunsch geweckt, doch einmal auf der ganz großen Bühne zu stehen, um Aufmerksamkeit und Bewunderung zu ernten. Von anderen auf die Schulter geklopft zu bekommen, nicht immer nur von einem selbst. Aber der sture, schroffe Jakob schmetterte die Idee stets ab und jedes ablehnende Wort traf ihr empfindsames Innerstes immer wieder aufs Neue, als würde man ihr Herz mit Brennesseln streicheln. Das Deckmäntelchen über diesen schmerzhaften Erinnerungen wurde mit einem Mal Stück für Stück beiseite gezogen. Es fiel so viel Licht auf sie, dass sie die aufsteigenden Bilder unter Glas hätte legen können und rahmen, um sie für alle Augen sichtbar werden zu lassen. Aber wer will sich schon mit solch sorgenbehafteten Illustrationen die Wände tapezieren, wenn es sich nicht gerade um eine dies-

bezügliche Ausstellung handelt. „Der Schrei“ ist zwar auch ein bekanntes Kunstwerk, findet sich aber eher auf Religionsbüchern. Über der häuslichen Wohnzimmercouch wird doch die Obstschüssel bevorzugt oder der auf einer sonnenbeschienenen Waldlichtung stehende Hirsch zelebriert. Ella hingegen würde ein Portrait ihrerseits mit begehrtter Schleife anstreben. Besagte Schleife, die allen verrät, dass sie die Schönste im ganzen Land war und ist. Ihre größte Stärke war ihr Wille und den hatte sie heute nachhaltig untermauert.

Natürlich bedurfte dieser einer gewissenhaften Vorbereitungszeit. Gestern wäre noch nicht daran zu denken gewesen, aber heute bzw. in absehbarer Zeit war sie ihrem Vorhaben ein realistisches Stück näher gekommen. Der erste Stein war gelegt. Genau genommen hatte sie dafür gesorgt, dass Jakobs Kopf mit ihm nachhaltige Bekanntschaft schloss. Sie hatte ihn aus dem Weg geräumt. Die einen räumen Steine aus dem Weg und die anderen nutzen sie, um etwas Wertvolles aus ihnen entstehen zu lassen. Die letztere Variante konnte Ella mit gutem Gefühl abnicken, sie baute gerade an ihrer Zukunft.

Während sie also im Geiste ihr Haupt zustimmend hob und senkte, hörte sie Stefan tönen: „Hier wird in der nächsten Zeit einiges los sein. Wenn erst einmal alles erschlossen ist und die Baufahrzeuge anrücken...“ Er legte eine künstliche Pause ein, als müsste er seinen Worten Nachdruck verleihen. Wem gegenüber eigentlich? Sie sah er ja nicht einmal an und sein Vater tropfte lautlos ohne jeglichen Kommentar vor sich hin. „Man sollte das Eisen schmieden solange es heiß ist. Hast du das nicht immer gesagt, Vater?“, das letzte Wort kollerte schwer aus Stefans Mund, aber für Ella war ein anderes viel schwerwiegender: „Baufahrzeuge?!“ Sie traute ihren Ohren nicht. Sie war zu Steigbügeln in sein freieres Leben geworden, ohne ständig nörgelnden und stänkernden Vater. Aber er zollte ihr keinen Respekt, schien ihr Leben nicht von einer Schräglage in eine sonnenverwöhnte Hanglage umstrukturieren zu wollen. Er dachte nicht einmal im Entferntesten an Dankbarkeit ihr gegenüber.

Konnte er nicht, denn die lauten, zerstörerischen Maschinen standen in krassem Widerspruch zu ihrer Vorstellung von wertorientierter Zukunft und Lebensqualität. Es verletzte sie, dass er sie und ihre Bedürfnisse so außer Acht ließ. „Ihr“, hörte sie ihn wettern „werdet mein Leben nicht bestimmen“, dabei nickte er abfällig zu Ella rüber. „Keine Traditionen mehr. Soll sich sonst wer um euch kümmern. Ich jedenfalls nicht.“ Die Widerhaken in seinen Worten gruben sich tief in Ellas Gedanken. Sie war jedoch kein Fisch, der verzweifelt am Haken der Angel hing, weil der leckere Wurm allzu sehr gereizt hatte. Sie war vielmehr der Baum hinter dem Angler, der bedenklich wankte, weil die Wurzeln im Untergrund nicht mehr richtig greifen konnten. Es war nur eine Frage der Zeit bis er nachgeben würde. Er war nicht offensichtlich morsch oder faul, er hatte ganz einfach nicht mehr genug Halt. Nun blieb abzuwarten, mit wie viel Gewalt der Angler versuchen würde, den Haken, den er versehentlich mit einer schwungvollen ausladenden Geste in die entgegengesetzte Richtung der ursprünglich angestrebten Fische geschleudert hatte, aus des Baumes Rinde zu zerren. Stefan redete sich in Rage, aber Ella hörte überhaupt nicht mehr hin, sie wippte hin und her. Die Worte gingen zum einen Ohr rein und fielen aus dem anderen wieder ungehört heraus. Dieses Mal würde sie sich nicht jahrelang klaglos in ihr Schicksal ergeben, das stand für sie unwiderruflich fest. Den alten Jakob hatte sie zur Ruhe geschickt und ein Neuer schien wie Phönix aus der Asche erstanden zu sein. Dieser jedoch würde ihr Leben nicht weiterhin nur aus Träumen, verpassten Chancen und versäumten Gelegenheiten bestehen lassen. Sie, Ella, würde den Deckel ganz fest auf die Dose der Pandora schrauben, indem sie eine weitere Sonneninsel des Eulenbaches für ihre Zwecke nutzte. Hinterher würden alle denken, zwischen den beiden sei es zu einer Handgreiflichkeit gekommen, die in einem tragischen Unglück mündete. Dass die zwei erhebliche Meinungsverschiedenheiten hatten, war mittlerweile im Dorf ein offenes Geheimnis. Seit Stefan vor Jahren sein Pharmazie-Studium aufgenommen hatte und überhaupt kein Interesse am Hof seines Vaters zeigte, ertränkte Jakob seinen stetig wachsenden Frust zunehmend im selbstgebrauten „Schlehenfeuer“. Ella selbst mochte das dornige Gewächs zwar weniger, hatte aber schon das ein oder andere Rehkitz

an den Schlehenblättern knabbern sehen. Dennoch liebte sie nach wie vor die Pflanzenlegende, die sich um den Strauch rankte. Ihre Mutter musste sie ihr ein ums andere mal erzählen. So wusste sie stets zu berichten, dass die Schlehe sowohl als Todessymbol, als auch als Vermittler von Auferstehungskräften gilt. Es heißt, dass sie zu Unrecht angeklagt wurde, zur Dornenkrone des Sohnes des Vaters im Himmel geworden zu sein. Als der Vater im Himmel das erkannte, eilte er der Schlehe zur Hilfe und überschüttete sie im Frühling mit weißen Blüten. So stand sie da, als sei sie von einem weißen Brautschleier umhüllt und so verstummte aller böser Verdacht. Eines ist aber dennoch wahr und unbestritten. Die zarte Duftwolke, die den Stauch umgibt und ganz leise nach Marzipan riecht, stammt von der äußerst verdünnten Blausäure, die von der Pflanze gebildet wird. In geringer Menge wirkt der Duft anregend, konzentriert aber ist die Blausäure eines der stärksten, erstickend wirkenden Gifte. So auch die Warnung der Mutter. Auf diese Weise erklärt sich auch die Polarität, die der Schlehe immer zu Teil wird: Zum einen trägt sie Todeskräfte in sich, aber gleichzeitig die Fähigkeit zu deren Überwindung, denn dem Saft der Beeren wird eine Rekonvaleszenz nachgesagt. Der alte Jakob glaubte scheinbar an die wiedererstarkende Wirkung, wenn er die Flasche nur oft genug an den Mund setzte... Na, das hatte sich ja nun erledigt. Ellas Blick wanderte von dem im Wasser liegenden Alten zum Jungen, der ihm bald folgen sollte.

Wenn die Streithähne nun heute gefunden würden – so überlegte sie mit einer gewissen Genugtuung und ein wohltuender Schauer lief ihr über den Rücken – dann käme bestimmt auch der Typ im Geländewagen nach ihr gucken. Er würde sicher gehen wollen, dass mit ihr alles in Ordnung ist. Da er ein überaus feinfühlig guter Kerl ist, würde er dafür Sorge tragen, dass sie in ein behagliches und glückliches Zuhause käme. Vermutlich in seiner Nähe, damit seine Tochter sie weiter besuchen könnte. Sie war doch ihre engste Freundin. Sicher würde sie mit der Zeit auch alle davon überzeugen, dass sie, Ella, eine Schönheit war. Auch wenn Jakob das nie wahrhaben wollte, und stattdessen darauf bestand, dass auch

sie in absehbarer Zeit Kinder bekommen würde. Sie hingegen wollte nicht enden wie ihre Mutter. Auch aus diesem Grunde hatte sie heute hinter dieses Kapitel einen endgültigen Schlusspunkt gesetzt. Sie hatte noch weit aus andere Kapazitäten frei und vertraute nun ganz dem kleinen Mädchen, das in ihren großen, schwarz glänzenden Augen sehen und lesen würde. Ihr Vater konnte es schließlich auch. Ella sah sich bereits in den buntesten Farben zur Bühne scharwenzeln, das Mädchen mit stolz geschwellter Brust eng in ihrer Nähe. Ella hatte in der Vorbereitungsphase gelernt, wie man würdevoll läuft und ordentlich vor dem Richter posiert. Nebenbei gab es im Vorfeld auch nur die besten Leckereien. Nun war sie in einer idealen Verfassung, sah agil, gesund und glänzend aus. Die Gewissheit, dass sie in der Vergangenheit auf jegliche Unterstützung bezüglich der heißersehnten Schärpe zählen konnte, ließ ihre innere Zufriedenheit wachsen und sie nach außen hin regelrecht erstrahlen. In Ellas Gedanken knetete ihr die kleine Lady immer wieder duftende Pflegespülungen in ihre Strähnen. Pflege ist und bleibt das A und O. Das hatte Ella nun begriffen. Gleichzeitig wurde ihr klar, sollten diese glorreichen Visionen Realität werden, sie also stets seidenweiches Haar haben wollen, bedurfte es noch einer weiteren Portion Anstrengungsbereitschaft, ein Bestpractice-Konzept. Ein weiteres Hindernis musste so schnell wie möglich aus dem Weg geräumt werden, das war schon einmal Grundvoraussetzung...

Während Ella immer noch im gesponnen Gedankennetz der sonnigen Zukunft klebte, schien es an diesem Tag, als rönnen aus den Fenstern der Kirche auf dem Berg weitere Tränen. Ausdruck tiefer Traurigkeit über all das, was sie machtlos mit ansehen musste. Sie konnte es gestern nicht verhindern, kann es jetzt nicht und wird es auch morgen nicht können. Und doch ist sie ein Mahnmal für Hoffnung und Beständigkeit, ein Obdach für Ratlosigkeit. Oft schon hatten sie empfänglichen Menschen mit einer Stimme, die direkt mit deren Herzen verbunden zu sein schien, Trost zugeflüstert. Sie ist nicht einzig ein Zeitzeuge, ein mystisches Relikt aus vergangener Zeit, sondern will da sein, um den Menschen, die sie bewusst aufsuchen, Achtsamkeit zu schenken und Halt zu bieten. Aber das war und ist kein Rezept, das sie ausstellen kann...

Die alte Kirche musste mit ansehen, dass Stefan selbstverliebt und überaus zufrieden über seinen scheinbar gelungenen Coup ein kleines Fläschchen ins Sonnenlicht hielt und laut vor sich hin sinnierte: „Schlehenfeuer...“, als schnaubend vor Wut und Enttäuschung Ella, das junge Red Holstein- Hausrind seines Vaters, im entgleisten Zug der Emotionen auf ihn zugewalzt kam...

Manche Tränen waren zum Fließen bestimmt... heute hier und morgen nach dem Mord...

Kurzvita

C. Brendan

Die 1972 in München geborene Autorin lebt inzwischen mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in der Eifel, eine Landschaft, deren Reize sie in ihrer Kurzgeschichte entfaltet. Neben ihrem großen Hobby, der Fotografie, widmet sie sich, seit ihre beiden ältesten Söhne erwachsen sind, auch verstärkt ihrer heimlichen Leidenschaft: dem Schreiben. Ihr Schreibstil entspricht nicht ganz dem typischen Merkmal einer Kurzgeschichte, die üblicherweise als paraktisch bezeichnet wird. Stattdessen erzählt sie in verschachtelten Sätzen und ausgeklügeltem Satzbau. Dazu teilweise wirklich lustige und skurrile Schilderungen, die den Leser fesseln und ein Ende, das beim ersten Lesen so verrückt scheint, so entgegen allen Erwartungen und Theorien.





Geburt einer Legende

Jacqueline Mayerhofer

Wir schreiben das Jahr 1976. Es herrscht eine grauenvolle Epidemie in Transsilvanien. Das Land ist natürlich bekannt für seinen Fürsten, seinen von Bram Stoker geschaffenen Vampir namens Dracula. Märchen wurden hier geboren und auch in die Weltgeschichte davongetragen. Doch nicht dieses hier. Dieser Nachtmahr ist vollkommen real und mehr als bloß geheim.

Wir befinden uns in einer Außenzone nahe Mureş. Hier haben wir unser Lager aufgebaut, eingezäunt und vor Außenstehenden abgeschottet. Wir errichteten sogar einen Bunker, wo wir unseren Nachforschungen in aller

Ruhe nachgehen können. Leider jedoch verlief es nicht, wie wir es uns vorgestellt hatten. Es ist außer Kontrolle geraten.

Diverse Virenstämme haben sich zu einem fremden Individuum zusammengesprochen, das wir alle miteinander eingeatmet haben. Wir sind gefährdet.

Was dabei rauskam? Monster. Mutanten. Teufel. Dämonen.

Ich habe Angst. Angst vor dem lebendigen Tod. Was das für einen Sinn macht? Nun ...

»Die Stadt Tärnäveni ist ebenso überrannt. Sovata und Gurghiu sind die nächsten, die fallen werden. Was sollen wir tun, Marius?«

Ich wandte mich an meine Begleiterin, die ich nur durch das stete Flackern der Kerzen in diesem dunklen Bunker erkennen konnte. Dennoch brütete ich mit müden Augen über dem Tagebuch. Unser gemeinsames Forschungstagebuch. Hier kam jeder ein und aus und notierte Neuigkeiten, Ergebnisse und Entdeckungen.

»Die Geheimhaltung wahren. Unser Oberhaupt hat bereits einige Soldaten entsandt. Sie fangen die Betroffenen ein, töten sie und schützen die Menschen vor dem Virus, Liana.«

Als die Frau zu mir stürmte und sich auf dem alten Schreibtisch abstützte, konnte ich wahrlich erkennen, wie sich Ruß in ihre feinen Züge gefressen hatte. Ihre Augen waren groß und vor schierer Agonie gezeichnet.

»Wir verlieren zu viele unserer Forschungseinheit. Ein grauenhafter Fehler ist uns passiert. Dafür müssen wir geradestehen!«

Ein wenig genervt legte ich meinen Stift zur Seite und lehnte mich zurück. Ich nahm mir eine Flasche Palinca, füllte ihn in ein extra für solche Gemütslagen vorgesehenes Schnapsglas, kippte dieses in einem Zug hinunter und fühlte das sanfte Kribbeln in meinem Inneren, das mir offenbarte, noch am Leben zu sein.

»Ja und wir versuchen gerade unser Bestes, endlich wieder Ordnung zu schaffen. Hier ist das Hauptquartier der Forschungseinheit, Liana. Wir

sind hier sicher.«

Die misstrauische Frau beugte sich weiter zu mir vor und flüsterte kaum verständlich: »Dein Wort in Gottes Ohren.« Anschließend wandte sie sich ab und verließ den Raum.

Ich seufzte und schloss meine Augen, knetete meine Schläfen. Ich hatte irre Kopfschmerzen und diese hielten sich hartnäckig. Wir alle litten unter Kopfschmerzen, seitdem uns eine Probe explodiert war und wir deren Inhalt eingeatmet hatten. Doch wir waren nicht betroffen. Noch nicht. Es gab einen Auslöser, den wir nicht in uns hatten. Zum Glück? Wer wusste das schon.

Später, als ich vor dem Bunker stand und mir den kühlen Wind durch das Haar wehen ließ, hörte ich diese üblen Geräusche. Sie waren laut und jauchzend. Stöhnend und ächzend. Ich wandte mich um und packte meine Waffe, für jede Situation bereit. Dann machte ich einige Schritte und erreichte den Zaun, der knirschend nachzugeben drohte. Schon griff eine Hand nach mir. Finger, zerfressen von Dreck und Hautstücke so leblos wie der Besitzer selbst, kamen zum Vorschein. Der Mann drückte sich an das Gitter, biss hinein und seine blutunterlaufenen Augen waren auf mich gerichtet. Nahm er mich wirklich wahr? Das fragte ich mich die ganze Zeit über, als ich ihn ausdruckslos betrachtete.

Er gebärdete sich wild und drückte sich gegen die Barrikade zwischen uns, rieb sich das verwesene Fleisch von den Wangen und ächzte laut. Sein Hunger war groß und ich stand vor ihm. Ein perfekt zubereitetes Festmahl.

»Zisch ab, Toter!« Ich steckte meine Waffe weg, hierfür war sie nicht nötig, nahm einen Stock, der eben für solche Anlässe überall vor den Zäunen platziert worden war, und stach ihn durch das Gitter. Ich erwischte den Untoten an der Stirn, riss seine faltige Haut wie eine gut gebratene Hähnchenhaut von seinem Fleisch, hörte das ekelhafte Schmatzen und drückte zu. Der Untote taumelte zurück, klammerte sich an das Gitter und schrie. Er konnte keine Worte mehr formen.

»Stirb!« Wieder drückte ich zu, doch der Knochen war zu hart, um ihn zu durchstoßen. Wir hatten erst kürzlich herausgefunden, dass wir ihr Gehirn

verletzen mussten, um sie endlich unter die wahren Toten bringen zu können.

Als ich weiterhin versuchte, ihn zu verletzen, rutschte mein Stock von seiner Stirn, riss weiterhin seine Haut auf und ich traf sein Auge. Es platzte wie unter Überdruck und ich rampte geistesgegenwärtig meinen vorne zugespitzten Stab hinein. Es erklang ein ekelhaftes Geräusch, schmatzend und saugend, dann fiel der Mann um und rührte sich nicht mehr. Jedoch verharrte er in einer hängenden Position verharren, da mir die Waffe aus den Fingern glitt und im Zaun feststeckte.

»Mist ...« Gerade als ich danach greifen wollte, packte mich jemand an der Schulter und ich schrie erschrocken auf. In der Dunkelheit konnte ich zuerst nicht erkennen, wer es war, bis ich bemerkte, dass es sich um Unteroffizier Moran handelte.

»Marius. Was tust du hier draußen?«

»Unteroffizier Moran! Ich ... ähm ... Ich habe den Untoten gehört, wie er an unsere Außenzone herangetreten ist. Ich wollte ihn lediglich unschädlich machen, bevor er weitere Opfer findet.«

»Marius, wenn er dich beißt oder kratzt, überträgt sich der Virus auf dich. Du bist zu wichtig, deine Rolle ist für uns alle wichtig. Vergiss das nicht. Die Aufräumarbeiten sollen die Soldaten machen, nicht du.«

Ich nickte betrübt und sah ihm in die Augen. Dunkle Augenringe bildeten sich unter diesen und ich wusste, dass ich kein besseres Bild bot.

»Gewiss, Unteroffizier.«

Moran klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter und schritt unser Lager entlang, wobei ich ihm zügig folgte.

»Morgen erkunden wir die Lage der anderen betroffenen Städte. Du wirst jedoch hier bleiben und an einem Gegenmittel feilen, verstanden?«

Ich nickte gehörig.

»Nun sei doch nicht so. Wir kennen uns seitdem wir im Sandkasten miteinander Kuchen aus Sand gebacken haben.«

Wieder nickte ich, ergriff das Gespräch jedoch sofort am Schopf. Ich brauchte dringend Ablenkung von dieser grotesken Situation, der wir anheimgefallen waren.

»Die Zeiten haben sich geändert. Wir spielen nicht mehr mit Sand, Moran. Wir kämpfen ums Überleben. Wenn die Epidemie weiter ausbricht, dann ist die ganze Welt davon betroffen.«

Als ein dunkler Schatten über Morans Augen fiel, konnte selbst das helle Mondlicht nichts dagegen ausrichten. Er sah voller Kummer zu mir auf und ließ seine ansonsten so straffen Schultern hängen. Ich musste uns beiden irgendwie Trost spenden. »Wir müssen schnell wieder Herr der Lage werden. General Lonescu rekrutiert im Augenblick von den Landstreitkräften. Wir bekommen Nachschub. Mach dir keine Sorgen, Moran. Mit genügend Mann rotten wir diese Dämonen aus und verabreichen allen Beteiligten zur Sicherheit das Gegenmittel.«

»Nun, dafür müssten wir erst eines in unserem Besitz wissen.«

Diesmal resignierte ich und wir schritten zusammen in unseren Bunker, der sich in einer riesigen Halle ausstreckte. Unzählige Kameraden schliefen, verarzteten ihre Wunden oder schrieben ihre Berichte nieder. Mein Herz wurde schwer, als ich hörte, wie zwei junge Knaben um die Wette eiferten.

»Ich habe heute fünf getötet!«

»Novize. Bei mir waren es zehn.«

Stillschweigend schüttelte ich den Kopf und schritt voran, als mich ein älterer Soldat ansah und freundlich grüßte. Ich erwiderte seine Geste, wollte ihm gerade ausweichen, doch ich konnte die unausweichliche Frage nicht abwenden. Sie kam wie ein Pistolenschuss und traf ihr Ziel mit einer ungeheuren Heftigkeit.

»Herr Sicherheitschef. Was sagen die Laborergebnisse? Haben wir bereits eine Formel für ein Mittel gefunden, das uns von dem Kummer erlöst?«

Gezwungenermaßen blieb ich stehen, sah starr zu Boden und anschließend zu ihm hinunter auf seine Decken, die er sich als provisorisches Bett zurechtgelegt hatte. Er hatte sich darin verkrochen und schien kränklich und überaus zerbrechlich zu sein. Ich hatte Mitleid mit ihm. Diese hoffnungsvollen Augen jedoch schnürten meine Kehle wie mit einem unsichtbaren Draht zu.

»Herr Nikolai, nennen Sie mich doch bitte Marius. Sie wissen doch, dass

ich mein Tätigkeitsfeld nicht als Titel benutze.«

»Aber Sie sind einer unsere größten Hoffnungen. Passen Sie auf sich auf, guter Herr. Da unten in den Laboren dringen die niederschmetternden Schreie bis zu uns hinauf. Nicht, dass Sie gebissen werden, wenn Sie an ihnen experimentieren. Die Vorstellung alleine ist untröstlich.«

»Ich bin schon vorsichtig«, versicherte ich ihm, lächelte ihm aufmunternd zu und fuhr anschließend unglaublich müde über meinen dichten Vollbart. Dann machte ich mich auf den Weg zu der großen Tür, verabschiedete mich von Moran, nahm die Treppen nach unten und betrat unser Labor. Wir hatten einige menschengroße Tanks mit Formaldehyd auffüllen lassen, wo tatsächliche Tote und lebendige Tote aufbewahrt wurden. Als ich weiter den Raum betrat, wanderte mein Blick zu einem der lebendigen Exemplare, die in einem übergroßen Glas eingelegt waren. Der Untote sah mich schon lange und schmiss seine Hände gegen das dicke Panzerglas. Sein Gebiss versuchte es immer wieder durchzubeißen, jedoch hatte er keine Chance auch nur irgendeinen Schaden anzurichten. Seine Nase und Lippen waren bereits so verwest, obwohl der Formaldehyd uns genügend Zeit verschaffte, dass sie ein wenig einzureißen begannen, während sich der Dämon immer wieder durch die Glasscheibe beißen wollte.

Eine üble Gänsehaut breitete sich auf meinem Körper aus und mich fröstelte es, als ich meinen Blick hartnäckig von dem ominösen Anblick losriss und mich dem eigentlichen Grund meines Besuches widmete.

Ein *lebendes* – wie makaber das bloß war! – Exemplar lag gerade ausgestreckt auf dem Tisch, angegurtet und um sich beißend. Drei Wissenschaftler umrundeten die eigentlich tote Frau und nahmen Proben von ihrer Haut. Seit zwei Wochen hatten wir sie hier bereits in unserer Gewalt und forschten an ihr, um ein positives Ergebnis erzielen zu können.

Ihr Zustand war jedoch erschreckend. Ihr Körper schien immer mehr zu zerfallen und teilweise waren sogar Knochen ihres Skelettes zu erkennen. Die Haut war grau und platzte auf, wie ein Kadaver, der zu lange im Wasser gelegen hatte.

»Guten Abend, Marius.«

Ich schritt neben meinen Partner und nickte ihm zu. »Abend, die Herren und Damen.« Ich blickte zu dem weiteren Mann im Bunde und zu der Frau. Es handelte sich bei ihr um Liana. Sie war ebenso eine der führenden Wissenschaftlerinnen. Daher hielt sie nicht viel von mir, was meine Aufgabe hier unten im Labor betraf. Ich war zwar ein Wissenschaftler, doch noch mehr lag mein Metier in der Volkssicherheit. Möge meinen, ich kannte mich sehr wohl mit physikalischen und chemischen Eigenschaften aus, da ich diese Aspekte vor langer Zeit hatte lernen müssen, um auch diesen Bereich der Sicherheit abdecken zu können. Ein Arzt, wie der gute Björn hier neben mir, war ich allerdings bei weitem nicht.

»Was sagen die Ergebnisse?«, wollte ich auf den neusten Stand gebracht werden und Björn nahm der Patientin eben eine Hautprobe ab. Sie stemmte sich gurgelnd gegen die Fesseln, schrie, jauchzte und versuchte nach allem zu schnappen, was in die Nähe ihrer Zähne gelangte. Als sie den kahlen Tisch mit ihren Fingernägeln bearbeitete, löste sich einer von ihnen schmatzend und sie schnaufte wild. Ihre Augen waren gelb und blickten von einem zum anderen. Ob sie uns verstand? Wusste, was hier vor sich ging?

Mit einem melancholischen Blick versuchte ich ihre Aufmerksamkeit zu fangen. Sie schien jedoch immun gegen jeden Kommunikationsversuch zu sein.

»Unverändert. Ihr Zustand verschlimmert sich. Wenn es so weiter geht, wird sie in naher Zukunft ein Skelett sein, das lediglich von Muskelsträngen und Haut zusammengehalten wird. Wir kommen einfach nicht darauf, wo der springende Punkt sitzt, der das aus den Menschen macht, was hier vor uns liegt.«

Als ich die Worte Björns hörte, verzog sich mein Herz zu einem harten Klumpen. »Keine Chance mehr auf Heilung?«

Diesmal war es Liana, die an mich herantrat und vorsichtig verkündete: »Nein, Marius. Menschen in diesem Stadium können nicht mehr gerettet werden. Ihr Körper ist längst verstorben und dieser kann nicht mehr wiederbelebt werden. Es gibt nur *ein* Heilmittel für sie.«

»Der wahrhaftige Tod.«

»Ja. Durch die Verletzung des Gehirns.«

Ich sah weiterhin auf die Frau vor mir, die so stark an den Fesseln riss, sodass sich immer mehr Hautstücke von ihren Handgelenken rieben und ihre Kleidung mittlerweile durch die nässende Flüssigkeit, die ihr Körper ausstieß, feucht war.

»Dann sollten wir weiter einen Hinweis darauf suchen, wie sich der Virus verbreitet. Von dem Speichel eines Bisses durch unsere Haut und dem Virus in unserem Blutkreislauf mal abgesehen. Doch wie kann der Virus durch Kratzen übertragen werden? Durch Luft? Befinden sich so viele Bakterien in den Krallen der Toten?«

Liana und Björn wechselten einen vielsagenden Blick. Der Dritte im Bunde schien sich mittlerweile fieberhaft mit einem der in den großen Reagenzgläsern eingelegten Untoten zu befassen.

»Die Erreger müssen in unseren Blutkreislauf gelangen. Dort greifen sie die Organe an, fressen sich durch sie und bringen sie schließlich zum Stillstand. Wir sterben von innen heraus und bekommen es erst dann mit, wenn das Herz befallen ist. Leider ist es zumeist zu spät, um etwas dagegen zu tun. Das Gehirn ist schon lange angegriffen.«

»Wie können sie jedoch wieder auferstehen? Wir wollten ein Heilmittel gegen den Ebolavirus in der Demokratischen Republik Kongo finden. Den Betroffenen unsere Hilfe anbieten und uns mit dem Land verbünden. Jetzt haben wir etwas viel Schlimmeres geschaffen. Den lebenden Tod.« Meine Stimme klang rau und mürrisch. Tränen bildeten sich in meinen Augen, als ich auf die Untote auf dem Tisch vor mir blickte. Wie sie sich sträubte und kämpfte. Vor Hunger schreiend.

Die Untoten wurden von ihren ureigenen Instinkten angetrieben. Ihr Fresszwang war unüberwindbar. Doch auch ihre Zeit war begrenzt. Dafür nahmen sie jedoch zu viele von uns Lebenden mit in ihr Delirium.

»Wie schaffst du es bloß, Diana so zu sehen?«, flüsterte Liana an meiner Seite und ich blickte erschrocken zu ihr hinunter. Ihre Augen waren voller Mitleid und mein Herz zerriss in dieser einen Sekunde in tausend Stücke. Ich schloss für einen Moment die Augen und atmete tief durch, während ich Diana vor Hunger stöhnen hörte.

»Ich schaffe es nicht, doch ich ertrage es. Sie hätte es so gewollt.« Während ich diese Worte sprach und damit versuchte, sie mir weiterhin ins Gewissen einzupflegen, wurde meine ehemalige Frau plötzlich ruhig und starrte in eine Ferne, in die wir ihr nicht folgen konnten. War das ein Zeichen? Konnte sie mich verstehen?

»Dia?«, fragte ich nervös und schritt auf sie zu, war versucht ihre Hand zu ergreifen.

»Marius!«, ertönte mein Name plötzlich unisono aus dem Munde Lianas und Björns, sodass ich unbewusst zusammenzuckte.

»Geh weg von ihr!«

Doch ich hörte nicht auf meine Kollegen und beugte mich von meinen Gefühlen geleitet über sie. Diana sah mich nicht an, doch sie war vollkommen ruhig. Was war das für ein Zustand, in den diese Befallenen manchmal fielen? Ein Ruhemodus? Woher bezogen sie die Kraft, um weiterhin auf der Welt herumzuwandern? Wir hatten erst kürzlich etwas über elektrische Impulse des Gehirns herausgefunden. Das war wohl auch der Grund dafür, dass man sie mit einem zerquetschten Gehirn endgültig ausschalten konnte.

»Kannst du mich verstehen? Trotz deines Zustandes?«

Immer noch blieb sie ruhig vor mir liegen, seufzte sogar ab und an und ich stützte mich links und rechts von ihr auf dem weißen Tisch ab. »Dia?«

Auf einmal, als ich glaubte, sie endlich erreicht zu haben, erbebt ihr gesamter Körper, ihre gelben und blutigen Augen richteten sich mit einer solchen Intensität auf mich, dass ich annahm, sie würde jeden Augenblick mit mir zu sprechen beginnen. Doch sie biss lediglich fest ihre Zähne zusammen, schien sich anzuspannen und begann zu fauchen. Diana stöhnte und fing an nach mir zu schnappen, während ihre Zähne so heftig aufeinander schlugen, dass ich bereits glaubte, sie würde erneut einige aus ihrem Mund spucken. Dann war es mit einem Male vorbei und sie sah mir eindeutig in die Augen. Sie nahm mich wahr. Himmel!

Mein Herz raste und ich richtete mich ein wenig auf, sah erfreut zu meinen Gefährten und strahlte bis über beide Ohren.

»Sie kann mich sehen!«

»Was?«

»Sie nehmen uns wahr! Sie reagieren nicht nur auf Geräusche, wie wir anfangs annahmen. Sie können uns sehen.« Ich wich von meiner Frau zurück, als ich ein schneidendes Gefühl über meinen Handrücken gleiten spürte. Panisch zischte ich vor Schmerz auf, wich zurück und warf vorsichtig einen Blick auf ihn. Er war blutig und ein Fingernagel kullerte in diesem Moment von ihm auf den Boden. Scheiße! Diana hatte mich gekratzt! Nein, das konnte nicht wahr sein! Wann hatte sie nach mir greifen können? War ich gar so abgelenkt gewesen?

Mein Herz begann zu rasen und ich geriet in einen Schweißausbruch.

Ruhig Blut, Marius. Lass dir nichts anmerken. Alles ist gut. Du hast eine wichtige Entdeckung gemacht.

Hastig versteckte ich meine Hand in meiner Hosentasche und wich mit trockener Kehle von ihr zurück. Beinahe, als wäre mir erst jetzt bewusst geworden, dass ich mein Leben leichtfertig gefährdete, während ich in der Nähe meiner untoten Frau stand.

»Das müssen wir unbedingt dokumentieren. Für den Fall, dass unsere Basis überrannt wird und irgendwann jemand kommt, der diese Informationen benötigt.« Björn raste augenblicklich zu seinem Schreibtisch und begann meine Entdeckung niederzuschreiben. Gut, er schien nichts von meiner misslichen Lage bemerkt zu haben.

»Sie reagiert stark auf dich, Marius. Manchmal befindet sie sich in einem Dämmerzustand. Doch wenn du anwesend bist, ist sie unglaublich aggressiv.« Liana runzelte die Stirn und ich spürte, wie meine Kehle zunehmend austrocknete. Bald konnte ich nicht mehr schlucken! Aber auch sie schien nicht bemerkt zu haben, dass ich gekratzt wurde. Das war sehr gut, ansonsten hätten sie mich zu den anderen in Quarantäne gesteckt.

Es kam manchmal vor, dass wir nicht bemerkten, wann sich einer von uns schlussendlich verwandelte und die anderen somit schneller zu den uns bekannten Dämonen machte. Ich wollte nicht ebenso enden. Ich wollte noch tätig sein, bevor es auch mit mir zu Ende ging. Ich musste nämlich ein Heilmittel finden und zwar rasch.

»Marius?« Dieses Mal war Liana nicht entgangen, wie es in meinem Kopf

ratterte. Deshalb reagierte ich beinahe erschrocken auf sie.

»M-macht weiter. Ich ... muss mich zurückziehen. Ich bin ... bin müde und unkonzentriert.«

Ich sah deutlich, wie Liana mir die Lüge nicht abnahm und mich besorgt betrachtete. Vermutlich schob sie es auf die Tatsache, dass ich meine eigene Frau, die von einer kleinen Untoten gebissen worden war, als Versuchsobjekt zur Verfügung gestellt hatte.

Gut, dass sie nicht wusste, dass ich es war, der das kleine tote Mädchen, das sie gebissen hatte, vor einem Wiedergänger gerettet hatte. Ich hatte ihm eigenhändig den Schädel zertrümmert und sein Gehirn mit bloßen Händen herausgerissen. Doch Marina starb daraufhin dennoch röchelnd in meinen Armen. Ich maßloser Vollidiot hatte sie daraufhin zu Dia's und meinem Zimmer gebracht. Wir weinten um unsere gemeinsame Tochter, deren Tod uns so unerwartet getroffen hatte. Marina verstand nicht, dass die Untoten böse waren. Sie wollte sie wieder gut machen, wie sie einst mit ihrer glockenhellen Stimme verkündet hatte.

Warum ich nicht auf sie an diesem schicksalshaften Tag aufgepasst hatte? Ich war zu beschäftigt gewesen, andere an unseren Zaun herangetretene Untote zu eliminieren. Erst der Schrei meiner Tochter hatte mich aufmerksam gemacht, doch da war es bereits zu spät. Ich hatte den Mann zwar von ihr gerissen, doch die Bisswunde am Hals blutete unaufhörlich, bis schlussendlich ihr noch viel zu junges Leben mit einem letzten Seufzen vorüber war.

Diana hatte sich damals das leblose Kind an die Brust gedrückt und herzzerreißend geweint. Leider sah ich zu spät, dass Marina wieder zurückgekehrt war. Ich war machtlos. Ich konnte nichts tun, außer zuzusehen, wie Marina meiner Frau in die Brust biss. Ich konnte nichts anderes tun, als meiner eigenen Tochter in den Kopf zu schießen und meine Frau an mich zu drücken. Wir hatten beide gewusst, dass ihr Schicksal besiegelt war. Hatten uns beide noch liebkosend Worte zugeflüstert, bis wir einen Entschluss getroffen hatten. Und mit diesem haderte ich in diesem Moment, während ich sie hier vor mir liegen sah und mich fragte, warum wir ausge-rechnet sie als Versuchsobjekt hatten nehmen müssen.

Als mir eine Träne die Wange hinunterlief bei der Erinnerung an die Geschehnisse vor zwei Wochen, wandte ich mich hastig von der grauenhaften Szene ab und ließ meine Kollegen ohne weitere Worte zurück. Doch der Anblick Dianas und der der unruhigen Versuchsobjekte in den großen Behältern heftete sich noch in meinen zerrütteten Verstand.

Drei Tage waren vergangen, in denen ich mich stets in meinem Quartier eingesperrt hatte. Essen hatte ich verweigert, Wasser nahm ich an. Ich schloss jedoch stets meine Türe ab, für den Fall, dass ungebetene Gäste hereinstürmten und ich vielleicht nicht mehr Herr meiner eigenen Sinne war.

Auch in diesem Augenblick stand ich vor dem großen Spiegel, den sie mir zur Verfügung gestellt hatten, und blickte hinein. Mir waren einige Adern in den Augen geplatzt und tiefe Augenringe bildeten sich unter meinen Sinnesorganen. Meine Haut war bleich und ich litt an einem Fieber, das mich beinahe um den Verstand brachte.

Mit zusammengebissenen Zähnen blickte ich auf meinen Handrücken und eine üble Gänsehaut breitete sich über meinen Körper aus. Er war einer Entzündung erlegen und eiterte, egal was ich tat. Ein übler Gestank breitete sich von ihm aus und meine Adern hatten sich schwarz gefärbt. Noch hatte sich der Virus nicht bis zu meinem Herz durchgefressen. Das konnte ich erkennen, denn mein Hemd war offen. Üble Pusteln hatten sich auf meinem Körper ausgebreitet und ich sah wieder in den Spiegel. Ich zitterte und hatte einiges an Gewicht verloren in diesen wenigen Tagen.

Ein übler Durst brannte jedoch allgegenwärtig in meiner Kehle, den ich kaum zu löschen vermochte.

Der Kreislauf würde sich bald schließen. Denn die Blutlinie meiner Familie würde ausgelöscht werden. Hoffentlich ging es meinem einzigen Bruder gut, da wo er nun war. Weitab der betroffenen Gebiete. Ich betete dafür, dass er einst eine gute Frau und liebe Kinder geschenkt bekommen würde.

Und stehe Gott uns bei, würden wir rechtzeitig ein Gegenmittel finden, um der nahenden Katastrophe Einhalt zu gebieten.

Als es hart an meiner Tür klopfte, riss es mich derart aus meinen Gedanken, dass ich zusammenzuckte und mich Richtung Tür wandte. Ich erlag einem üblen Schweißausbruch und wischte mir ruckartig über die Stirn.

»Marius! Mach auf, verflucht noch einmal! Sonst übergieße ich dich mit Absinth und zünde dich an!«

Eines musste man Liana lassen: Wenn sie wütend war, legte man sich besser nicht mit dieser heißblütigen Russin an. Sie war zwar hier in Rumänien geboren, doch ihr Vater hatte ihr mehr von seinem russischen Blut vererbt, als jedem von uns lieb war.

»Das solltest du vielleicht besser tun ...«, flüsterte ich niedergeschlagen und schritt schlussendlich doch noch zur Tür. »Geh weg, Liana. Komm nicht in meine Nähe.«

»Was ist los, Marius? Wir machen uns Sorgen. Wir brauchen dich da unten. Du fehlst eindeutig bei der alltäglichen Arbeit. Außerdem ... Wir haben neue Erkenntnisse gemacht.«

Ich schluckte laut und lehnte meine heiße Stirn an das kühle Türblatt. »Ja?«

»Natürlich. Ich berichte dir aber erst davon, wenn du mich reinlässt. Selbst die einfachen Soldaten machen sich Sorgen um dich, Marius.«

Verzweifelt wich ich von der Tür zurück und lockte aus ihr eine Abmachung hervor. »Versprich mir, mich nicht anzufassen, okay? Bleib immer einen, nein, am besten zwei Meter von mir entfernt. In Ordnung?«

»Was ist los?« Ihre Stimme zitterte.

»Versprich es mir.«

»Okay.«

Nach diesen Worten sperrte ich die Tür auf und ließ sie eintreten. Liana tat, wie ich ihr geheißen hatte und wich vor mir zurück, als ich die Tür wieder schloss und ihr erstmals meine Rückenansicht präsentierte.

»Marius? Was ist mit dir geschehen?«

»Bist du bewaffnet?« Meine Fäuste öffneten und schlossen sich immer wieder, von schierer Unruhe durchtrieben.

»Was soll diese Frage?«

Ich wandte mich blitzartig um und erkannte, wie sie vor Schock kreidebleich wurde.

»Guter Gott! Du ... du ... du bist ... gebissen worden?«

Ich senkte betrübt den Kopf. »Nein. Diana hat mich gekratzt ... als ich ihr zu nahe getreten bin. Ich war über meine Erkenntnis, dass sie uns wahrnehmen können, so erfreut, dass ich alle Vorsichtsmaßnahmen vergessen hatte, die man solchen ehemaligen Menschen zukommen lässt.« Ich unterstrich meine Worte, indem ich ihr meinen Handrücken offenbarte. Liana schlug eine Hand vor den Mund und wich entsetzt vor mir zurück.

»Marius ... Wir ... wir haben noch kein Heilmittel! Aber wir sind auf eine Formel gestoßen, die erfolgversprechend ist!«

»Es ist zu spät!«

Verzweifelt schüttelte sie den Kopf und ich machte einen Schritt auf sie zu. »Nicht? Dann schau her!« Außer mir vor überwältigenden Gefühlen riss ich an einem Haarbüschel und rupfte es mir kurzerhand aus meiner Kopfhaut. Es tat nicht weh, doch da war auch kein Widerstand mehr. Als die Frau erstickt keuchte, setzte ich eines drauf und streckte ihr meine Finger entgegen.

»Sieh her!« Bei dieser Vorführung packte ich einen Fingernagel und riss ihn mir aus. Auch das nahm ich kaum mehr wahr. Mein Schmerzempfinden war abgestumpft.

Tränen stiegen in ihre Augen, doch meine Todesangst konnte sie in keiner Weise nachvollziehen. Ich kämpfte mit mir, doch die Einsamkeit und die Erkenntnis, die sich unerbittlich in meine Gedanken gefressen hatten, machten es mir nicht leicht, nicht die Besinnung zu verlieren.

»Ich verrotte!«

Liana blickte verzweifelt gen Boden und rang um ihre Fassung. Sie sah auf meinen Fingernagel, der auf dem grauen Teppich lag, und blickte anschließend zu mir auf. »Aber du bist noch bei dir.«

»Aber mein Gehirn ist befallen. Mein Herz kämpft noch. Doch nicht mehr lange.« Ich wandte mich von ihr ab und drehte ihr erneut den Rücken zu.

»Ich führe Tagebuch, Liana. Ich dokumentiere, wie sich mein Zustand

verändert. Ich glaube, ich bin in einem Stadium, das wohl das letzte ist, in dem du mich noch heilen könntest. Hätten wir ein Mittel. Doch gesund werde ich nie mehr werden. Es muss früher verabreicht werden. Merk dir das.«

»Nach drei Tagen ist es also bereits zu spät«, flüsterte sie hauchend und ich schüttelte den Kopf. Dabei fühlte ich einen minimalen Riss in meinem Hals. Es schmerzte ein wenig, doch ich ignorierte die verwundete Haut.

»Nach bereits einem ist es leider schon zu spät, meine Liebe.«

»Und was machen wir nun? Ich kann ... es nicht tun. Ich kann dich nicht töten, Marius.«

Ich wandte mich endlich wieder an sie und sah ihr tief in die Augen. Endlich brachte ich es wieder zusammen, dass ich lächelte. Es kostete mich allerdings all meine Überwindung.

»Das wirst du jedoch tun müssen. Nicht jetzt, aber bald.«

Ihre Augen waren immer noch glasig und eine Träne entwich der sonst so starken Frau. »Was soll ich den anderen sagen?«

Ich lächelte weiterhin und machte Anstalten sie zu berühren, besann mich jedoch sofort wieder. Ich war ein wandelnder Bazillen-Haufen. Bald war ich ein lebender Toter. Ein wandelnder Untoter.

»Nichts. Sag, ich hab mir ein Fieber eingefangen und möchte die Laborergebnisse nicht mit meiner Krankheit beeinflussen. Doch ... wärst du bereit, mit mir meine letzte Reise anzutreten? Meine Verwandlung zu dokumentieren? Wir müssen das Beste daraus machen.«

Zuerst glaubte ich, sie würde ablehnen, solch Unverständnis las ich in ihren Augen. Doch dann, als ich bereits alle Hoffnung auf Besserung hinwerfen wollte, nickte sie entschlossen. »Natürlich.«

»Ich bin der Überzeugung, dass wir als Untote noch denken können. Ich glaube, wir können auch fühlen und Menschen *erkennen*.«

»Du weißt, dass wir hierüber immer schon anderer Meinung waren«, gab sie mir versöhnend lächelnd zur Antwort und ich grinste trotz aller Umstände. »Klar.«

Die nächsten drei Tage stellten wir fest, dass man durch einen Biss sofort verwandelt wurde. Jedoch kam es sehr wohl darauf an, an welcher Stelle man verwundet wurde. Wenn es sich um ein Bein oder einen Arm handelte, konnte man diese Körperteile rechtzeitig vom Leib abtrennen, bevor der Virus von dem eigenen Blut und dem dazugehörigen Herzschlag durch unseren Körper gejagt wurde. Bei Kratzern, so wie es bei mir der Fall war, breitete er sich nur langsam aus. Jedoch waren die Wunden mit Eiter gefüllt und der Virus arbeitete sich langsam in Form einer Blutvergiftung voran. Ich hätte meine Hand schon lange davor abtrennen sollen. Doch wäre ich dazu in der Lage gewesen?

Mein Zustand allerdings war schlimmer denn je. Ich schrieb gerade die letzten Aufzeichnungen nieder, als Liana vor mir in einem Lederstuhl eingeschlafen war. Ich betrachtete die erschöpfte Frau und fuhr mir über die schweißgebadete Stirn. Als ich einen ziehenden Schmerz und ein schmatzendes Geräusch hörte, sah ich auf meine Finger und ein Schock durchfuhr mich. Ich hatte mir die Haut von der Stirn gewetzt.

Mein Herz schlug nur noch langsam und stach dabei Unheil verheißend. Es vollstreckte seinen letzten Kampf, den es – es war mir nur allzu bewusst – schlussendlich verlieren würde. Ich wusste, ich war nun auf dem direkten Wege auf die andere Seite. Deshalb wandte ich mich um und wollte Lianas Namen rufen, als meine Stimme mir in diesem Moment bereits versagte. Ich ertastete meinen Hals, brachte jedoch keine Silbe mehr hervor, als ich plötzlich aufgrund von irrem Herzstechen zusammenbrach. Ich keuchte und wollte nach Liana rufen, sie warnen, doch meine Stimmbänder folgten mir nicht mehr. Ich hörte ein Stöhnen, das mir durch Mark und Bein fuhr. Mein Ächzen unterschied sich nicht von dem der anderen Untoten.

Liana!

Mit einem erneuten Stechen blieb mein Herz erschöpft und besiegt stehen und ich riss weit meine Augen weit auf. Keuchend ging ich zu Boden und blieb dort vorerst reglos liegen. Ich kämpfte gegen die Schmerzen an, dann erlosch mein Blick.

Nach einiger Zeit, ich konnte bei aller Macht nicht sagen, wie lange es

gedauert hatte, kam ich wieder zu mir. Hatte es sich um Minuten oder Stunden gehandelt?

Meine Gliedmaßen jedoch erhoben sich holprig, als würden sie zum ersten Mal diese Bewegung ausführen. Einen Schritt nach dem anderen, einen Fuß vor den anderen. Unsagbar schwer.

Meine Arme hingen schlapp hinunter und ich sah durch den Raum. Er war dunkel und farblos. Doch ... Fleisch.

Meine Arme hoben sich in diesem Moment und ich ging auf die Frau zu, die durch meine lauten Geräusche endlich wieder erwachte.

Fleisch. Hunger. Fressen.

Gierig stöhnte ich, riss meine gelben Augen weit auf und langte nach ihr. Liana schrie erschrocken, kippte nach hinten und richtete beim Aufrichten geistesgegenwärtig eine Waffe auf mich.

»Bleib stehen, Marius!«

Liana! Ich bin es!

Doch ich konnte nicht sprechen, mein Körper setzte sich von alleine in Bewegung und mein Gesicht war ausdruckslos. Meine Zähne krachten knirschend aufeinander, als ich nach der Luft biss und ich raunte erneut.

Ich bin tot. Ich bin tot.

Meine Gedanken drehten sich, ich konnte immer weniger wahrnehmen. Doch da stand sie vor mir. Zitternd und mit vor Angst geweiteten Pupillen. Die Waffe schaukelte heftig in ihrer Hand, so sehr war sie von einem erbarungslosen Beben befallen.

»Marius? Bist du es noch?«

Einen weiteren Schritt machte ich auf sie zu und zwang mich in diesem Augenblick stehenzubleiben. Mein Körper begann ruckartig zu zucken, ich schwankte und ging zu Boden.

Das war es also! Der Verstand war vorhanden, doch der Virus bediente das Gehirn! Trotz des nicht mehr schlagenden Herzens, wie ich eindeutig feststellte, steuerte er mich. Er wollte mich – seinen Wirt – am Leben erhalten, daher musste er fressen. Doch wie sollte ich das Liana mitteilen?

»Marius?« Unsicher trat sie auf mich zu und ging sogar zu mir auf die Knie hinunter.

Himmel! Verschwinde! Ich hab mich nicht unter Kontrolle! Steh auf, Liana.

Als sie meine Schulter berührte, war es, als würden meine Systeme wieder hochfahren und ich stand ruckartig auf. Ich stöhnte qualvoll, langte nach ihr und packte sie am Oberarm. Liana schrie auf und schlug mir hart den Lauf der Waffe an den Kopf.

Töte mich! Drück ab, bitte!

Natürlich konnte sie nichts außer meiner Gier nach ihrem Fleisch von meinem Gesicht ablesen und schlug noch einmal zu, bis ich etwas in meinem Kopf brechen hörte. Doch mein Gehirn war noch intakt. Auch bemerkte ich, dass mein Schmerzempfinden nun vollkommen ausgesetzt hatte. Ich fühlte *nichts* mehr.

Lauf! Bring dich in Sicherheit!

»Es tut mir so leid, Marius!«, weinte die tapfere Frau und sprang auf, doch ich packte sie ruckartig am Knöchel und brachte sie somit zu Fall. In diesem Moment ertönte eine laute Sirene und ich hörte unglaublich viele Schreie. Kurz darauf folgten dutzende Pistolenschüsse.

»Guter Gott?« Abgelenkt sah sich Liana um und ich robbte ächzend auf sie zu.

Fleisch ... Hunger ... Fressen ...

Gierig biss ich in ihren Knöchel, wodurch mein Opfer schrie und sich auf den Rücken drehte. Sie trat mir mit voller Wucht ins Gesicht, sodass mein Kopf heftig nach rückwärts gerissen wurde. Ich hörte meine Wirbelsäule knacken, meine tote Haut beim Hals reißen und fühlte ... nichts.

Hunger. Fleisch. Fressen.

Von meinen eigenen Urinstinkten getrieben, ließ ich sie los, richtete mich auf und kam wackelig auf sie zu. Liana schrie mir etwas zu, doch ich verstand sie nicht mehr. Wirre Worte. Unwichtig.

Fressen ...

Jauchzend erhob ich meinen Arm und langte nach ihr, als der Schuss fiel. Er zerfetzte meine Finger und ein blutiger Stumpf blieb übrig. Unbeeindruckt kam ich weiter auf sie zu, stöhnte laut und langte wieder nach ihr, bis sie an die Zimmerwand stieß.

Liana schoss mir in diesem Moment zweimal weinend in den Leib, es durchschüttelte mich heftig, doch es tat nicht weh. Stattdessen sah ich ihr nach, wie sie zum Schreibtisch stolperte und etwas auf meinem Block notierte. Sie tat es schluchzend und überaus schnell.

Hunger ...

Ich machte mich erneut auf den Weg zu ihr, als sie ihre letzten Worte niederschrieb und mir mit verschmierter Schminke ins Gesicht sah.

Li ... li ... a?

Hunger ...

Erneut griff ich nach ihr und bekam sie sogar zu fassen. Ich zog sie zu mir heran, doch sie wehrte sich nicht mehr. Gierig biss ich in ihren Hals und hörte ihre Schreie, bemerkte ihre doch noch aufkommende Gegenwehr, doch schnell war auch diese wieder verblasst.

Tot.

Ich tat mich an ihrem Fleisch gütlich, als die Tür zu meinem Zimmer aufknallte und jemand hereinkam. Es handelte sich um einen fliehenden Kameraden, der soeben auf den Boden prallte, sich das Kinn an meinem Teppich radierte und mich entsetzt ansah.

»Marius!«, hauchte er in purer Todesangst, als drei Untote in den Raum gestürmt kamen und sich auf ihn warfen. Er schrie qualvoll und ich ließ von der toten Frau ab. Holprig kam ich auf ihn zu, wollte auch etwas von ihm haben, als zwei weitere Untote in das Zimmer gestürmt kamen.

Sie schritten stolpernd auf mich zu, raunten und waren mehr als bloß hungrig. Vor mir blieben sie jedoch stehen, sahen mich ausdruckslos an und ihre Augen huschten hinunter zu der toten Liana. Dann wieder zu mir, ehe sie kehrt machten und den Raum verließen. Ich war einer von ihnen, ich war uninteressant. Ein bereits befallener Wirt war wertlos.

Nicht nur Instinkte ... W-wer ... bin ... ich?

Von fremder Hand gesteuert, folgte ich ihnen und erreichte bald das Lazarett. Es war von meinesgleichen überflutet und der graue und einfache Bodenbelag weichte mittlerweile im Blut und Gedärmen auf.

Überrannt ...

Ich drehte mich um, als ich laute Schritte hörte und blickte direkt in Unter-

offizier Morans Gesicht. Er verzog es schmerzvoll und ich stürmte ohne lange zu zögern raunend auf ihn zu.

»Gott, Marius! Es tut mir so leid!«, waren seine Worte zu hören, doch ich verstand nichts davon. Sein Fleisch. Ich wollte essen. Ich hatte Hunger. Hunger, unstillbaren Hunger.

Als sich die Kugel direkt in meinen Kopf bohrte, erlosch mein Blickfeld und ich ging schlapp zu Boden. Es war vorbei.

Mein Körper zuckte noch kurz, dann war es aus mit mir. Ich war tot. Wirklich tot. Endlich.

Tot.

Einen Monat später wurden die Aufzeichnungen diverser Wissenschaftler und Offiziere in der von Untoten überrannten Station bei der Außenzone nahe Mureş gefunden und die Untoten wie wildes Getier abgeschlachtet. Viele ließen bei der Schlacht um die Menschheit ihr Leben, doch nur nach einem weiteren Monat brach ein Heilmittel durch die dichte Wolkendecke der verfluchten Epidemie.

Amerika hatte sich mit Rumänien im Stillen verbündet und dem Treiben ein Ende bereitet. Die Untoten wurden überall ausfindig gemacht und getötet, die Beweise vernichtet. Es dauerte lange, bis sämtliche Indizien verschwunden waren. Viele wurden deshalb auch aufgesucht und bestochen, oder unschädlich gemacht, damit dieser Unfall niemals an die Öffentlichkeit gelangte. Manche der betroffenen Personen sogar dafür eingestellt, um die Geheimhaltung zu wahren. Natürlich kostete das etwas, doch in dieser schwierigen Zeit konnte jeder das gute Geld für seine Familie gebrauchen.

Die Menschheit wusste somit nichts von der nahenden Katastrophe, die sie mit ziemlicher Gewissheit von der Erdgeschichte getilgt hätte. Doch manche Bücher und Geschichten, Legenden und Märchen, Steingebilde und Dorfsagen erzählen noch bis heute, dass es einst Zombies in Transsilvanien gegeben haben soll.

Zombies, die beinahe alles und jeden dem Erdboden gleich gemacht hätten. Zombies, die eventuell eine entfernte Rasse der Vampire darstellten. Überbleibsel eines ähnlichen Virus, der einen tötete, obwohl man noch lebte. Vampire ohne Verstand. Draculas stille und verlorene Gefolgschaft. Verstandslos ohne ihren Meister, der schon lange dahingeschieden war. Dem Tod geweiht.

Transsilvanien. Ein Gebiet, wo Legenden geboren werden.



Kurzvita

Jacqueline Mayerhofer

Jacqueline Mayerhofer, Autorin und Lektorin, ist 1992 in Wien geboren und hat erfolgreich die Matura des HAK-Aufbaulehrgangs bestanden.

Sie arbeitet zurzeit in einer Rechtsanwaltskanzlei, tätigt sich daran, Bücher und Kurzgeschichten zu schreiben und an Schreibwettbewerben/Anthologien teilzunehmen. Auch lektoriert sie sehr gerne für Freunde, Kollegen und alle, die bei ihr anfragen.

Eigene und spezielle Projekte mit anderen Autoren sind geplant und auch eine Biografie-Anfrage ist vorhanden, der bald nachgegangen wird.

Eigene Bücher werden seit 2008 publiziert und daher gibt es schon etliche Veröffentlichungen bei diversen Verlagen. Auch mit Kurzgeschichten ist sie bei verschiedenen Verlagen gelistet.

Das Schreiben gehört zudem zu ihren größten Hobbys und ist seit jungen Volksschuljahren ihre große Leidenschaft, ohne die sie nicht mehr leben kann. Ihr neuester Roman ist „Fantuell“ und was Anthologie-Angelegenheiten betrifft ist sie bei „ZwischenWelten“ vom ohneohren Verlag an Bord, wo jährlich der nächste Teil fortgesetzt und veröffentlicht wird.

Weitere Informationen gibt es unter: www.jacquelinemayerhofer.at



Woodstock's calling

Britta Voß

Ich glaub', ich war damals in Woodstock dabei, aber kurz danach bin ich erschossen worden!" Energisch nahm ich meiner Freundin Zsazsa den Joint aus der Hand und nahm selbst einen tiefen Zug. Ich schmeckte nur reines Gras, keine neumodischen Zusätze oder irgendwas, was nichts in einem Joint zu suchen hat. „Okay“, sagte ich. „Am Gras liegt's nicht, also was war das denn eben bitte?“

„Keine Ahnung, mir war so.“ „Dir war so, als ob du in Woodstock warst?“ Ich stockte kurz. „Soll ich lieber andere Musik anmachen?“ Zsazsa nahm den Joint wieder entgegen. „Nein. Ich glaub, das liegt nicht an Janis. Die

war zwar definitiv in Woodstock, ist aber nicht erschossen worden.“ „Das weiß ich! Aber du bist offenbar auf dem besten Weg, es Janis gleich zu tun. Erst Rausch, dann tot.“

„Unsinn, seit wann soll mir ein kleiner Joint schaden?“ „Das tut er offenbar schon.“ „Nein im Ernst. Ich hatte gerade einen ganz klaren Gedanken. Mein Name war Mary-Anne Miller und ich habe in Woodstock getanzt. Dann wurde ich von – warte gleich hab ich es – Stanley Hoffman erschossen.“

Das wurde ja immer verrückter! Ich nahm den Joint und drückte ihn nach einem letzten Zug aus, stand auf, legte eine andere CD auf und warf Zsazsa hinaus. Sie musste eh morgen wieder im Laden stehen, da konnten wir nicht die halbe Nacht hindurch alte Platten hören und uns in andere Zeiten träumen.

Das Problem war nur, dass ich hellwach war und Joe Cocker mir eine Endlosschleife ins Ohr sang. Bei „Summer in the City“ fuhr ich den Rechner hoch. Ich sagte mir, dass ich nicht nüchtern war und es mir nur deshalb unter den Nägeln brannte, die Namen zu googlen. Tatsache war aber, dass ich nicht umsonst Journalistin geworden war. Ich musste einfach recherchieren, sobald mir etwas seltsam vorkam.

In diesem Fall rechnete ich mit nichts. Und wurde vom Gegenteil überrascht. Mary-Anne Miller hatte noch nicht einmal die Chance gehabt, ihre bunten Sachen nach der Mutter aller Festivals zu waschen. Am Schlag ihrer Jeans klebte noch der Schlamm des Geländes, ihre Bluse war auf ganzer Länge zerrissen. Oder zerschnitten? Ich war froh darüber, dass im Netz nur Schwarz-Weiß-Aufnahmen zu finden waren. Ich las noch ein wenig über den brutalen Mord an der jungen Frau, dann sammelte ich die Links und schickte eine E-Mail an Zsazsa. ‚Offenbar ist es das, was dein Unterbewusstsein hervorgebracht hat! Gute Nacht!‘, schrieb ich. Am nächsten Morgen hatte ich die Antwort schon in meinem Postfach, als ich mir einen Kaffee kochte. ‚Cool, Danke, Tricia!‘, schrieb Zsazsa. Dann kamen ein paar Belanglosigkeiten über den Tag, verbunden mit der Anfrage, ob ich nicht mal wieder über ihre Boutique berichten wolle und dann das P.S.: ‚Aber wie erklärst du dir, dass nirgendwo in den Arti-

keln etwas über Stanley Hoffman zu finden ist?‘

Eigentlich hatte ich keine Lust, mich darauf einzulassen. Als ich eine Stunde später an meinem Schreibtisch saß, fand ich mich allerdings doch anstatt in meiner aktuellen Reportage im Internet wieder, wo ich nach Stanley Hoffman suchte. In Verbindung mit Woodstock fand ich nichts. Ich war soweit, den Namen als Hirngespinnst Zsazsas abzutun, als ich doch noch eine Seite fand, auf der der Name erwähnt wurde.

Ein Stanley Hoffman wurde als Austauschstudent aus Boston, der im Wintersemester 1970/71 an der Ernst-August-Universität Göttingen sein Studium der Psychologie aufgenommen hatte, erwähnt. Eigentlich ein banaler Artikel. Warum stellte jemand so etwas ins Internet? Ich versuchte, Listen von Schulabgängern in Boston zu finden und fand ihn letztendlich auch dort. Er hatte dort 1965 die Highschool abgeschlossen.

Mehr fand ich nicht. Ich beschloss, die Sache endgültig zu vergessen, hatte jedoch nicht mit Zsazsas Beharrlichkeit gerechnet. Am frühen Abend stand sie in meinem Wohnzimmer. Mit blitzenden Augen baute sie ihr Laptop auf und schubste mich nahezu auf mein eigenes Sofa, damit ich mir ihre Ergebnisse ansah.

Ich traute meinen Augen kaum, als sich vor mir eine Vielzahl an Seiten aufbaute. Verbunden mit einer wirren Theorie. Stanley Hoffman habe Zsazsa zufolge erst Mary-Anne Miller umgebracht, hatte dann versucht sein Leben weiterzuleben, konnte jedoch das Morden nicht lassen. An dieser Stelle zeigte Zsazsa auf eine Seite, die sich mit brutalen Morden an Studentinnen in Boston im Frühjahr 1970 beschäftigte. „Und weil er dann nicht mehr in seinem Heimatrevier wildern konnte, hat er das Auslandssemester beantragt und mordete dann in Deutschland weiter.“

Ich sah Zsazsa entgeistert an. „Warum sollte ein Psychologiestudent anfangen, sich durch die Republik zu morden?“ „Warum sollte er nicht?“ Darin steckte eine nicht zu leugnende Logik. „Genau in dieser Zeit“, erläuterte Zsazsa und öffnete eine weitere Seite, „begann in Deutschland eine gruselige Mordserie an jungen Frauen. Anhalterinnen, Discogängerinnen, Mädchen auf dem Heimweg von der Dorfkirmes. Und nun kommt der Hammer, pass auf!“ Wieder flog der Mauszeiger über den Bildschirm und

eine neue Seite sprang auf. Zuerst sah ich nur eine Flut von Bildern junger Frauen, dann fiel es mir auf. Zsazsa hatte mich offenbar genau beobachtet.

„Kluges Mädchen!“, lobte sie, „du siehst es, oder?“ „Ja“, hauchte ich und schämte mich gleichzeitig dafür, dass ich so beeindruckt war. Das konnte doch nur ein seltsamer Zufall sein, oder? Ich griff nach der angeschlossenen Maus und vergrößerte die erstbesten Bilder, die mir unter den Zeiger kamen. Kein Zweifel: Die Mädchen sahen alle aus wie Mary-Anne Miller. Nicht gerade wie Kopien, aber doch wie Schwestern oder Cousinen. Es bestand eine eindeutige Ähnlichkeit in Physiognomie, Haarfarbe und Augenform. Verblüffend. Und erschreckend.

Nach einer halben Nacht Diskussion hatten wir uns entschlossen, am nächsten Abend unseren alten Freund Nils Förster einzuweihen. Seines Zeichens Kommissar bei der Bundespolizei. Begeistert war er nicht gerade, kannte er doch Zsazsas und meinen Hang zu exzessiven Ausschweifungen. Obwohl es nicht so war, dass er nicht immer wieder gern daran teilnahm. „Ihr habt also während einer Session inklusive Joint beschlossen, Zsazsa war früher Mary-Anne Miller und wurde dann von Stanley Hoffman getötet?“ „Wir haben nichts beschlossen, sie hat!“, sagte ich und zeigte auf Zsazsa. „Aber die Fakten passen überraschend gut zusammen!“, gab ich zu.

Nils betrachtete die diversen Informationen, die wir zusammengetragen hatten. Als er die Maus fester umklammerte und anfangs, selbstständig durch die Seiten zu scrollen, wusste ich, dass wir gewonnen hatten. Nils' Spürnase war geweckt. Schließlich sah er auf. „Das sind tatsächlich alles ungeklärte Mordfälle“, sagte er. „Zwar lange her, aber da Mord nicht verjährt...“ Dann zog er einen USB-Stick aus seiner Jackentasche, schloss ihn an und begann die Daten herunterzuladen. „Ich nehm' das mal mit.“ Mit einem Seitenblick auf uns und die Weingläser, die wir in der Hand hielten, fügte er noch hinzu: „Übertreibt's heute mal nicht. Ich melde mich, wenn ich etwas finde.“

Als ich die Tür hinter Nils ins Schloss fallen hörte, goss ich mir genüsslich noch ein Glas von meinem Lieblingswein ein. Von mir aus konnte

nun der gemütliche Teil des Abends beginnen. Im Nachhinein erschien es mir fast wie Ironie, dass ich überhaupt mit dem Gedanken an Gemütlichkeit gespielt hatte.

Kaum dass Zsazsa wieder im Raum war, warf sie mir ein Buch in den Schoß. ‚Angeleitete Rückführung‘ las ich und setzte zu lautem Protest an. „So ein Unfug! Wo hast du den Schund her?“ „Vorhin im ‚Bücherlädchen‘ gekauft.“ „Schön. Dann kannst du jetzt ja endgültig abflippen und dich auf diese Eso-Ebene begeben. Ohne mich!“ „Nix da, ohne dich. Ich brauche dich dafür. Wie der Titel schon sagt, geht es um eine angeleitete Rückführung, du musst mich also führen.“

Ich warf meiner Freundin einen langen Blick zu. „Du glaubst doch nicht ernsthaft daran, oder?“ „Nein eigentlich nicht.“ Ich atmete erleichtert auf. „Aber das Gefühl neulich Nacht war so intensiv. Hat sich absolut real angefühlt. Also wieso nicht?“ „Weil ich keinen Bock habe, als völlig irre dazustehen!“ „Das tun wir doch eh schon!“ „Auch wieder wahr!“

Immer noch innerlich kopfschüttelnd ließ ich mir von Zsazsa erklären, was ich laut ihres fragwürdigen Buches zu machen hätte. Eigentlich klang es ganz vernünftig. Oder zumindest nicht gefährlich. Ich sollte eigentlich nur Zsazsa in ihrer Meditation unterstützen und schließlich Fragen zu ihrem anderen Leben stellen. Ich hatte es zwar weder mit Buddhismus noch mit Meditation an sich, wusste aber, dass Zsazsa in dieser Hinsicht wesentlich offener war. Ein guter Grund, dass es tatsächlich klappen konnte.

Eine halbe Stunde später lag Zsazsa tiefenentspannt in meinem Relax-Sessel und ich saß weniger entspannt mit dem Buch in der Hand auf einem Küchenstuhl neben ihr. Wie das Buch mir erklärte, hatte ich Zsazsa mit den vorgegebenen Worten zur Ruhe geredet und war nun an einem Punkt angelangt, an dem ich Fragen stellen sollte. Ich drängte meine Zweifel beiseite, sagte mir, dass ich schon Verrückteres in meinem Leben gemacht hatte und begann: „Was siehst du?“ Keine Antwort. Das Buch sagte mir, dies sei ganz normal, schließlich müsse der Rückgeführte erst einmal Kontakt mit seinem alten Selbst aufnehmen. Wieder schluckte ich eine große Portion Zweifel herunter.

„Was siehst du?“ „Ich tanze“, kam diesmal die klare Antwort. „Wo tanzt

du?“ „In Woodstock.“ Natürlich. Kurz war ich versucht zu fragen, ob sie alles so grobkörnig sähe, wie man es von den alten Filmaufnahmen her gewöhnt ist, da sprach Zsazsa schon von sich aus weiter. „Aber ich bin müde. Habe die letzten Nächte kaum geschlafen. Außer als ich nach dem LSD-Trip völlig hin war. Aber das war auch nicht erholsam.“ Ich blinzelte. LSD? „Ich hab auch keinen Bock mehr auf die Kerle. Ich will nach Hause.“

Zsazsa schwieg plötzlich. Was sollte ich jetzt machen? ‚Eine der Situation angemessene Frage stellen‘, sagte das Buch. „Kannst du denn nicht einfach nach Hause gehen, wenn du das möchtest?“ War das jetzt eine angemessene Frage? Klang irgendwie banal! „Ja, das werde ich tun.“ Zsazsas Stimme war kaum zu hören. „Was siehst du auf deinem Heimweg?“, fragte ich.

„Ich komme nicht weit. Da ist dieser Typ. Stan. Habe ihn vorgestern kennengelernt. Wir haben Janis zusammen gehört.“ Aha, machte ich eine innere Notiz. Daher Zsazsas Flashback, als wir Janis Joplin auf CD gehört haben. „Was macht Stan?“ „Er... er will nicht, dass ich gehe. Ich sage ihm, dass es jetzt gut ist mit feiern. Dass ich nach Hause will. Morgen wieder an die Uni muss.“ „Wie reagiert Stan?“ „Er wird wütend. Sagt, er hätte sich mehr von mir versprochen. Dass ich mit ihm in sein Zelt gehen soll. Aber ich will das nicht.“

Ich merkte, wie sich die Haare auf meinen Armen aufrichteten. „Kannst du Stan klarmachen, dass du nicht mit ihm gehst?“ „Ja... nein... ich sage es ihm, doch er wird wütend. Er greift nach meinem Arm. Ich reiße mich los. Da schlägt er mir ins Gesicht.“ „Wehr dich!“ In meiner mittlerweile vorhandenen Aufregung vergaß ich völlig, dass ich nur Fragen stellen sollte. „Ich kann nicht!“ Zsazsa klang verzweifelt. „Ich versuche alles, aber ich komme nicht los. Stan zerrt mich vom Festgelände weg. Ich will schreien, bin aber zu benebelt von dem Schlag. Richtig zu mir komme ich erst, als ich in einem Wäldchen auf dem Boden liege. Stan steht über mir.“

Plötzlich erschienen Tränen in Zsazsas Augen. Ich vergaß vor Schreck weitere Fragen zu stellen, doch Zsazsa sprach auch so weiter. „Ich denke,

er will mich vergewaltigen, doch plötzlich hält er ein Messer in der Hand. Er beschimpft mich als Hure, Fotze und was weiß ich nicht alles. Dann fühle ich nichts mehr.“ Ich schluckte gegen das Würgen in meinem Hals an. „Siehst du noch irgendwas?“, krächzte ich.

„Ich versuche meinen Kopf zu heben. Es geht kaum noch. Ich bin so müde. Dann sehe ich doch noch meinen eigenen Bauch. Da klafft eine riesige Wunde. Ich sehe wie Stan seine Hand auf meine Brüste legt. Dann wandert er tiefer... Er... oh, nein... nein... seine Hand verschwindet in meinem Bauch. Ich... sehe nur noch Himmel und die Bäume... blau... grün... schwarz... nichts mehr...“

Mehr will ich auch nicht hören, dachte ich und presste meine Hand auf meinen Magen, sicher, mich gleich übergeben zu müssen. Dann fiel mir ein, dass in dem Buch steht, man solle den Rückgeführten sanft wecken, wenn über ein schlimmes Erlebnis berichtet würde. Dies war eindeutig ein schlimmes Erlebnis! Ich drängte meinen Magen an den Rand meines Bewusstseins und berührte leicht Zsazsas Arm. Dabei murmelte ich die Worte, die das Buch für diesen Fall bereit hielt.

Schließlich schlug Zsazsa die Augen auf. „Kannst du dich an irgendwas erinnern?“ „An alles“, hauchte sie. Dann fiel ihr Blick auf meine Whisky-Sammlung. Schenk mal einen ein, einen ganz großen. Gute Idee, dachte ich und tat wie mir geheißen.

Nach dem zweiten Glas waren wir in der Lage, uns über die Ereignisse zu unterhalten. Nach dem dritten Glas kamen wir zu dem Schluss, dass wir entweder zu viele Horrorfilme guckten, zu viel tranken oder Schluss mit dem Kiffen machen sollten. Nach dem vierten waren wir sicher, uns vieles nur eingebildet zu haben. Bevor wir das fünfte Glas geleert hatten, schließen wir auf meinem Wohnzimmerteppich ein.

Am nächsten Morgen fand ich mich unter meiner Woldecke immer noch auf dem Fußboden wieder. Im Bad fand ich ein benutztes Handtuch, in der Küche eine Nachricht von Zsazsa. Sie habe sich ein Aspirin genommen, einen Kaffee getrunken und sei nun auf dem Weg in den Laden. Kein Wort zu dem verrückten Kram, aber ich war mir sicher, dass sie ebenso wenig damit abgeschlossen hatte wie ich. Ich stieg unter die Dusche, zog mir Jeans

und T-Shirt an und machte mich auf in die Stadt. An vernünftige Arbeit war mit meinem Kopf sowieso gerade nicht zu denken, also beschloss ich bei Zsazsas Boutique vorbeizufahren.

Zsazsa verabschiedete gerade eine Kundin, die den Ausmaßen ihrer Tüte zufolge den halben Laden gekauft hatte. Im Gegensatz zu mir sah Zsazsa überraschend frisch aus. „Wie kannst du nur arbeiten?“, grummelte ich sie an. Sie gab mir eine Tasse frisch aufgebrühten Kaffee und grinste mich an. „Ach weißt du“, sagte sie, „ich glaub ja nicht in echt an das, was ich da erzählt hab. Keine Ahnung, wo ich diese Halluzis her habe.“ Abrupt setzte ich meine Tasse auf dem Tresen ab. „Jetzt auf einmal glaubst du nicht mehr dran!? Ich hab die Wahl eine Woche betrunken ins Bett zu gehen oder mich wirklich üblen Alpträumen von Typen, die in sterbende Frauen greifen, zu stellen und du glaubst jetzt nicht mehr dran?“ Befremdlicherweise hörte ich am Kieksen meiner Stimme, dass ich kurz vor dem Überschnappen war.

„Ich glaube...“ „Schtscht...“, unterbrach mich Zsazsa und setzte ein freundliches, wenn auch falsches Lächeln auf. „Nils, schon Neuigkeiten?“ Ich drehte mich zur Tür um und sah unseren Freund in den Laden kommen. Zsazsas Lächeln erwiderte er nicht. Stattdessen legte er eine dicke Akte zwischen uns auf den Tresen. „Also Mädels“, begann er. „Ich weiß zwar nicht, warum das bis jetzt niemandem aufgefallen ist – vielleicht weil die Fälle über ganz Deutschland verstreut sind – aber die toten Mädchen, die ihr rausgesucht habt, haben alle eine gruselige Gemeinsamkeit.“ Ich war mir ganz sicher, dass ich sie nicht wissen wollte, Nils sprach aber trotzdem weiter.

„Ich sag euch das jetzt im Vertrauen, eigentlich ist das streng geheimes Wissen. Nicht nur, dass alle Mädchen erstochen wurden, ihnen fehlten auch Organe.“ Ich konnte fühlen, wie mein Gesicht sich von blass zu leichenblass zu papierweiß verfärbte. Es wunderte mich von daher nicht, dass Zsazsa der Mund offen stand und sich ihr Blick in weite Ferne richtete. Erst als sie sich wie in Trance auf die Ladentür zubewegte, ging mir auf, dass dies nicht die normale Reaktion auf das von Nils Erzählte war. Der referierte unterdessen weiter. „Ich erzähle euch das nur, weil ich

möchte, dass ihr vorsichtig seid, ich habe nämlich herausgefunden, dass ...“ In diesem Moment öffnete Zsazsa die Tür und trat auf die mäßig belebte Straße. „Stanley Hoffman!“, rief sie laut und deutlich. Ich hatte nicht zum ersten Mal in den letzten Tagen das Gefühl, mich in einem ziemlich schlechten Film zu bewegen. Bewegen war allerdings eine gute Idee, pushte ich mich selbst, stellte die Kaffeetasse endgültig ab und rannte meiner Freundin hinterher.

Nils war dicht hinter mir und wenn er nicht alles genauso gesehen hätte wie ich und dies auch mittlerweile bestimmt eine Million Mal so erzählt hätte, ich würde bis heute nicht glauben, dass wirklich passiert ist, was sich dort vor meinen Augen abspielte. „Stanley Hoffman!“, rief Zsazsa ein zweites Mal und der Angesprochene drehte sich tatsächlich um. Er ging wie in Zeitlupe auf Zsazsa zu. Seine Augen wurden dabei immer größer, sein Blick immer irrer.

Ich war mir plötzlich zu hundert Prozent sicher, dass gleich etwas Furchtbares geschehen würde. „Du“, schrie der Fremde plötzlich. War das wirklich Stanley Hoffman? Ich hatte nur verschwommene Bilder aus den 70ern gesehen. Aber möglich war es. Die Augenpartie konnte hinkommen. Bevor ich jedoch noch weiter darüber nachdenken konnte, wer der Verrückte vor mir war, zog dieser eine Waffe aus seiner Manteltasche.

„Miststück“, schrie er Zsazsa ins Gesicht. Die stand nur da. Entweder cool oder komplett versteinert. „Du bist an allem schuld. Mary-Anne die Tugendhafte!“ Hatte ich das jetzt wirklich gehört? „Du wolltest ja nicht mit mir schöne Dinge machen. Da war es ja nur klar, dass ich endlich die schlechten Sachen machen wollte.“

Nils hatte später erklärt, dass er keine Idee hatte, wovon der Verrückte sprach, bis auch er die Informationen aus der Rückführung hatte. „Du Miststück!“, wiederholte der Typ und wedelte mit seiner Waffe vor Zsazsas Nase herum. „Wenn du nicht gewesen wärst, hätte ich auch die anderen nicht töten müssen. Wenn du es nicht frei gelassen hättest, hätte ich ein normales Leben führen können.“ Typisch Mörder, analysierte der kleine noch klar denkende Teil meines Hirns. Die Schuld für die eigenen Taten, die eigenen Perversionen auf andere schieben.

Plötzlich entsicherte der Typ die Waffe. „Halt. Polizei. Waffe fallen lassen!“, schaltete sich Nils endlich in das Szenario ein. Der Typ blieb mehr oder minder unbeeindruckt, drehte sich nur kurz zu Nils um und wandte sich dann wieder Zsazsa zu. „Du hättest mich retten können!“, hauchte er und es klang, als habe man ihm die Luft rausgelassen. Dann setzte er unvermittelt die Waffe an seinen Kopf und drückte ab.

Die nächsten Stunden rauschten an mir vorbei. Zsazsa, die nun, wo alles vorbei war, endlich anfang zu zittern. Nils, der zu dem Typen hinsprintete und wenig später ungläubig einen Pass, auf den Namen Stanley Hoffman ausgestellt, aus der Manteltasche des Toten zog. Kollegen von Nils, die den Tatort absperren. Befragungen, schließlich Feierabend. In jeder Hinsicht.

Die erste nicht verschwommene Erinnerung ist die an Zsazsa und mich am Abend in unserer Lieblingspizzeria. Keine spricht außer mit dem Kellner, im Hintergrund läuft leise Musik. Plötzlich ganz klar Janis Joplins Stimme aus den Lautsprechern, die uns erzählt, dass Freiheit nur ein Wort ist. Wortlos blicken wir uns an und bestellen einen doppelten Drink.

Kurzvita

Britta Voß

Nach meinem Abitur in Osterholz-Scharmbeck bei Bremen bin ich 1998 zum Studium der deutschen Philologie sowie der mittleren und neueren Geschichte nach Göttingen gekommen, wo ich auch nach dem Abschluss (Magister Artium) geblieben bin und noch heute lebe. In Teilzeit arbeite ich in der Rechtsanwaltskanzlei meines Ehemannes, wo ich für Buchhaltung, inhaltliche Homepage-Gestaltung und die Sekretariatsleitung zuständig bin. Literarisch gesehen liegt mein Fokus momentan noch auf dem Verfassen von Kurzgeschichten und Märchen. Längere Werke – sowohl im Sachbuch als auch im fiktionalen Bereich – sind auf der Suche nach einem Verlag.



Warum ich schreibe? Darauf kann ich eine klare Antwort geben: Ich wollte nie etwas anderes machen! Durch meinen Kopf schwirren schon seit meiner Kindheit täglich – und nächtlich! – tausend Geschichten und wenn ich sie nicht aufschreiben kann, etwa weil mein Leben gerade anderes von mir will, werde ich zum grummeligsten Menschen unter der Sonne!



Ein Apartment in Budapest

Dron

Immer wenn man denkt, besser kann es nicht werden, dann ist dem auch so. Immer wenn man oben auf dem Gipfel steht und triumphierend über das Land blickt, genau in diesem Moment rutscht man ab, kommt ins Wanken, fällt und schlägt sich den Kopf an den kantigen Felsen auf.

Und als in Budapest die ersten Schneeflocken elegant zu Boden fallen, verlässt Maxim P. gerade das Apartment, das er für sich und seine Freundin gebucht hat.

Noch steht er mit herausgestreckter Brust und sicherem Stand auf dem Gipfel.

Er schließt den Reißverschluss seiner Jacke und geht mit schnellen Schritten in Richtung Innenstadt; auf der Suche nach Wein. Denn das wäre es, was diesen Abend perfekt machen würde. Die beiden sind beim Sonnenuntergang gestartet, haben eine kleine Sightseeing-Tour unternommen: Kettenbrücke, St.-Stephans-Basilika und Fischerbastei. Anschließend sind sie in ein Restaurant gegangen, das den Namen eines berühmten russischen Dichters trägt, hatten dort gegessen und jeweils zwei Gläser Bier und drei Gläser Wein getrunken. Kichernd sind sie in das Apartment zurückgekehrt, Maxim hat seine Freundin Anja liebevoll an die Wand gedrückt und ihren noch kalten und feuchten Hals geküsst. Ein perfekter Abend, an dem nur das Sahnehäubchen fehlte: mehr Alkohol! So ging sich Anja frisch machen und Maxim in den Laden. Und dort überkam ihn ein Gefühl des Unbehagens, jenes Gefühl, das man verspürt, wenn man kurz davor ist, den Gipfel herunter zu stürzen. Der Vietnameser, der an der Kasse sitzt und auf sein iPad starrt, auf dem eine vietnamesische Talkshow läuft, blickt nur kurz hoch, mustert den Wein und nennt ihm den Preis. Maxim zahlt und verlässt den großen Kiosk, der schon als Lebensmittelladen durchgehen könnte. Aus den einzelnen Schneeflocken werden immer mehr, die sich zu einem Schwarm verbünden und das Kopfsteinpflaster der engen Budapester Gassen mit einer dünnen aber feinen Schneeschicht bedecken. Die Lichter der Straßenlaternen und der intensive Mondschein werden von einzelnen Schneeflocken reflektiert, sodass die Gassen magisch glitzern. Maxim klemmt sich die Flasche unter den Arm und schreitet mit sicherem Schritt durch die Gassen, wobei seine robusten Winterschuhe die harmonisch-glitzernde Schneeschicht aufwühlen.

Er ist kurz unaufmerksam und da passiert es: er rutscht ab. Er reißt seine Arme hoch und versucht so sein Gleichgewicht zu halten – verlagert sein Körpergewicht auf die andere Seite, die Seite, die nicht die endlose Tiefe für ihn bereithält.

„Apartment 23“, denkt er sich und blickt noch einmal auf das Nummernschild. Sollte alles stimmen. Er steckt den Schlüssel erneut ins Schloss, doch er passt nicht. Maxim versucht es mit den anderen Schlüsseln, wohl wissend, dass es auch nicht klappen wird, schließlich sind es die Schlüssel seiner Wohnung in Deutschland. Dann weicht er einen Schritt zurück und blickt zuerst ratlos die Tür und das Schild mit der Nummer „23“ an und dann den Schlüssel, der nicht dazu passen will, es aber sollte.

Doch je mehr er sich versucht auf die sichere Seite zu retten, desto mehr zieht ihn die Tiefe zu sich, er wedelt wie verrückt mit den Armen, doch das scheint genau das Gegenteil zu bewirken. Er fällt in die dunkle, ungewisse Tiefe.

„Where is my Apartment?“, fragt er die Frau an der Rezeption, die er hier zuvor nicht gesehen hat. Als die beiden eincheckten, hatte sie ein Mann mit blonden Haaren, die er sich zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammenband, bedient.

Maxim legt den Schlüssel auf den Tisch, nicht zu kräftig, aber auch nicht zu leise, schließlich will er auch seinen Ärger loswerden.

„That's not my keys“, sagt er in seinem schlechten Englisch, lediglich ein Überbleibsel aus der Schulzeit, die eh nicht sonderlich produktiv oder hilfreich war.

„Sorry, we have different keys“, erwidert die Frau und wedelt mit einem Schlüssel, der einen blauen Anhänger mit dem Logo der Firma trägt. Maxim blickt unglaublich auf seinen Schlüssel, welcher einen gelben Anhänger ohne Logo hat.

„Where is my apartment? Where is my girlfriend?“

„Maybe you are wrong“, sagt sie mit einem nicht überhörbaren Desinteresse und wendet sich wieder der Zeitschrift zu, die sie gelesen hat, bevor Maxim reingestürzt war.

Er steckt den Schlüssel wieder ein und geht um das Gebäude herum. Und während er sich immer wieder sagt, dass er nicht verrückt sei, erblickt er das Fenster zu ihrem Schlafzimmer. Er hebt ein kleines Steinchen auf und wirft

es gezielt gegen die dicken Scheiben. Und obwohl in dem Fenster Licht brennt, erhält er keine Reaktion.

„Das kann doch nicht wahr sein. Es MUSS dieses Gebäude sein, nein, es IST dieses Gebäude“, murmelt er leise vor sich hin und steigt auf die Mülltonnen. Er zieht sich an der Regenrinne hoch und versucht, seinen Fuß auf die kleine Erhebung in der Wand zu hieven. Er hält kurz inne, atmet einmal tief durch und schwingt seinen linken Arm zum Fenster hoch. Er ist beinahe am Ziel, er muss sich nur noch hochdrücken und kann in das Apartment blicken, das eigentlich ihm gehört und in dem hoffentlich seine Freundin auf ihn wartet.

Er zieht sich hoch, als plötzlich jemand etwas ruft und Maxim vor lauter Schreck seinen Griff löst und das Gleichgewicht verliert. Panisch sucht er nach Halt und klammert sich an der Regenrinne fest, die sich jedoch wenige Sekunden danach löst und zusammen mit ihm zuerst auf die Mülltonnen und dann auf den nassen Boden fällt. Ein stechender Schmerz durchzieht seinen Rücken, er schiebt die Rinne beiseite und dreht sich auf den Bauch. Er rappelt sich auf und lehnt sich gegen die Mülltonne.

„Verdammte Scheiße, was war das?“, fragt er sich leise mit einem schmerzverzerrten Gesicht. Nicht wissend, was zu tun ist, steht er wieder auf und geht langsam hinter das Gebäude, als plötzlich die Küchentür des nebenstehenden Restaurants aufgeht und ein Mann rauskommt, den er schon mal gesehen hat. Der einzige Mensch, außer seiner Freundin, der bestätigen kann, dass das sein Apartment ist und dass er nicht den Verstand verloren hat. Der Mann mit dem blonden kurzen Pferdeschwanz, der den beiden vor wenigen Stunden den Schlüssel für das Apartment gegeben hat.

„HEY“, schreit Maxim und man spürt die Verzweiflung in seiner Stimme.

Doch statt zu antworten, rennt der Mann los. Maxim bleibt stehen und kann sich nicht bewegen, zum Teil wegen des Schmerzes im Rücken und zum Teil, weil er mit so einer Aktion einfach nicht gerechnet hat. Er überlegt noch kurz, ob das auch der Mann sei, der ihm etwas zugerufen hat und so verhindert hat, dass er in das Apartment blickt, doch dann lässt er

den Gedanken wieder los und rennt ihm hinterher. Maxim hätte erwartet, dass der Schmerz ihn behindern würde, aber zu seiner Überraschung ist er wie betäubt. Maxims Körper scheint so viel Adrenalin auszuschütten, dass er zu neuen Kräften gekommen ist. Ohne irgendetwas zu spüren, rennt er einfach dem blonden Mann im Mantel hinterher und schafft es sogar, ihn einzuholen. Als er in seiner Reichweite ist, drückt sich Maxim mit letzter Kraft ab und ergreift im Fallen das Bein des Mannes, so dass der Verfolgte zusammen mit dem Verfolger zu Boden fällt. Maxim zieht sich an dem Mann hoch und packt ihn fest am Kragen.

„WO IST SIE?“

Der Adrenalin-Vorrat ist wohl aufgebraucht, denn mit einem Mal kehrt der Schmerz im Rücken zurück. Und mit ihm ein Anfall von Schwäche und ein unerträgliches Brennen in den Oberschenkeln. Der Mann spürt die Schwäche seines Gegners und nutzt seine Chance: mit einem gezielten Schlag erreicht er, dass Maxim seinen Griff von ihm löst. Der Blonde rappelt sich schnell auf und tritt mehrmals auf Maxim ein, bis dieser dem Schwächeanfall komplett erliegt.

Als Maxim wieder zu sich kommt, hat es bereits aufgehört zu schneien, trotzdem sind seine Klamotten komplett durchnässt. Er versucht aufzustehen, doch der Schmerz im Rücken hält ihn davon ab. Außerdem bemerkt er ein penetrantes Pochen in seinem Gesicht. Er blickt in ein sich spiegelndes Schaufenster unweit von sich und hat sichtlich Mühe sich selber in diesem Spiegelbild zu erkennen. Eine große Schürfwunde durchzieht seine linke Gesichtshälfte und das Blut läuft ihm aus der Nase über die Lippen und tropft vom Kinn auf den Boden.

„Polizei“, denkt er sich, „die Polizei, dein Freund und Helfer, die können mich retten. Die können beweisen, dass ich nicht den Verstand verloren hab, und sie können meine Freundin wiederfinden.“ Mit diesem Gedanken geht er durch die Gassen. Ziellos irrt er umher, in der Hoffnung, irgendwo das Polizei-Logo zu erblicken – das rettende Ufer.

Als er vorbeigehende Touristen erblickt, eilt er sofort hin.

„Police?“

Doch diese schrecken zurück und ergreifen die Flucht, als wäre er ein Monster, das aus der Kanalisation ausgebrochen ist und nun die Menschen terrorisiert. Maxim wirft noch einmal einen Blick in eine spiegelnde Scheibe und kann ihnen ihr Verhalten nicht verübeln: Er sieht wirklich so aus, als käme er direkt aus dem genetischen Versuchslabor. Die Schürfwunde hat eine intensive rote Farbe angenommen und durchzieht beinahe seine gesamte linke Gesichtshälfte.

Maxim hat die Hoffnung bereits aufgegeben, eine Polizeistation zu finden. Er legt jedoch keine Rast ein, sondern marschiert einfach stumpf weiter. Durch die Gassen, über die Hauptstraßen, in den verwinkelten Ecken und den offenen Plätzen mit all den Kathedralen und Sehenswürdigkeiten. Da in Budapest die Beleuchtung in der Nacht gedimmt wird, sind einige Gassen komplett dunkel. Ohne etwas in seinen Beinen zu spüren, marschiert er einfach immer weiter, durch die schlecht beleuchteten Seitenstraßen. Und auch sonst scheinen alle seine Emotionen komplett verschwunden zu sein. Er spürt keine Angst mehr, keine Verwirrung und auch keine Wut. Ohne Ziel wandert er umher, während es erneut anfängt zu schneien.

Doch so schnell ihm das Schicksal alles genommen hat, so schnell kann es ihm auch etwas wieder geben. Wie einen Knochen, der ihm vor die Füße geworfen wird, auf dem er hoffnungsvoll kauen darf, um seinen Hunger zu stillen. Nach Stunden des Umherirrens steht er plötzlich vor dem Polizeirevier. Das leuchtende Logo zieht ihn wie ein Magnet an, Maxim betritt das Revier und zieht alle Blicke sofort auf sich.

Er umklammert die warme Tasse mit Kaffee, die ihn ein Polizeibeamter wenige Minuten zuvor auf den Tisch gestellt hat. Er umklammert sie, um seine Hände zu wärmen und jetzt, wo sich sein Körper entspannen kann, entfaltet der Schmerz sein ganzes Potenzial. Der stechende Schmerz zieht sich vom Becken bis zum Nacken, das Gesicht pocht rhythmisch und die Nase blutet weiterhin. Maxim legt seine dreckige und nasse Jacke auf den Boden und blickt den etwas gelangweilten Polizisten ins Gesicht,

während er sich ein bereits mit Blut durchtränktes Taschentuch in die Nase stopft.

„German? Can you speak german?“

Ohne direkt drauf einzugehen, dreht sich der Beamte um und schreit einen Namen in den Raum. Dann notiert er sich etwas in die Akte, steht auf und geht, ohne sich zu verabschieden. Wenige Minuten später setzt sich ein anderer Beamter auf den Stuhl und mustert Maxim mit einem kritischen Blick. Der Polizist hat sehr lichtes Haar und ein markant strenges Gesicht.

„Ich sprechen ein wenig deutsch, ja.“

„Hören sie“, fängt Maxim an, „hier läuft irgendetwas gewaltig schief. Meine Freundin wurde entführt und der Schlüssel zu meinem Apartment passt nicht.“

Ohne aufzublicken notiert sich der Polizist etwas.

„Und dann war da dieser Mann, der uns den Schlüssel gegeben hat, der hat mich gesehen und ist weggelaufen und hat mir das hier angetan.“ Er zeigt auf sein Gesicht und lehnt sich nach vorne.

„Haben sie heute was getrunken?“, fragt der Polizist wie eine Maschine.

„Was?“

„Alkohol?“, bleibt der Beamte hartnäckig.

„Was? Ja, ein wenig. Aber das hat damit nix zu tun, meine Freundin wurde entführt.“ Er schiebt die Tasse beiseite. „Und der Schlüssel zu meinem Apartment passt nicht, hier läuft ne Intrige gegen mich.“

„Vielleicht sollten Sie sich einfach ausruhen und es morgen versuchen, dann passt der Schlüssel bestimmt.“

„Wollen Sie mich hier verarschen, ich melde ihnen eine verfickte Vermisstenanzeige und Sie sagen mir, ich soll weniger trinken? Was soll der Scheiß?“

„Hören Sie jetzt genau zu“, sagt der Polizist mit einer strengen und bestimmenden Stimme. „Wir haben hier genug zu tun. Ihre Freundin wurde nicht entführt! Ihr geht es sicher gut! Ihr Deutschen geht immer vom Schlimmsten aus, Sie haben einfach nur das Apartment verwechselt. Jetzt entschuldigen Sie mich.“

Maxims größte Angst war es immer, verrückt zu werden. Er hatte immer

befürchtet, in einer Welt zu leben, wo für jeden alles Sinn ergibt, nur für ihn nicht. Und jetzt scheint er genau in so einer Welt gefangen zu sein. Er verlässt die Polizeistation und setzt sich auf eine Bank zwischen zwei Bäumen. Sein Oberkörper fällt nach vorne über und gibt sich unmotiviert der Schwerkraft hin.

„Das muss ein Albtraum sein“, denkt er sich. „Ja, das ist die einzige logische Erklärung.“ Daraufhin ohrfeigt er sich selber, in der Hoffnung, im nächsten Moment neben seiner Freundin im Apartment aufzuwachen. In der Hoffnung, dass sie sich an ihn anschmiegt und ihn mit einem zärtlichen Kuss in den Tag begrüßt. Doch anstelle des Aufwachens spürte er einfach noch mehr Schmerz. Im Nacken, in der Nase, im Gesicht.

„Entschuldige?“, hört Maxim eine Stimme, er blickt hoch und sieht eine Frau vor sich. Sie ist elegant gekleidet, trägt einen grauen Mantel und einen dunkelroten Regenschirm bei sich. Sie hatte eine elegante Körpersprache wie eine Ballerina, immer darauf bedacht, den Rücken gerade zu halten.

„Ich haben Sie gesehen bei Polizei“, sagt sie in gebrochenem Deutsch, „Sie haben recht, Ihre Freundin entführt!“

Adrenalin schießt durch Maxims Körper, er ist plötzlich hellwach.

„Was?!“

„Ich muss Ihnen das sagen. Kann nicht anders.“

Sie verzichtet darauf, sich zu setzen. Sie geht lediglich einen kleinen Schritt auf ihn zu und erzählt ihm die ganze Geschichte. Und je mehr Details sie offenbart, desto mehr Angst und Entsetzen macht sich in Maxims Gesicht breit.

Sie erzählt ihm von den Banden, von den Apartments und von all den entführten Touristen. Sie vermieten ein Apartment und lassen die Gäste verschwinden, ein Menschenleben ist viel wert. Egal, ob in der Prostitution oder auf dem Organ-Schwarzmarkt. Für eine Niere bekomme man 80.000 €, für ein Herz satte 160.000 €.

Anscheinend seien sie nur an seiner Freundin interessiert, erzählt ihm die fremde Frau, deswegen haben sie wahrscheinlich das Schloss ausge-

tauscht, um in Ruhe ihr Vorhaben durchzuziehen. Und auch die Polizei kann hier nicht weiterhelfen, sagt die Frau mit einem tröstenden Ton in der Stimme, denn Polizisten stehen genau wie Politiker auf der Gehaltsliste dieser Banden. Es sei ein unausgesprochenes Geheimnis und eine große Wunde in diesem Land. Und dann kommt Maxim der Satz seines Vaters in den Kopf, den er in seiner Kindheit immer und immer wieder zu hören bekommen hat: „Du bist auf dich allein gestellt! Immer!“ Gefolgt von einem Paul-von-Heyse-Zitat:

„Wer sich an andre hält,
dem wankt die Welt.
Wer auf sich selber ruht,
steht gut.“

Paradoxerweise macht sich Erleichterung in ihm breit. Jetzt, wo er weiß, dass er der Einzige ist, der etwas gegen diese Sache unternehmen kann. Jetzt wo er weiß, dass er sich auf keinen verlassen kann, dass keiner ihm helfen wird. Dass er das Ruder selbst in die Hand nehmen und Verantwortung übernehmen muss.

Mit neuer Energie und neuer Überzeugung steht er auf.

„Wo gehen Sie?“, fragt die Frau und weicht einen Schritt zurück, sodass ihr Gesicht im Laternenlicht genauer zu erkennen ist. Eine Frau um die dreißig, die sehr auf ihr Äußeres zu achten scheint.

„Wissen Sie, wie ich meine Freundin kennengelernt hab?“, fragt er rhetorisch und fährt fort: „Ich habe sie gerettet, sie wurde von ein paar Typen in der Bahn belästigt. Und ich habe sie gerettet. Also werde ich das Gleiche noch mal tun“, sagt Maxim mit sicherer Stimme und zieht den Reißverschluss seiner verdreckten Jacke zu.

Kurzvita

Dron

Dron wurde in der ehemaligen Sowjetunion geboren und zog mit acht Jahren mit seiner Familie nach Deutschland. Nach mittelmäßigem Abitur arbeitete er drei Jahre als Werbetexter in einer großen Kreativagentur in Hamburg, bevor er 2013 an der Filmakademie Baden-Württemberg sein Studium im Fach „Drehbuch“ aufnahm.

2014 erschien seine erste Publikation beim Morisken Verlag München. „Butterflys im Bauch“ ist eine Anthologie über einen Randbezirk in Hamburg, in dem Dron aufwuchs.

Sein Erstjahres-Film, den er im Laufe seines Studiums schrieb, wurde für den „Filmnachwuchspreis SH“ nominiert und lief auf den größten deutschen Filmfestivals wie dem „Filmfestival Max Ophüls Preis“ und auf den „Nordischen Filmtagen Lübeck“.





Willkommen zu Hause

Sarah Persson

Er hätte nicht gedacht, dass er das Krankenhaus jemals wieder lebend verlassen würde.

Als Noah das erste Mal seit Wochen seine Augen öffnete, spürte er einen stechenden Schmerz. Es war nicht das Sonnenlicht, das durch die Jalousien des Krankenzimmers fiel, oder seine dünnen mit blauen Flecken übersäten Arme, die diesen Schmerz verursachten. Was er spürte, war die Enttäuschung noch immer am Leben zu sein.

Seine Augen hatten sich langsam an das grelle Licht im Raum gewöhnt, als er plötzlich eine Gestalt neben seinem Bett entdeckte und zusammenzuck-

te. Klein und eingesunken, mit mindestens genauso viel Enttäuschung im Blick, saß seine Mutter und beobachtete ihn. Vor ein paar Jahren noch, hätte sie ihm über sein Haar gestrichen, ihn auf die Stirn geküsst, froh, dass er wieder zu sich gekommen war, doch genauso wie ihr Sohn, hatte auch sie nach all den Jahren langsam aufgegeben. Ihre Augen waren rot umrandet, die Falten waren tief und verliefen wie ein Landkarte über ihrem weißen Gesicht.

Von der starken Frau, die wie eine Löwin für ihre Familie gekämpft hatte, war nur noch ein Schatten übrig geblieben. Nach einer Weile verließ sie den Raum. Wortlos.

So kamen und gingen die Menschen, die ihm einmal etwas bedeutet hatten, denen er einmal etwas bedeutet hatte und zu guter Letzt baten die Ärzte ihn, seine Tasche zu packen und das Krankenhaus zu verlassen, da er jetzt geheilt sei.

Dabei war er so weit davon entfernt, geheilt zu sein, wie ein Mensch überhaupt nur kommen konnte. Er hatte keine Erinnerung daran wie er hierher gekommen war und vor allem hatte er keine Ahnung, wo er hingehen sollte. Vor dem Eingang des Krankenhauses wartete dann auch schon das nächste Problem auf ihn. Er wollte sich gerade eine Zigarette anzünden und kramte in seiner Hosentasche nach dem Päckchen, dass er zuvor einem Mitpatienten im Raucherzimmer geklaut hatte, als ihn von hinten jemand ziemlich unsanft am Arm fasste. Vor Schreck ließ er das Päckchen auf den Boden fallen.

„Nicht so schnell Noah“, die Stimme des Mannes war rau und sein Atem roch nach Pfeifentabak und Pfefferminze.

„Spinnst du? Lass mich sofort los.“ Noah versuchte ihm seinen Arm zu entreißen, doch der Fremde war stärker und ließ ihn dies auch spüren.

„Wo willst du denn hin Junge? Zurück auf die Straße? Die nächste Dosis Heroin kaufen?“, fragte er voller Spott. Seine Fingernägel bohrten sich dabei in Noahs Haut während er mit der anderen Hand einen zerknitterten Zettel aus seiner braunen Bügelfaltenhose fischte.

Noahs Gesicht wurde heiß, er ballte die Fäuste. Mit letzter Kraft entriss er sich aus dem Griff des Mannes, fuhr herum, um ihm die Faust ins

Gesicht zu schleudern und stockte mitten in seiner Bewegung. Auf dem Zettel, den der Mann ihm vors Gesicht hielt, stand in großen Buchstaben „Gerichtliche Verfügung“.

„Du willst dir doch nicht noch mehr Probleme einhandeln, Junge?“ Er steckte den Zettel zurück und lockerte den Griff um Noahs Arm.

Die Ledersitze des silbernen Mercedes Kombi waren bequem und rochen nach Neuwagen. Noah hatte Schwierigkeiten seine Augen während der scheinbar endlosen Fahrt aufzuhalten. Schweigend passierten sie Nadelwälder, kurvige Bergstraßen und einen See, dessen Ufer man im Nebel nur erahnen konnte.

Noah schaute unentwegt aus dem Fenster. Er war knapp sechzehn Jahre alt, als er Stockholm das letzte Mal verlassen hatte. Zusammen mit einem Mädchen in einem geklauten Wagen. An ihren Namen konnte er sich jetzt nicht mehr erinnern. Die beiden hatten ein paar Tage im Ferienhaus ihrer Eltern verbracht, Hasch geraucht und den teuren Scotch aus der Bar ihrer Vaters getrunken. Und auch, wenn sie genaugenommen auf der Flucht waren, hatte er sich noch nie zuvor so zu Hause gefühlt. Am letzten Tag kam das Mädchen auf die Idee in einem nahegelegenen See schwimmen zu gehen. Noah versuchte sie davon abzuhalten. Sie hatten den ganzen Tag kaum etwas gegessen, viel zu viel geraucht und getrunken, doch sie ließ sich von ihrem Vorhaben nicht abhalten und so folgte Noah ihr durch den Wald zum Ufer des Sees. Es war bereits dunkel und viel zu kalt, um schwimmen zu gehen. Sie taumelte leicht, während sie ihre Kleider abstreifte und im hohen Bogen von sich warf. Schließlich winkte sie ihm zu, bevor sie sich in das kristallklare Wasser stürzte. Als sie nicht wieder auftauchte, dachte er zunächst, sie wolle ihm einen Streich spielen und so vergingen kostbare Minuten, bis er endlich verstand, dass sie nicht wieder auftauchen würde. Voll bekleidet sprang er in das eiskalte Wasser. Der Schock paralyisierte ihn beinahe. Er schwamm umher und rief ihren Namen, bis er ihren Körper unter sich im Wasser entdeckte. Er griff nach ihrem Haar, ihrem leblosen Arm und mit letzter Kraft zog er sie an das felsige Ufer des Sees. Ihre Lippen waren lila, ihre Haut weiß und mit feinen blauen Adern übersät, im

Mondlicht wirkte sie beinahe durchsichtig. Sie erinnerte Noah an eine Marmorstatue, blass, leblos und wunderschön.

Die Jugendstrafe für Diebstahl und Hausfriedensbruch waren der Anfang seiner kriminellen Karriere. Die Gesichter ihrer Eltern im Gerichtssaal, während er beschrieb, wie er den toten Körper ihrer Tochter zurück zu ihrem Ferienhaus schleppte, waren der Anfang seiner Alpträume.

„Willst du denn gar nicht wissen, was dich jetzt erwartet?“, fragte der Alte, der sich ihm als Herr Berg vorgestellt hatte.

„Irgendeine Anstalt am Arsch der Welt. Das ist nicht das erste Mal, dass man mich in so ein Loch steckt und mit Sicherheit auch nicht das letzte Mal.“

Bergs Gesichtsausdruck lockerte sich auf und er lächelte Noah an.

„Da wäre ich mir nicht so sicher, Junge.“

Nach einer gefühlten Ewigkeit bog er dann endlich von der Landstraße ab und kurze Zeit später passierten sie ein Ortsschild, das so schmutzig war, dass Noah den Namen darauf nicht erkennen konnte. Er richtete sich in seinem Sitz auf, um seine Arme zu strecken. Sein Rücken schmerzte und er bemerkte, wie seine Handflächen feucht wurden, sein Herz schneller schlug.

Sie hielten vor einem Hof, der aus einem großen, rot-weißen Holzhaus in der Mitte und drei kleineren Nebengebäuden bestand. Die Veranda, die von weißen Holzsäulen eingerahmt wurde, erinnerte an einen vornehmen Herrenhof aus dem letzten Jahrhundert. Wenige hundert Meter weiter, zeichnete sich die dunkle Silhouette des Nadelwaldes ab.

Die Kieselsteine knirschten unter seinen Schuhen, als er Berg zum Eingang des Haupthauses folgte. Sein Verlangen nach einer Zigarette wurde plötzlich immer stärker. Instinktiv hob er den Kopf und entdeckte eine Gestalt, die auf dem Balkon über der Eingangstür stand und weiße Rauchwolken über den Hof blies. Ein Mädchen in einem weißen Kleid mit schwarzem, langem Haar. Ihr Gesicht konnte er aus der Entfernung nicht erkennen.

Noah schloss die Augen für einen kurzen Moment und atmete tief ein, der Geruch von Nikotin ließ ihn etwas ruhiger werden. Er nahm sich vor, sie so schnell wie möglich nach einer Zigarette zu fragen, doch als er seine Augen wieder öffnete, war das Mädchen verschwunden.

„Was ist das hier für eine Anstalt?“, fragte er Berg, während dieser vor ihm die Treppe hinaufging. Erst jetzt hatte er bemerkt, dass dieser sein rechtes Bein hinterherzog, so als könne er sein Knie nicht mehr beugen.

„Ein ruhiger Ort, an dem du viel Zeit hast, über dein Leben nachzudenken.“

„Eine Klapse? Reha? Wie heißt diese Klinik überhaupt?“ Vor dem Eingang gab es kein Schild mit dem Namen der Einrichtung, wie es sonst üblich war und auch von der Straße aus führten keine Schilder hierher.

Noch bevor er Antworten konnte, öffnete sich die Eingangstür und ein Mann in einem schwarzen Anzug trat heraus, um die beiden zu begrüßen.

„Mein Name ist Leander und ich bin der Leiter dieses Hauses.“ Er reichte Noah seine Hand.

„Und du musst Noah sein. Herzlich willkommen in Mörkerdal.“ Sein Händedruck war übertrieben fest und mit seinem altmodischen, gezwirbelten Schnurrbart sah er eher aus wie ein Schauspieler aus einem 30er-Jahre-Stummfilm als der Leiter einer Drogenentzugsklinik. Fehlte nur noch die obligatorische Fliege um den Hals.

„Ich mache mich dann wieder auf den Weg, ihr braucht mich hier nicht mehr. Viel Spaß Noah“, rief Berg, der schon wieder auf dem Weg zu seinem Wagen war.

Spaß in einer Entzugsklinik? Und was war das für ein Vormund, der sich weder richtig vorstellte, noch irgendwelche Auskünfte gab? Noah bereute, dass er sich die Verfügung des Gerichtes nicht einmal richtig durchgelesen hatte.

Bevor sie das Haus betraten, sah er sich noch einmal um. Es gab weder Mauern noch Zäune und er konnte auch kein Personal sehen, dass auf dem Hof patrouillierte. Hier würde er nicht lange bleiben, so viel war sicher. Bevor er Leander ins Haus folgte, sah er einen langen Schatten an der Hauswand des Nebengebäudes entlang huschen. Er erwartete, dass jede Sekunde

jemand um die Ecke biegen würde, doch dem Schatten folgte niemand. Das Innere des Hauses war genauso altmodisch, wie sein Äußeres bereits erahnen ließ. In der Eingangshalle gab es eine kleine Rezeption, die unbesetzt zu sein schien, direkt daneben führte eine breite, hölzerne Treppe in den ersten Stock. Es roch nach frisch gebohnertem Holz und einem süßlichen Parfüm. In der Mitte des Raumes hing ein übergroßer Kronleuchter, der mit brennenden Kerzen bestückt war. Noah fragte sich, wie man dort hinaufgelangt, um die Kerzen anzuzünden, denn die Decke war mindestens drei Meter hoch. Seine Gedanken wurden von einem ohrenbetäubend schrillen Schrei aus dem ersten Stock unterbrochen.

„Was zum Teufel?“ Noah blieb ruckartig stehen.

„Das war nur einer unserer Gäste“, antwortete Leander lächelnd, „sie kann manchmal etwas ungestüm sein. Dort drüben befindet sich die Rezeption, hier musst du deinen Zimmerschlüssel abgeben, falls du das Haus verlassen möchtest.“

„Ungestüm? Das hörte sich an, als würde dort oben jemand abgeschlachtet werden.“

„Die meisten unserer Zimmer befinden sich im ersten und zweiten Stock. Einige wenige Gäste sind im Keller untergebracht“, fuhr er fort, ohne Noah zu beachten, „aber ich rate dir, den Keller zu meiden. Komm, nun zeige ich dir dein Zimmer.“

Noahs Zimmer lag im ersten Stock, ganz am Ende eines langen Flures. Es war unerwartet groß und hell, mit Ausblick über den Wald und einen kleinen See. Der Raum war für eine Entzugsklinik ziemlich luxuriös eingerichtet. Das Doppelbett in der Mitte war mit weißer Seidenbettwäsche überzogen und in einem abgetrennten Teil des Zimmers stand ein schwerer Schreibtisch aus Nussbaumholz, der wie der Rest des Hauses, aus dem letzten Jahrhundert zu kommen schien.

Während Noah seine Reisetasche auf dem Bett abstellte, öffnete Leander einen der Wandschränke in der sich ein Kühlschrank versteckte.

„Hier ist die Minibar, falls du Durst hast oder etwas essen möchtest.“

Er traute seinen Augen kaum, als er den Inhalt des Kühlschranks erblickte. Neben einem Fruchtkorb und einer Dose Kaviar standen dort

Wein- und Champagnerflaschen, Gin, Rum und eine Flasche Lagavulin.

„Ist das ein Scherz oder irgendein kranker Test?“, fragte Noah. Leander schaute ihn verständnislos an.

„Eine Entzugsklinik in der es eine Minibar auf den Zimmern gibt? Und wo sind überhaupt alle anderen Patienten? Ich will sofort diesen Sozialarbeiter sprechen, der mich hierher verfrachtet hat.“

„Hier bei uns gibt es keine Patienten, nur Gäste. Wir wollen dir den Aufenthalt so angenehm wie möglich gestalten. Ob du Alkohol trinken möchtest oder nicht, ist einzig und allein deine Entscheidung. Und was die anderen Gäste angeht, die wirst du noch früh genug kennenlernen. Die meisten schlafen sicher noch.“ Leander sprach ruhig, mit einer beinahe hypnotischen Stimme. Das Lächeln wich dabei niemals von seinem Gesicht.

„Schlafen, um...“, Noah warf einen Blick auf seine Armbanduhr und stellte fest, dass diese stehen geblieben sein musste, als er das Krankenhaus verlassen hatte. Laut seiner Uhr war es immer noch neun Uhr morgens. Er öffnete den Mund, wollte Leander anschreien, änderte sich aber in letzter Sekunde. Vielleicht war es gar keine so dumme Idee ein paar Tage hier zu verbringen, die Gegend zu erkunden um herauszufinden, wie er am besten wieder von hier abhauen konnte.

„Ich glaube, ich lege mich auch noch ein wenig hin“, sagte er schließlich, in der Hoffnung, dass Leander ihn allein lassen würde.

„Das halte ich für eine ausgezeichnete Idee, Noah. Ruf einfach in der Rezeption an, wenn du etwas brauchst, alle Nummern des Hauses sind im Telefon eingespeichert.“

Als Leander die Tür hinter sich geschlossen hatte, ließ sich Noah auf das viel zu weiche Bett fallen. Kickte seine Tasche mit dem Fuß herunter und ehe er einen klaren Gedanken fassen konnte, hatte sich sein Bewusstsein auch schon verabschiedet. Er fiel in einen traumlosen Schlaf.

„Noah! Noah!“ Die Stimme klang weiblich und so leise, als käme sie von ganz weit weg. Langsam öffnete er seine verquollenen Augen. Es war dunkel im Raum, bis auf einen silbernen Streifen, den der Mond durch sein Fenster warf. Er stützte sich auf seine Ellbogen um sich umzuschauen.

Hatte er selbst die Lampe auf dem Nachttisch neben seinem Bett ausgeschaltet?

„Noah?“ Die Stimme kam von draußen. Er sprang aus dem Bett auf, stolperte beinahe über seine Reisetasche und schaute aus dem Fenster. Mitten auf dem Hof stand das Mädchen, das er bei seiner Ankunft auf dem Balkon des Hauses gesehen hatte. Sie war barfuß und trug noch immer ihr weißes Sommerkleid. Sie stand vollkommen unbeweglich unter einer der Laternen und schaute zu Noah herauf, ihr langes, schwarzes Haar sah strähnig und ungewaschen aus.

Noah versuchte das Fenster zu öffnen, rüttelte mit aller Kraft am Griff, doch es schien fest verschlossen zu sein.

Als das Mädchen eine Geste mit ihrer Hand machte und ihm zu verstehen gab, dass er zu ihr herunter kommen sollte, zögerte er nicht lange.

Der Flur war dunkel, bis auf eine einsam flackernde Lampe, am ganz anderen Ende. Vom Erdgeschoss ertönte ein Wirrwarr von Stimmen, er hörte Gesprächsfetzen, ein schrilles Lachen, klirrende Gläser und im Hintergrund ganz leise Pianomusik, doch als er die Treppe hinunterging, musste er mit Schrecken feststellen, dass die Eingangshalle beinahe leer war. Hinter dem Tresen der Rezeption stand eine Frau in einem etwas zu engen, etwas zu kurzem, schwarzen Kleid und las konzentriert in einem Magazin. Auf den Ledersesseln, die in Dreiergruppen vor dem Tresen standen, saß ein älterer Herr mit einem Glas Rotwein in der Hand, der genüsslich an einer Zigarre zog.

„Noah, da bist du ja endlich“, krächzte die Frau hinter dem Tresen, als sie ihn auf dem Treppenabsatz erblickte.

„Äh, wie spät ist es eigentlich? Ich glaube meine Uhr ist stehengeblieben.“

Als er näher kam, lehnte sich die Frau, die mindestens Mitte vierzig sein musste und schon graue Strähnen im Haar hatte, mit dem Oberkörper über den Tresen, wobei das Kleid ihre Brüste kaum verhüllen konnte. Sie trug jede Menge Goldringe und unter ihrem Armband entdeckte Noah lange, weiße Narben, die ihren ganzen Unterarm bedeckten.

„Zeit spielt hier keine Rolle, mein Junge. Wir haben alle Uhren aus dem Haus verbannt. Wie hübsch du bist.“ Sie streckte ihre Hand nach Noah

aus, ihre Fingernägel waren lang und rot lackiert und als sie versuchte, ihn zu berühren, trat er schnell einen Schritt zurück.

„Lass den Jungen in Ruhe, er ist neu hier. Willst du, dass er es direkt mit der Angst zu tun bekommt?“

„Besser er lernt von mir, was Angst bedeutet, als von jemand anderem“, sagte sie eingeschnappt und hob ihre Brüste wieder vom Tresen.

„Ich..äh..muss frische Luft schnappen“, stammelte Noah.

„Das ist eine gute Idee. Schau doch in unserer Bar vorbei, ich bin mir sicher, du wirst schnell neue Freunde hier finden“, sagte sie und brach in schallendes Gelächter aus, während Noah zum Ausgang eilte. Er stolperte beinahe über seine eigenen Füße, als er die Treppen der Veranda herunterlief. Der Hof war leer, von dem Mädchen im weißen Kleid war weit und breit nichts zu sehen. Vom Nebengebäude dröhnte laute Discomusik, es schien so, als wäre dort eine Party im vollen Gange, doch Noah wusste langsam nicht mehr, was Wirklichkeit war und was Halluzination. Er hatte das Gefühl in einem merkwürdigen Traum gefangen zu sein und wünschte sich, er würde langsam aufwachen.

Die Scheiben des Hauses waren beschlagen. Er versuchte zu sehen, was im Inneren vor sich ging, ohne dass er selbst gesehen wurde. Die Szene, die sich ihm durch das Fenster eröffnete, wirkte im ersten Moment wie ein ganz normales Fest in einer ganz normalen Diskothek. Hauptsächlich jüngere Menschen, die an einer Bar saßen, Bier tranken, rauchten, lachten oder auch tanzten. Ein Szenario, das er schon hundert mal selbst miterlebt hatte, doch als er länger hinsah, bemerkte er, dass mit dieser alltäglichen Szene etwas nicht so recht stimmte. Eine der Frauen, die zu der Musik tanzten, trug ein durchsichtiges Kleid, das jeden Zentimeter ihres Körpers preisgab. Sie tanzte eng umschlungen mit einem älteren Mann, der ihren Hals küsste, über ihre Wangen leckte, bis sie ihn schließlich noch näher zu sich zog und ihm ins Ohr biss. Noah musste sich vorbeugen, um besser sehen zu können. Hatte sie wirklich gerade ein Stück seines Ohres abgebissen?

Eine Blutspur rann an der Seite seines Gesichts herunter, als er sie wütend von sich stieß. Auch an ihrem Mund lief eine feine Linie Blut herunter, tropfte auf ihr durchsichtiges Kleid. Als sie begann ihn auszulachen, drehte

sich der Mann, der jetzt nur noch ein halbes Ohr hatte, herum und tanzte mit einer anderen Frau weiter.

Noah spürte, wie sein Magen sich zu verkrampfen begann.

Etwas weiter weg an der Bar, saß ein Mädchen in einem eng geschnürten Korsett und unterhielt sich mit einem Jungen, der viel zu jung war, um überhaupt an diesem Ort sein zu dürfen. Ihre Pupillen waren unnatürlich geweitet und schienen immer größer zu werden, bis sich ihr ganzes Gesicht in eine groteske Fratze verwandelte. Ihre Hände, oder besser gesagt Krallen, umfassten das Kinn des Jungen, bis sie die Haut aufgeritzt hatte. Der Junge starnte entsetzt, doch dann ergriff er plötzlich ihren Arm, warf sie mit unglaublicher Kraft vom Barhocker und stürzte sich dann hinterher, bis Noah die beiden aus den Augen verloren hatte. Er ließ seinen Blick weiter wandern, auf einen Mann, der einsam an einem der Tische saß, vor ihm ein gigantischer Teller voller gebratenem Fleisch. Rippchen, Geflügel, Steak. Er kaute frenetisch, Fleischsaft lief an seinem Kinn herunter, tropfte auf seinen teuer aussehenden Anzug. Dann hörte er ganz plötzlich auf zu kauen, beugte sich zur Seite und erbrach sich in einem Schwall auf den Boden, direkt neben seinen Stuhl. Keiner der Gäste an den benachbarten Tischen reagierte und nachdem er seinen Mund mit dem Jackettärmel abgewischt hatte, aß er einfach weiter, so als sei nichts geschehen.

Noah war jetzt richtig schlecht, er wollte sich gerade abwenden, als eine dieser merkwürdigen Partygäste plötzlich in seine Richtung schaute, ihn mit ihrem Blick zu fixieren schien. Noah fühlte sich ertappt und wich mit einem Mal vom Fenster zurück. Die plötzliche Bewegung schien auch die Aufmerksamkeit der anderen Gäste auf ihn zu lenken, denn plötzlich verstummte sogar die Musik.

Noahs Herz raste, seine Knie fühlten sich weich an, aber er musste von hier verschwinden, so viel war klar.

„Pssst, Noah. Hierher!“ Die Stimme kam von der anderen Seite der Haselnushecke, die den gesamten Hof umgab. Er schaute sich verwirrt um. Spürte, wie sich die Panik in ihm breit machte.

„Komm hierher, ich kann dir helfen, aber du musst dich beeilen.“

Noah wusste nicht warum, aber er gehorchte der mysteriösen Stimme und lief, so schnell es ihm möglich war zum anderen Ende des Hofes. Er blieb vor der Hecke stehen, doch er konnte noch immer niemanden sehen. Hinter ihm ging die Tür des Nebengebäudes auf, als eine kalte Hand seinen Arm ergriff und ihn auf die andere Seite der Hecke zog.

„Nicht schreien, oder sie werden uns hören.“ Die Stimme gehörte zu dem Mädchen in dem weißen Kleid. Sie war mindestens einen Kopf kleiner als Noah und dennoch schien sie viel stärker zu sein.

„Woher kennst du meinen Namen?“, flüsterte er schließlich.

„Kannst du dich denn gar nicht mehr an mich erinnern?“ Sie war mindestens 15 Jahre jünger als er, hatte blasse Haut und wässrig blaue Augen. Ihre Enttäuschung schien zu wachsen, als sie Noahs fragenden Blick bemerkte. Ihre hellblauen Augen wurden immer dunkler, Noah ging einen Schritt zurück. Sein Herz schlug so hart, dass er Angst bekam, es könne jeden Moment stehen bleiben. Auf der Haut des Mädchen trat ein Netz aus blauen Adern hervor und als sie ihren Mund öffnete, um zu sprechen, machte sie ein gurgelndes Geräusch, erbrach einen Schwall klares Wasser vor seine Füße.

„Du kennst mich nicht mehr Noah? Du bist Schuld daran, dass ich jetzt hier bin.“ Ihre Stimme klang plötzlich viel höher, lauter und zog das Interesse dieser verrückten Hotelgäste auf sich, denn nur wenige Sekunden später hörte er ihre knirschenden Schritte auf dem Kies, ihr Geflüster, Gelächter. Die Panik hatte ihn jetzt vollkommen unter Kontrolle, er sah sich kurz um und stürzte in Richtung des Waldes. Das Mädchen versuchte seinen Arm zu ergreifen, doch verfehlte diesen glücklicherweise um einige Zentimeter.

„Noah, nein. Lass mich nicht schon wieder im Stich.“

Noah drehte sich nicht mehr herum. Er rannte kopflos, haltlos. Ab und zu stolperte er über einen Ast oder eine Wurzel, aber er hielt nicht an, rannte scheinbar die ganze Nacht. Das Adrenalin, das durch seine Venen pumpt, verlieh ihm ungeahnte Energie. Nach einiger Zeit lief er parallel mit der Straße, die ihn hierher geführt hatte und kurz darauf sah er das erste Straßenschild. Stockholm 130 km. Bald würde er wieder in der Zivilisation sein. Er erlaubte sich ein wenig langsamer zu laufen, bis er schließlich an

der Straße entlang ging. Die aufgehende Sonne tauchte den Himmel in einen angenehmen rosa Schein. Das Zwitschern der Waldvögel läutete einen neuen Tag ein und als Noah einen Blick auf seine Uhr warf, schien diese auch wieder einwandfrei zu funktionieren. Die Ereignisse der Nacht schienen plötzlich so weit weg, so surreal, wie ein Alptraum oder ein schrecklicher Trip. Es wäre nicht das erste Mal in seinem Leben gewesen, dass er halluzinierte und erst Tage später wieder zu sich kam.

Der Wald wurde immer lichter und in der Ferne erblickte er einen Kirchturm, Dächer, Häuser, Autos, Leben. Er überlegte kurz, ob er sich ein Hotelzimmer in dem Ort, der vor ihm lag, mieten sollte. Doch dann wurde ihm klar, dass er weder Geld, noch ein Telefon besaß. Seine Kleider waren schmutzig, seine Jacke war von einem Ast aufgeschlitzt worden und er roch sicher nach Schweiß und Dreck. Er wollte auf gar keinen Fall riskieren, dass jemand die Polizei anruft, er musste es nur nach Hause schaffen, ohne gesehen zu werden, dann würde er einen seiner Kumpels um Hilfe bitten.

Am Ortseingang, auf einem kleinen Hügel, entdeckte er eine Jagdhütte. Er beschloss, sich ein wenig auszuruhen, bevor er den Rest seiner Reise antrat, doch als er es sich auf dem Boden des kleinen Häuschens gemütlich gemacht hatte, war er auch schon eingeschlafen.

Ein lauter Knall ließ ihn aus dem Schlaf schrecken. Um ihn herum war es dunkel. Er lag unter einer Decke und hatte keine Kleider mehr am Leib. Es dauerte einen Moment, bis ihm klar wurde, dass er sich nicht mehr in der Jagdhütte befand und einen weiteren Moment, bis er bemerkte, dass er nicht allein im Raum war.

„Willkommen zurück Noah. Hast du uns vermisst?“ Es war Leanders Stimme, doch er konnte ihn nirgendwo im Raum entdecken. Nur einen langen, dunklen Schatten an der gegenüberliegenden Wand.

„Wie...wie bin ich hier hergekommen? Ich bin doch abgehauen“, stammelte er, „Ich will sofort hier raus. Nach Hause.“ Jetzt versagte auch noch seine Stimme.

„Das hier ist jetzt dein zu Hause. Du kannst weglaufen so oft du willst,

aber du kannst diesen Ort nie wieder verlassen.“ Leander, oder besser gesagt seine körperlose Stimme, brach in hysterisches Gelächter aus, bevor er den Raum verließ und Noah wurde klar, dass er das Krankenhaus niemals lebend verlassen hatte.



Kurzvita

Sarah Persson

Sarah Persson wurde 1982 in Koblenz am Rhein geboren, wo sie auch den größten Teil ihrer Jugend verbracht hat. Nach einer Ausbildung zur Textildesignerin und einem Betriebswirtschaftsstudium arbeitet sie nun hauptsächlich in der Musik- und Merchandiser-Branche. Vor einigen Jahren ist sie dann nach Schweden ausgewandert und lebt heute mit ihrer Familie in der Nähe von Stockholm.

Die Liebe zur Literatur und vor allem zum Schreiben hat sie schon in der Grundschule entdeckt und seitdem sind einige Hundert Kurzgeschichten und Gedichte entstanden, hauptsächlich in den Genres Horror und Urban Fantasy. Wenn sie nicht gerade liest oder schreibt, kann man sie auf einem Rockkonzert oder mit einer Kamera bewaffnet draußen in der Natur antreffen.



Vera verliert die Balance

Sonja Dohrmann

Vera war auf dem Weg ins Studio. Sie war entschlossen und bereit, Opfer zu bringen und würde dafür sogar Schmerzen hinnehmen. Im Bekanntenkreis hatten sich Männer wie Frauen offenbart, es schon einmal gemacht zu haben. Eine Freundin hatte schließlich den Stecher lächelnd angepriesen: Er sei kompetent und fantasievoll, könne sich aber auch auf die Wünsche der Kundinnen und Kunden einlassen. Er achtete penibel auf Hygiene, würde von der Prozedur sogar ein kurzes Video aufnehmen und insgesamt wäre der Preis in Ordnung. Beim ersten Besuch hatte sie zaghaft ihre Vorstellungen und Wünsche geäußert, und da es ihr

der Besitzer des Ladens mit seiner netten souveränen Art leicht gemacht hatte, wurden die Modalitäten schnell geklärt und ein Termin festgelegt, an dem es zur Sache gehen sollte. Nun war ihr aber doch mulmig zumute. Hinzu kam, dass ihre Eltern kurz vorher durch einen dummen Zufall von ihrer Absicht erfahren hatten, weil der Flyer des Studios aus der Tasche gefallen und der Mutter direkt vor die Füße gesegelt war. Natürlich kamen Fragen. Vera wollte eigentlich nicht darüber reden, es war ihr irgendwie peinlich. Ein holpriger Erklärungsversuch, welcher beruhigend wirken sollte und die Behauptung, keine Zeit mehr zu haben und schnell nach Hause zu müssen, erlösten die erwachsene Tochter aus der unangenehmen Situation. Doch beim darauffolgenden Besuch konnte die Mutter nicht mehr an sich halten und es folgte ein Mecker-Monolog, der zu Beginn stakatomäßig herausgepresst wurde und danach in ein hysterisches Gekreische übergegangen war. Er klang auch jetzt noch in Veras Ohren nach.

„Warum machst du das? Oh nee... das..., das wirst du nie los, damit bist du gebrandmarkt. Kein Mann wird dich so nehmen und du musst allmählich schauen, dass du einen abbekommst. Und sollte dich tatsächlich einer wollen, kannst du dir damit eine weiße Hochzeit abschminken.“

Vera wollte einwerfen, Heiraten hätte mit ihrem Vorhaben rein gar nichts zu tun, aber es war unmöglich – ihre Mutter zeterte ohne Unterlass weiter.

„Wenn irgendwo eine Schlange oder so herauslugt, passt das ja wohl nicht zu ’ner kirchlichen Hochzeit. Aber womöglich bist du schon aus der Kirche ausgetreten. Nein, oh nein - musst du dich unbedingt so verunstalten? Wo soll’s denn überhaupt hin? Auf den Oberarm oder auf die Schulter? Dann wirst du im Sommer aber keine ärmellosen Kleider tragen können. Man wird immer irgendetwas sehen. Findest du das schön? Was Tante Pia und Onkel Christian wohl sagen werden – und erst die Oma. Glaubst man ja nicht, dass die dir dann noch etwas vermachen wird. Was soll es denn überhaupt sein?“

Gerade sollte eine Erklärung erfolgen, aber der Versuch, sich auch nur mit einer Silbe in den Redefluss ihrer Mutter hineinzudrängen, misslang kläglich.

„Eine unauffällige kleine Rose am Knöchel lasse ich mir ja noch gefallen, ... trägst eh fast nur Hosen. Oder ein Herzchen... Aber wie ich dich kenne, muss es wahrscheinlich wieder was Schlimmes sein. Monster oder so, Totenkopf, chinesische Zeichen... Oh nee oh nee...“

Sie hatte zwar mit einer ablehnenden Haltung gerechnet, aber mit solchen Sprüchen? Nein. Abhalten ließ sie sich nicht, ihr Entschluss stand seit langem fest und mit siebenundzwanzig Jahren und einem eigenen Einkommen konnte sie sowieso machen, was sie wollte. Schlimmer als der Ausbruch ihrer Mutter waren die mahnenden Worte ihres Vaters gewesen. Er hatte so viel gesprochen wie schon lange nicht mehr und seine Argumente waren gut und zeigten, er hatte sich tatsächlich mit der ganzen Sache beschäftigt.

„Du kannst allergische Reaktionen bekommen oder dir ’ne Infektion einfangen – ich meine keine einfache Entzündung, sondern irgendein Hepatitis oder Aids oder so. Selbst Tuberkulose und Syphilis können dabei übertragen werden. Das sagt dir natürlich vorher keiner. Die wollen ja nur verdienen. Risiken und Nebenwirkungen? Nö, kennen wir nicht, gibt es nicht... Gibt es aber wohl! Schau nur mal ins Internet, da berichten genug Leute darüber. Und das willst du zwar nicht hören, aber die Farben dafür sollen aus der Industrie kommen, werden normalerweise zum Färben von Autoreifen verwendet. Pfui Deibel! Die Farbe wandert in ein paar Jahren vielleicht sogar in deine Organe rein. Muss nicht, kann aber. Stell dir das mal vor: schwarzes Herz, blaue Leber, rote Lunge. Rot soll übrigens besonders schlimm für den Körper sein. Und Edwin, du weißt, der von meiner Arbeit, hat mal vor ein paar Jahren in der Blödzeitung gelesen, dass man mit den Bildern nicht mehr in die Kernspinröhre darf, weil man damit verbrennen kann. Also, krank darfst du dann nicht mehr werden.“

Als endlich Ruhe herrschte, half es auch nicht, auf jahrtausendalte Traditionen zu verweisen und mit der Steinzeitmumie Ötzi als Vertreter dieser Körperkunst gegenzuhalten. Es half nur die Flucht aus dem elterlichen Haus. Mit den Eltern und besonders mit der Mutter hatte es früher häufig solche unerfreulichen Auseinandersetzungen gegeben. Die Tochter war schon damals fast nie zu Wort gekommen. Vera würde sich heute partout nicht mehr umstimmen lassen. Hätte sie jedoch gehnt, welche merkwürdigen

Dinge bald passieren würden, hätte sie wohl von ihrer Idee abgesehen. Wenige Schritte vor dem Studio waren die Bedenken des Vaters wie weggeblasen. Vera stellte sich das Ergebnis der Sitzungen, es würden wahrscheinlich zwei oder drei werden, vor. Sie freute sich – trotz der bevorstehenden Torturen. Die Anregung für das Motiv war durch eine Zeichnung eines Künstlers mit Namen Shareni, die den Titel „Balance“ trug, gekommen, welche im Internet zu finden war. Dieses Werk zeigt einen Mann von hinten mit einer Balancierstange auf einer Art Seil oder Weg. Auf den beiden Enden der Stange steht jeweils eine kleine Figur. Links ist es eine rote männliche Figur mit freiem Oberkörper, einem Ziegenbart und Hörnern. Auf dem Rücken sind Flügel zu erkennen. Außerdem besitzt die Figur einen Schwanz und trägt einen Dreizack in der rechten Hand, womit klar ist, was diese kleine Figur symbolisieren soll. Auf dem anderen Stangenende steht das Pendant: eine weibliche Figur mit blonden Locken. Sie trägt ein langes blaues Gewand und besitzt auch Flügel. Ihre Hände sind zum Gebet erhoben.

„Balance“ von Shareni

Von dieser Darstellung fühlte Vera sich vom ersten Augenblick in einer Weise angesprochen, die ihr bis dahin fremd war. Immer und immer wieder musste sie die Zeichnung betrachten. Der Wunsch, sich die Vertreter des Guten und Bösen auf den Körper tätowieren zu lassen, beherrschte ständig ihr Denken. Vorne rechts zwischen Schulter und Brust einen Engel und hinten links auf dem Schulterblatt den Teufel. Ja, so sollte es sein. Diese Figuren wollte sie mit Nadeln auf die Haut gestochen bekommen. Vera wusste, dieser Vorgang wird wehtun, zumal sie an den Körperstellen, die verziert werden sollten, mager war und darüber hinaus traf auch der mütterliche Vorwurf, sie sei dünnhäutig, zu, auch wenn Vera dies nicht gerne wahrhaben wollte.

Im Studio angekommen, wurde sie vom Stecher Salvatore begrüßt, der ihr die Vorlagen zeigte, welche wie vorab besprochen und sehr schön geworden waren. Nach einem Kaffee ging es gleich los. Vera zog T-Shirt und BH aus und legte sich auf die Couch. Sie war so aufgeregt, dass ihr

im Großen und Ganzen entging, was zuvor an Vorbereitungen passierte, nur die Musik im Hintergrund nahm sie wahr. Das Geräusch der Tätowiermaschine setzte ein und erinnerte ein bisschen an Zahnarzt. Allein das wäre eigentlich Grund genug gewesen, alles abubrechen. Und dann kamen mit den ersten Linien auch schon die Schmerzen. Manche Menschen sind weniger empfindlich, aber Vera litt höllisch. Die Zeit blieb irgendwie stehen und nach etwas mehr als drei endlosen Stunden kullerten immer noch ein paar Tränen aus den Augenwinkeln, aber ein holder Engel lächelte gerötet, aber sanft von ihrem Schlüsselbein. Das frische Werk wurde – ähnlich wie ein Blumenstrauß – in Frischhaltefolie gepackt. Mit Pflegesalbe und guten Tipps ausgerüstet und ein wenig benommen ging es endlich nach Hause. Während der Heimfahrt war Vera am Hin-und-Her-Überlegen, ob sie dem Teufel lieber abschwören sollte. Der Gedanke war verlockend. Doch drei Wochen später grinste Luzifer höhnisch in die Welt, wenn ihn kein Pullover verdeckte.

Dass etwas merkwürdig war, merkte Vera das erste Mal ungefähr ein viertel Jahr später, als sie an einem Straßenüberweg eine alte Frau sah, die, nachdem die Ampel grün für Fußgänger zeigte, die stark befahrene Straße mit einem Rollator überqueren wollte. Weil dies im Zeitlupentempo geschah, vermutete Vera, die alte Dame würde wohl kaum rechtzeitig auf der gegenüberliegenden Seite ankommen. Während Vera sich Gedanken über mögliche Gefahren machte, kam ihr Bus um die Ecke. Die Zeit war knapp und eine weitere Verspätung würde den Chef erneut aufbringen, er hatte sie eh auf dem Kieker. Wenn sie jetzt auch noch fremden Menschen helfen würde, dann... Plötzlich wurde die Haut um das linke Schlüsselbein sehr warm und Vera rannte, einem inneren Zwang gehorchend, los und wedelte übertrieben mit den Armen, so dass niemand von den Autofahrern losfuhr, bevor die alte Dame wohlbehalten auf dem Bürgersteig angekommen war. Eine ähnliche Situation ereignete sich wenige Tage danach. Es war am späten Nachmittag, typische Feierabendstimmung. Der Bus war gedrängt voll, die Fahrgäste waren vom Tag und von der Arbeit müde und auch Vera saß schläfrig auf einem Platz am Gang und nahm die anderen nur schemenhaft wahr, döste vor sich hin. Erst nur wenig, dann immer mehr erwärmte sich

die Haut wieder an der Stelle, wo der Engel saß. Eine innere Unruhe gesellte sich hinzu und Vera konnte förmlich spüren, irgendetwas würde gleich geschehen. Ein Blick nach oben gab Vera Recht. Ein älterer Herr mit Krücken war eingestiegen und sah sich suchend um. Am liebsten hätte Vera weitergedöst, denn was interessierte sie dieser Fremde. Aber sie stand auf und überlies dem gebrechlichen Mann ihren Sitz.

In kurzen Abständen gab es entsprechende Situationen, bei denen sich der Engel erwärmte und den Anstoß für weitere gute Taten gab, die im Grunde genommen Selbstverständlichkeiten waren.

Als Vera eines Morgens beim Joggen ein Portemonnaie mit einem Ausweis, einer Kreditkarte und 870 Euro fand, wollte sie dies alles dem rechtmäßigen Besitzer bringen, zumal der in der Nähe wohnte, wie dem Ausweis zu entnehmen war. Aber vorher musste sie unbedingt duschen und sich umziehen. Zuhause unter dem Wasserstrahl drängten sich Gedanken an ihren kaputten Fernseher und die anstehenden Versicherungsgebühren Anfang nächsten Monats auf. Zudem hatten die Freunde für März einen kleinen gemeinsamen Skiurlaub geplant. Wenn sie das Geld behielte, ginge es ihr finanziell besser. Sollte es gar ein Geschenk des Himmels sein, sozusagen vom Schicksal bestimmt? Es war niemand im Park gewesen, niemand hatte gesehen, wie Vera die Geldbörse an sich genommen hatte. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht. Plötzlich wurde der Rücken so heiß, dass Vera zuerst dachte, die Temperaturregulierung ihrer Dusche sei kaputt. Allerdings bewirkte auch eine Kaltwasserzufuhr keine Änderung und es war klar – der Teufel war heiß. Was hatte das zu bedeuten? War es ein Wink, das Geld zu behalten, den Skiurlaub zu buchen? Vor Aufregung und Vorfreude breitete sich ein Kribbeln im Bauch aus. Nun wurde aber auch der Engel heiß. Nein, man durfte gefundene Sachen nicht behalten. Das viele Geld einfach zu behalten, wäre wirklich gemein. Vielleicht gehörte es einem Mann mit Frau und mehreren Kindern, denen es schlecht ging, wenn die Familie in diesen Monat nichts mehr einkaufen konnte. Andererseits, wenn jemand 870 Euro verlor, dann hatte die Person auch nicht richtig aufgepasst und war selbst schuld. 870 Euro wären nicht schlecht. Oh weia. Veras Oberkörper wurde immer heißer.

Zusätzlich war ein kräftiger Druck im oberen Brustkorb zu spüren, der von Minute zu Minute schmerzhafter wurde. Hitze und Schmerz, es war kaum auszuhalten. Und dann... Vera wachte auf, sie lag zusammengesunken in der Dusche und fror. Was war geschehen? Das war eine kurze Ohnmacht gewesen. Wodurch war dieser Schwächeanfall ausgelöst worden? Es ließ sich nicht erklären. Vera zog sich an und machte sich auf den Weg, das Portemonnaie abzugeben. Als sie vor dem Haus, in dem der Besitzer der Geldbörse wohnte, stand und gerade die Klingel betätigen wollte, spürte sie ihren Teufel heiß werden. Ohne weiter nachzudenken, drehte sie sich einfach um, fuhr nach Hause und behielt das Geld und – war glücklich. Beim Zubettgehen entdeckte Vera beim Entkleiden, dass ihr Körper sich veränderte. Engel und Teufel waren heiß und auf Höhe des Steißbeines war eine Art Beule zu fühlen. Im Spiegel war eine rote Stelle zu sehen, die Vera sich damit erklärte, dass sie am Morgen beim Zusammensacken in der Dusche hart auf den Boden gefallen war. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Prellung. Doch schon am nächsten Morgen war eindeutig zu erkennen, um was es sich handelte. Es war ein Teufelsschwanz! Dieser war in der Nacht auf eine beachtliche Länge gewachsen und besaß am Ende eine dreieckige Spitze. Das konnte nicht wahr sein. Vera zog daran. Aua... Der Schwanz saß tatsächlich fest an ihrem Körper. Was sollte sie bloß machen? Abschneiden? Konnte ein Arzt helfen? Später! Dazu war jetzt keine Zeit, die Arbeit ging vor, ein bedeutender Termin stand an. Kurzerhand zog Vera eine weite Shorts an, die ihr früherer Freund in der Wohnung vergessen hatte – war doch gut, das ein oder andere aufzubewahren – dann rollte sie den Schwanz zusammen und steckte ihn in die Shorts, zog darüber eine weite Leinenhose an und machte sich auf den Weg zur Arbeit. Nun gut, auch manch andere Menschen hatten ausladende Hintern. Es bestand also die Hoffnung, dass niemand ihre Veränderung bemerkte.

Bei der Arbeit galt es, sich auf ganz andere Dinge zu konzentrieren, denn Vera sollte zu einem baldigen Termin eine Präsentation für einen Kunden erstellen. Leider war ihr bislang keine zündende Idee gekommen. Manchmal hat man Glück und das Schicksal, oder was auch immer, spielt einem in ihre Hände. Bei der kranken Kollegin, mit der Vera das kleine Büro

teilte, lagen mehrere Mappen auf dem Schreibtisch. Vera schloss leise die Tür, was sonst nie einer machte. Wenn jedoch die Neugier entbrennt, lässt diese sich, wenn überhaupt, meist nur schwer zügeln. Nach ein paar hastigen Blicken in die zuoberst liegenden Mappen wurde Vera überraschenderweise fündig. Die Kollegin hatte immer super Einfälle, das musste man ihr lassen, aber nun war sie verhindert und der Abgabetermin rückte näher. Was tun? In wenigen Stunden hatte Vera den Entwurf ihrer Kollegin in ihren PC übernommen, kleine Änderungen und Ergänzungen vorgenommen und saß anschließend am Nachmittag beim Chef und ließ sich für ihre innovativen Ideen und die präzise ausgeführte Arbeit loben. Freude und Genugtuung machten sich breit. Schließlich hatte Vera für die Firma alles gegeben, damit das Vortragen vor dem Kunden zeitlich eingehalten werden konnte.

Als sie später in den Aufenthaltsraum kam, starrten ihre anderen Kolleginnen und Kollegen sie völlig entgeistert an. Hatten sie mitbekommen, woher die Anregungen, so konnte man es wohl nennen, für ihre Präsentation stammten? Oder war doch etwas an Veras Hinterseite zu sehen? Aber die Blicke wanderten nicht, wie zu vermuten war, zum Po, sondern auf die Stirn.

„Was hast du denn da? Hast du dich geprügelt oder probierst du schon dein neues Faschingskostüm aus?“, fragte einer von ihnen, sein Lächeln war eher verhalten als amüsiert.

Verwirrt eilte Vera in den Waschraum und sah in den Spiegel. Auf ihrer Stirn prangten zwei rote Hörner. Schöne rote Hörner. Am Kinn war ein Ziegenbart – nicht aufgeklebt, sondern gewachsen. Vera betastete ihren Kopf, ihr Gesicht. Alles fühlte sich warm und zum Körper gehörend an. Mein Gott, was ging hier vor? Merkwürdigerweise fühlte Vera kein Entsetzen, keine Panik – nein, sie war völlig ruhig und zufrieden. Ein unterdrückter Lacher entschlüpfte ihrem Mund. Alles war in Ordnung und fühlte sich richtig an. Erhobenen Hauptes ging sie zu ihrem Büro zurück, ohne auf die fragenden Blicke aus den anderen Räumen zu reagieren.

Zuhause ließ Vera die letzten Wochen und Monate revue passieren und kam zu dem Resultat, nicht nur ihr Äußeres veränderte sich, sondern

auch innerlich passierte etwas Grundlegendes. Sie dachte und urteilte über Menschen, Situationen oder Vorkommnisse anders als noch vor wenigen Wochen. Wesensveränderungen werden von den Betroffenen meistens selbst nicht wahrgenommen, anders jedoch bei Vera. War sie früher darauf bedacht, mit Verwandten, Freunden und Kollegen oder auch mit Fremden möglichst höflich, ehrlich und gerecht umzugehen, so hatte sie nun häufig das Bedürfnis, egoistisch und gemein zu sein. Zuwendung und Empathie wichen einer Gleichgültigkeit und diese Erkenntnis, die andere Menschen in Angst und Schrecken versetzt hätte, beunruhigte oder beschämte Vera nicht, im Gegenteil, der Wandel war ihr recht.

Während der nächsten Wochen und Monate spürte Vera trotzdem eine stetig wachsende Unruhe, ein Bedürfnis nach einem Mehr..., ja, an was eigentlich? Ihr wurde klar, dass ihr noch etwas Wichtiges fehlte. Und was war mit dem Engel los? Kam es Vera nur so vor oder verblassten seine Farben? Warm oder gar heiß wurde diese Figur schon lange nicht mehr. Nun denn, das war egal. Vom Engel angestoßene Taten bewirkten keine Spannung, keine Aufregung, sie waren so normal, so... langweilig. Dafür erhitze sich nun ihr Teufel bei jeder Gelegenheit und Vera verstand dies stets als Aufforderung, genau das zu machen, was andere Menschen als schlimm bezeichnen würden. Doch Vera genoss solche Handlungen und suchte sogar intensiv nach einer ganz besonderen Tat, durch die sie hoffentlich das letzte der teuflischen Insignien erhalten würde.

Bald darauf kam die Gelegenheit und wenn sich diese einem bietet, dann muss man sie beim Schopfe packen. So dachte Vera, als sie zufällig am Gartenzaun auf ihren verhassten Nachbarn traf, der sich mal wieder über ihre hohen Bäume und die mit Unkraut überwucherten Beete beschwerte. Er meckerte lautstark und beschimpfte Vera sogar wegen ihres Äußeren, sie sähe aus wie der Leibhaftige. Vera, die zuerst wie angewurzelt auf dem Fleck stehen geblieben war und keinen Ton mehr herausbringen konnte, spürte, wie langsam der unbändige Wunsch entstand, es dem alten Idioten mal zu zeigen. Ihr Teufel gab das Signal. Sie lief in den Schuppen, sah dort wie vermutet neben Spaten und Besen und den anderen Gerätschaften eine dreizinkige Forke in der Ecke stehen und wusste, was zu tun war. In sel-

ben Augenblick spürte sie ein heftiges Spannen an den Schulterblättern. Endlich! Endlich! Sie riss sich hastig die Oberbekleidung vom Leib und fühlte, wie sich die lang ersehnten Flügel mit Macht entfalteten. Das Gesicht und der ganze Oberkörper röteten sich, ihre Hörner brannten und der Ziegenbart juckte. In Kürze standen die Flügel prall vom Rücken ab. Oh, welch ein wohliges Glücksgefühl. Nun war sie vollständig und perfekt. Nie hatte sie sich so wunderschön und energiegeladen gefühlt wie in diesem Moment. Vera zog ihren Teufelsschwanz heraus und ließ ihn hinten aus der Hose hängen. Die Schuppentür flog krachend auf und Vera schritt mit dem Dreizack in der Hand entschlossen auf den Nachbarn zu.

Kurzvita

Sonja Dohrmann

Sonja Dohrmann wuchs als Tochter eines Zimmermanns und seiner Frau mit vier Geschwistern unweit des Teufelsmoores auf dem platten Land zwischen Hamburg und Bremen auf. Sie schrieb bereits als Grundschülerin in der Dorfschule Geschichten und nähte diese Texte zu kleinen Büchern zusammen. Es zeigten sich schon früh erste Ansätze ihrer Lese- und Schreibleidenschaft. Später führte sie das Studium in Norddeutschlands Großstadt, zum Tor der Welt, wo sie heute als Berufsschullehrerin ihren Schülern neben arbeitsrelevanten Inhalten auch den Spaß am Schreiben vermitteln möchte und selbst mehrere literarische Projekte verfolgt. Seit einiger Zeit spürt sie nämlich, dass die Geschichten, die in ihr stecken, auch mal raus müssen. Und so hat sie angefangen, sich den Freuden und Qualen des Schreibens hinzugeben und bringt nun ihre Ideen zu Papier bzw. in den PC, auch in der Hoffnung, dass ihre Texte Anklang finden – na, tövt wi mol af... Sonja Dohrmann ist 54 Jahre jung und lebt glücklich mit Mann und Hund im Süden der Hansestadt Hamburg.





Schreckliche Überraschung

Tanja Kummer

Sender-Protokoll der TV-Highlight-Sendung vom Montag **Titelmusik**

Im Vorspann sind die fünf Kandidaten zu sehen.
Die Show beginnt mit der Vorstellung des Moderators.

Moderationstext:

»Willkommen bei **Schreck Dich Reich – die Show, die Emotionen weckt**. Unsere Kandidaten erwarten im Laufe der Woche ein Überraschungspaket mit schrecklichem Inhalt. Und Sie, die Zuschauer, können bestimmen, wer mit seiner Reaktion 100.000 Dollar verdient hat. Stimmen Sie ab und rufen Sie an!«

Danach startet die Vorstellung der Kandidaten.

Moderationstext:

»Heute mit im Programm: Sarah Flinn aus Kansas City. Sie ist 36 Jahre, Hausfrau und Mutter von zwei Kindern.«

Einspielen des Vorberichts beim Kandidaten zu Hause.

Während des Berichts wird eingeblendet, wie die Kameras in der Wohnung des Teilnehmers installiert werden.

Text des Live@LiveChannel-Moderators:

»Hallo Sarah. Wir freuen uns, dass du dich bei uns beworben hast. Glückwunsch! Du bist dabei! Wie fühlt es sich an?«

Sarah Flinn:

»Es war nicht schwer, Kandidat in der Show zu werden. Tausende andere im ganzen Land wurden ebenfalls nominiert.«

L@LC-M:

»Höre ich da eine gewisse Enttäuschung?«

SF:

»Etwas schon! Ich hoffe nur, dass ich nicht allzu lange auf meinen Wochensieg warten muss!« (Sarah lacht.)

L@LC-M:

»Du siehst dich schon als Gewinnerin? Du kennst deine Gegner noch gar nicht!«

SF:

»Stimmt!« (Lacht wieder.) »Aber ich will gewinnen!«

Ausblenden des Vorberichts.

(Logo Einblendung des Channels / Werbung Anfang)

(Logo Einblendung der Sendung / Werbung Ende)

Liveschaltung ins Haus der Kandidatin.

Kamera in der Küche.

Livekommentare des Moderators:

»Sarah ahnt nicht, dass sie heute gleich als erste Kandidatin ausgewählt wurde. Wir haben uns ihren Unmut zu Herzen genommen. Das hat sie nun davon. Wir sehen jetzt live, wie sie zu Hause arbeitet. Jeden Tag um diese Zeit ist sie in der Küche und bereitet das Essen für die Familie zu. Das gemeinsame Abendessen ist ihr sehr wichtig. Heute Abend wird sie viel zu erzählen haben.

Gleich wird es an der Tür klingeln und wir stellen Ihr unser Überraschungspaket zu. Mal sehen, wie sie reagiert.«

Es klingelt. Die Kandidatin geht zur Tür, was die Kameras verfolgen. Sie nimmt das Paket an und kommt freudestrahlend in die Küche.

SF:

»Danke, dass ich so schnell dabei sein darf!«, ruft sie.

Livekommentare des Moderators:

»Sie begutachtet das Paket genau. Es ist sehr leicht, weil das, was darin versteckt ist, kaum was wiegt.

Ich glaube, sie ahnt was, denn ihre Gesichtsfarbe ist etwas blasser geworden.«

Alle im Publikum sind voller Vorfreude.

Livekommentare des Moderators:

»Jetzt ist es soweit. Das erste Überraschungspaket wird geöffnet. Sie benutzt dazu den von uns bereitgestellten Brieföffner aus der Serie 'Schneller Bernie', welcher von der Firma Westburg gesponsert wurde.

Achtung! Jetzt wird es spannend.

Sie will den Deckel abnehmen. Doch unsere Pyrotechnik-Abteilung hat sich etwas ganz Besonderes ausgedacht und wirft den Inhalt aus dem Karton ... ja, da ist es passiert!«

Der Deckel vom Karton fliegt weg und der Inhalt wird zum Teil ebenfalls hinausgefegt.

Die Kandidatin erschrickt sich zuerst an dem Knall und keucht.

Dann kann sie sehen, was durch ihre Küche katapultiert wurde. Sie schreit voller Ekel, reißt die Hände hoch und versucht, die Spinnen von sich herunter zu streichen. Ihr Schrei hält an. Sie ist mit sich beschäftigt, um die Tiere von den Kleidern zu wischen und am Boden zu zertreten, was lustig aussieht, weil sie dabei so zappelt. Ein paar Spinnen sind so groß, dass sie sich nicht traut, sie zu zertreten.

Nicht alle Zuschauer lachen. Einige sind ebenfalls vor Schreck zusammengezuckt und zeigen Ekel.

Die Kandidatin schüttelt sich wieder vor Ekel und schreit noch mal, als sich eine Spinne aus ihrem Haar abseilt. Dann rennt sie aus der Küche ins Badezimmer. Dort gibt es keine Kamera.

Livekommentare des Moderators:

»Stop! Die Zeit ist erfasst. Gerade mal vierundfünfzig Sekunden hat es Sarah mit ihrem Überraschungspaket ausgehalten. Aber ich würde sagen, sie hat sich richtig erschrocken. Sehen wir uns die Wiederholung an.«

Wiederholung in Slow Motion. Unterlegt mit psychedelischer Musik.

Das Publikum hat ebenfalls Zeit, sich etwas zu erholen. Dann werden sie aufgefordert, zu bewerten, wie sich Sarah gehalten hat. Fünf Punkte für gut, einer für schlecht.

Der Moderator erklärt noch einmal die Regeln. Die Bewertung setzt sich aus der Punktzahl des Publikums mit dem Voting über die Socialnetworks zusammen. Am Ende der Woche erhält der Kandidat mit den meisten Punkten den Gewinn von 100.000 Dollar.

Livekommentare des Moderators:

»Vielen Dank, dass Sie mit dabei waren. Schalten Sie auch morgen wieder ein, wenn es heißt: **Schreck Dich Reich.**«

Abspann mit der Titelmusik.

Ende Folge 1.

Sender-Protokoll der TV-Highlight-Sendung vom Dienstag Titelmusik

Im Vorspann sind die fünf Kandidaten zu sehen.

Die Show beginnt mit der Vorstellung des Moderators.

Moderationstext:

»Willkommen beim zweiten Tag der Woche von **Schreck Dich Reich – die Show, die Emotionen weckt.** Auch diesmal erwarten unsere Kandidaten irgendwann im Laufe der Woche eine Überraschung und Sie, die Zuschauer, können bestimmen, wer mit seiner Reaktion 100.000 Dollar verdient hat. Stimmen Sie ab und rufen Sie an!«

Danach startet die Vorstellung des Studiogastes.

Moderationstext:

»Wir freuen uns darüber, dass Sarah Flinn heute im Studio zu Gast ist, um live mitzuerleben, wie sich ihr Kontrahent schlägt. Dazu später aber mehr. Der heutige Kandidat ist Carl Porter. Er ist 58 Jahre, Rentner, Vater und Großvater von einem Sohn und zwei Enkeln.«

Einspielen des Vorberichts beim Kandidaten zu Hause.

Während des Berichtes wird eingeblendet, wie die Kameras in der Wohnung des Teilnehmers installiert werden.

Text des Live@LiveChannel-Moderators:

»Hallo Carl. Wir freuen uns, dass du dich bei uns beworben hast. Glückwunsch! Du bist dabei! Wie fühlt es sich an?«

Carl Porter:

»Großartig. Ich hab schon viel in meinem Leben gemacht. Aber Kandidat in einer Fernsehshow war ich noch nie.«

L@LC-M:

»Traust du dir das zu?«

CP:

»Ich bin kein alter, tattriger Greis. Ich würde mich freuen, das Geld zu gewinnen. Dann würde ich mal Urlaub machen und den Rest des Geldes meinen Enkeln schenken.«

L@LC-M:

»Das klingt wirklich toll. Wo soll es hingehen?«

CP:

»Ich bin noch nie woanders gewesen. New York würde schon genügen.«

L@LC-M:

»Aber es sind gerade mal fünfhundert Meilen bis nach New York.«

CP:

»Naja! Dann vielleicht Los Angeles? Jedenfalls lebe ich seit meiner Geburt hier in dieser wunderschönen Kleinstadt und wollte nie woanders hin. Aber jetzt habe ich so viel Zeit, dass mir langweilig ist.«

Ausblenden des Vorberichts.

(Logo Einblendung des Channels / Werbung Anfang)

(Logo Einblendung der Sendung / Werbung Ende)

Liveschaltung ins Haus des Kandidaten.

Kamera im Wohnzimmer.

Es klingelt. Carl legt die Zeitung weg und steht aus dem Sessel auf. Es ist nicht einfach. Heute ist sein Rheuma wieder besonders schlimm. Langsam schleicht er schwankend zur Tür und nimmt das Paket an.

Anhand des großen Aufklebers sieht er sofort, von wem es ist. Ein ergebene Seufzen entrinnt seiner Kehle. Er hatte gehofft, noch etwas mehr Zeit zu haben. Andererseits wollte er nicht zu lange warten und es hinter sich bringen.

Mit dem Paket in der Hand schwankt Carl in das Wohnzimmer zurück und stellt es dort auf den Tisch. Er betrachtet den unscheinbaren Karton mit Deckel und erinnert sich an das Casting. Carl hatte dazu extra zum Sender kommen müssen, um einen psychologischen Test machen zu lassen. Man hatte irgendwas an seine Stirn geklebt, ihm einen Film gezeigt, der kaum eine Minute lang war, und nur aus Fotografien bestand. Dabei wurden seine Gehirnströme gemessen, um zu erfahren, wovor er sich fürchtet und wie stark. Er konnte nicht sagen, was bei dem Test herausgekommen ist, doch offenbar war er tauglich.

Er freute sich darüber, dass der Sender seine Kandidaten offenbar nicht besonders streng kontrollierte und auch die Selbstangaben nicht hinterfragte. Denn ehrlich gesagt hatte er beim Alter ein wenig geschummelt. Er war zehn Jahre älter und wäre somit gar nicht mehr zugelassen worden. Ähnlich verhielt es sich mit seinen medizinischen Unterlagen, die er ebenfalls ein wenig manipuliert hatte. Er hatte eine Seite entfernt. Doch offenbar war es beim Sender niemandem aufgefallen. Sein Glück.

Carl schwankt nun zum Bartischchen und schenkt sich zwei Fingerbreit Whisky in ein Glas. So medikamentiert er sich jeden Abend selbst. Warum auch sollte er auf den einzigen Luxus in seinem Leben verzichten?

Er trinkt das Glas leer, nickt und geht zu dem Paket zurück. Er ergreift den Brieföffner, welchen der Sender ihm geschenkt hat. Er hat die Auflage, ihn zu benutzen, denn diese Firma war Hauptsponsor der Sendung. Er schlitzt das Klebeband an allen vier Seiten auf und legt das Messer zur Seite. Mit einem leisen Knall springt der Deckel ab.

Carl, in dessen Blutkreislauf der Alkohol bereits wirkt, zeigt auf den Knall keine Reaktion. Ganz und gar nicht gleich ist ihm die gruselige 'Jack in the box' Puppe, die aus der Schachtel wippt.

Carl weicht einen halben Schritt zurück und erleicht fassungslos. Seine Augen quellen hervor und er starrt entsetzt auf das bizarre Männchen mit dem grinsenden Fratzens Gesicht, das wild vor seiner Nase schaukelt.

Dann brüllt er, wirft sich vor und versucht, den Clown zurück in die Schachtel zu drücken.

Seit Kindertagen hatte er eine ausgeprägte und unerklärliche Furcht vor Clowns. Doch dank eines Psychologen hatte er das im Griff. Und eigentlich hatte der Sender ihm schriftlich zugesichert, ihn damit nicht zu erschrecken.

Carl knurrt und brüllt. Er versucht, mit dem wankenden Clown Herr zu werden. Zugleich steigt aus seinen Erinnerungen das gemeine, sarkastische Lachen des Clowns auf. Es wird lauter und lauter und übertönt alles, um schrill in seinem Kopf zu verhallen.

Carls Brust schnürt sich zusammen, während er mit dem Ding kämpft. Endlich schafft er es, ihm habhaft zu werden und in den Karton zurück zu

drücken. Wo ist der Deckel?

Im Studio verfolgt das Publikum lachend die bizarre Szene. Erschreckend findet die Bilder hier niemand.

Sarah Flinn reibt sich begeistert die Hände. Es hatte sich also gelohnt, ein paar Fäden zu ziehen und dafür zu sorgen, das Überraschungspaket des Alten zu manipulieren. Mäuse und Ratten sollten eigentlich aus dem Paket kommen. Auch die Boxen der anderen Kandidaten würde sie noch verändern lassen. Der Sender würde niemals eingestehen, dass die Show manipuliert worden war. Einen solchen Skandal würde der Channel kaum verkraften.

Doch plötzlich verstummt das Lachen der Menschen um sie herum und sie hört Laute des Entsetzens.

Sie sieht wieder auf den Monitor. Der Alte versucht den Clown wieder in die Schachtel zu drücken, doch der Deckel liegt neben ihm am Boden. Er lässt los. Der Clown springt ihn mit neuer Energie an und trifft ihn gegen die Brust.

Die Blase des Alten entleert sich unkontrolliert und das Publikum zeigt sich pikiert.

Zeitgleich dazu kippt Carl wie ein gefälltter Baum rücklings zu Boden. Er versucht, sich an die Brust zu greifen, doch seine Bewegungen sind unkoordiniert und fahrig.

»Ich glaube ... wir machen an dieser Stelle Werbung und kommen gleich zurück!«

Es herrscht ein entsetztes Durcheinander im Studio, während die Werbung läuft. Einmal. Dann ein zweites Mal. Die Helfer am Set versuchen, die aufgebrachten Zuschauer zu beruhigen.

Nach der sechsten Wiederholung des Werbeblocks kommt ein recht bleicher Moderator zurück.

Der Titelsong der Show mit Vorspann erscheint und der Moderator räuspert sich schnell noch mal.

»Wir danken ihnen, dass Sie so lange vor den Bildschirmen gewartet

haben. Und auch unseren Gästen hier im Studio. Der Sender bedauert sehr, was eben bei Carl Porter zu Hause geschehen ist, und dass wir diese Bilder live ausgestrahlt haben. Wie uns der Notarzt vor Ort mitteilte, erlitt der Rentner offenbar einen schweren Herzinfarkt und ist gestorben. Der Sender spricht den Angehörigen von Carl Porter ihr tiefstes Bedauern und Mitgefühl aus. Bis auf Weiteres wird die Sendung eingestellt. Die Gewinnsumme möchte der Sender den Angehörigen von Carl spenden.«

»Was?«, schreit Sarah daraufhin erregt. »Der Alte hat doch bestimmt nur simuliert! Wer hat schon Angst vor so was? Niemand hat doch Angst vor einem lächerlichen Clown!«



Kurzvita

Tanja Kummer

Tanja Kummer wurde 1976 in Gunzenhausen geboren. Bereits als Kind war sie eine begeisterte Leserin von Krimi- & Fantasygeschichten. Im Teenageralter griff sie dann erstmals selbst zu Stift und Papier.

Mit zahlreichen Kurzgeschichten in verschiedenen Anthologien sammelte sie Erfahrungen. Ihr Debütroman erschien 2006 mit dem ersten Band »Die Weltenwandlerin« der Fantasy-Serie rund um die mittelalterliche Welt Tybay. Eine Geschichte um Krieg, Verrat, Liebe, Könige und Königinnen, Magiewesen und dunkle Machenschaften. Der dritte Teil »Der Weltenwandler« wurde 2014 im Leserattenverlag in Backnang veröffentlicht.

Derzeit schreibt Tanja Kummer als Hauptautorin bei der eBook-Serie »Jakob Wolff« mit. Sie handelt von einem unsterblichen Hexer und seinem Wunsch, den Teufelsfluch zu brechen. Aktuelle Infos rund um die Gedankenwelt der Autorin findet ihr hier: www.tanjakummer.de



Jäger und Gejagte

Sabrina Kesselmeier

Ariane sah zum wiederholten Male auf ihre Uhr. Eine halbe Stunde noch. So lange würde sie warten, ehe sie endlich gehen würde. Sie war sowieso schon zu lange in dieser Stadt geblieben, zu viele Menschen kannten ihr Gesicht oder glaubten es zu kennen. Zugegeben, sie hatte die Wochen gebraucht, um Raphael zu finden und sie würde nun nicht hier stehen, wenn Jim sie nicht dazu überredet hätte. Sie hatte ihm versprochen, Raphael zu finden und sich um ihn zu kümmern. Sie musste es tun, auch wenn es ihr widerstrebt.

Weitere zehn Minuten vergingen. Ariane hatte Kopfschmerzen. Und dafür,

dass es erst Ende August war, war es einfach zu kalt. Vielleicht hatte Raphael die Karte nicht gefunden? Oder vielleicht war er vorsichtig genug gewesen, um sofort seine Sachen zu packen und die Stadt zu verlassen? Das hätte Ariane gemacht, wenn es Jim nicht gegeben hätte. Wenn es all das nicht gegeben hätte. Ob Raphael wirklich kommen würde?

Ariane schlug fröstelnd die Arme um den Oberkörper. Noch eine gute Viertelstunde. Dann würde sie mit ihrer Suche wieder von vorne anfangen müssen. Verdammt. „Raphael, wo bleibst du?“, fragte sie sich in Gedanken.

Ihr fuhr ein kalter Schauer über den Rücken, als sie hinter sich Schritte hörte. Langsam, gemächlich. Schritte, die zu einer Person gehörten, die sich keine Gedanken um die Zukunft machte, sondern im Hier und Jetzt lebte. „Hallo Fünf“, sagte Raphael leise. Seine Stimme war anders, klang tiefer als in ihren Erinnerungen, aber sie besaß noch immer diesen amüsierten Unterton, wofür Lauren ihn vergöttert hatte.

„Ariane“, verbesserte sie ihn und drehte sich zu ihm um. „Klingt hübscher.“

Raphael hatte sich ebenfalls verändert. Er war ein typischer *Beachboy* gewesen; blonde Haare bis zum Kinn und gebräunte Haut, als wäre er noch immer in Kalifornien am Strand. Der Traum aller Frauen. Jetzt waren seine Haare schwarz und kurz geschnitten, seine Haut blass und sein Blick wirkte mit den grauen Augen fast stechend. Es war eine vollkommene Veränderung, aber Raphael sah noch immer überdurchschnittlich gut aus und das wusste er. „Tatsächlich?“, sagte er langsam. „Nun, für mich wirst du immer Fünf sein. Sag mir, hast du mir diese hübsche Einladung geschickt? Soll das hier etwa ein Date sein?“

Sie schnaubte. Raphael würde sich wohl nie ändern. „Ich habe besseres zu tun. Komm mit.“ Ariane ging mit schnellen Schritten die Straße hinunter, Raphael ihr dicht auf den Fersen. Er war noch immer neugierig und abenteuerlustig. Es würde ihm das Genick brechen, aber heute Abend würde es ihr nützen. Sie wollte ihr Gespräch ungern an einem Ort ausführen, dem sie nicht traute. Die Bar, zu der sie unterwegs waren, war zwar auch nicht besser, aber Ariane konnte sowieso die Orte, an denen

sie sich sicher fühlte, an einer Hand abzählen. Und sie würde Raphael auf keinen Fall zeigen, wo sie wohnte. Das würde nur zu Problemen führen.

Es war kurz nach der Happy-Hour und die Bar war bereits brechend voll, als Ariane und Raphael ankamen. Sie hatte vorsorglich unter einem falschen Namen einen Tisch gebucht, der etwas entfernter zu den anderen Tischen stand und von dem man einen guten Blick auf die gesamte Bar hatte. Raphael protestierte, als Ariane für sie beide nur ein Glas Wasser bestellte, aber das war ihr egal. Für dieses Gespräch mussten sie nüchtern sein.

„Also, Fünf. Was willst du von mir?“, fragte Raphael genervt, da sein Abend nicht die gewünschte Richtung annahm.

„Dir einen Gefallen tun. Dir das Leben retten“, sagte sie eindringlich und beugte sich vor. Sie musste aussehen, als würde sie ihrem Date etwas Verachtetes ins Ohr flüstern. Nur so würde man sie nicht weiter beachten. Sie wären einfach nur ein weiteres junges Pärchen. „Sie suchen uns.“

„Sie?“

„Die Übrigen. Wir stellen ein Problem dar. Ein Problem, das sie auslöschen wollen.“

Raphael wirkte nun endlich eingeschüchtert. „Bisher haben sie uns doch in Ruhe gelassen. Warum sollte das jetzt anders sein?“

„Bist du wirklich so dumm oder tust du nur so? Sie haben uns nie aus den Augen verloren, sie haben nur so getan. Vergiss nicht, wir liefern immer noch Daten.“

„Ich glaube, du bist paranoid geworden, Fünf“, spottete Raphael. „Du hast wohl zu vielen Verschwörungstheorien gelauscht.“

„Tatsächlich? Dann willst du mir nicht glauben?“

„Natürlich nicht. Etwas Dümmeres habe ich noch nie gehört.“

Ariane sah ihn wütend an, ehe sie in ihrer Handtasche wühlte. „Gut, dann liefere ich dir Beweise, Raphael.“ Sie hielt ihm eine dünne Akte entgegen, die er zögernd annahm.

„Hör auf, mich so zu nennen“, murmelte er, während er die erste Seite überflog. „Das klingt merkwürdig aus deinem Mund.“

„So heißt du doch. Oder nennst du dich jetzt anders?“

„Ich bin Zwei. War ich immer und werde ich auch immer sein.“

„Dein Sturkopf wird dir noch den Hals kosten.“

Raphael grummelte etwas Unverständliches. Dann sah er auf, mit zusammengekniffenen Augen. „Was soll das? Warum zeigst du mir das?“

„Die hat Kim besorgt“, zischte Ariane. „Sie hat sich in die Datenbank gehackt und hat versucht, alles über uns zu löschen. Dabei hat sie entdeckt, dass sie Drei, Vier und Sechs auf die Jagd nach uns geschickt haben. Acht haben sie bereits gefunden und zurück in das Hauptquartier gebracht. Jetzt suchen sie uns.“

„Acht ist auch ein Idiot.“

„Er wurde wegen seiner Trauer unvorsichtig. Das darf uns nicht passieren.“

„Wieso sollte es?“, fragte Raphael gelangweilt, bevor er sie stirnrunzelnd ansah. „Fünf, wo sind die Anderen? Die, die auch abgehauen sind?“

„Tot.“ Ariane biss die Zähne aufeinander, ehe sie fortfuhr: „Kim starb, kurz nachdem sie die Informationen gefunden hat. Sie hat sich gewehrt und wurde erschossen. Davor konnte sie jedoch die Daten an Lauren weiterschicken, die sich auf die Suche nach Jim und mir gemacht hat. Und nach dir, Raphael. Sie wollte dich finden, dich retten. Drei hat sie erstochen, weil sie die Informationen nicht rausrücken wollte. Und Jim starb dabei ebenfalls, er hat versucht, Lauren zu retten.“

„Tut mir leid“, sagte Raphael. „Ihr wart zusammen, oder?“

Ariane schnaubte. „Das hast du gut gesagt. *Wart*. Er ist ja jetzt schließlich tot. Genauso tot, wie wir es sein werden, wenn wir nicht endlich abhauen.“

„Warte kurz, ich muss mir das mal schnell aufschreiben.“ Ohne auf ihren Protest zu achten, nahm Raphael einen Stift und die Rückseite eines der Blätter. „Also, Emily war Eins, aber sie starb noch in der Testphase. Deswegen war Acht auch so fertig.“

„Terence. Er hieß Terence.“

„Aber er ist gefangen, noch nicht tot.“

„Das wird nicht mehr lange so sein“, bemerkte sie. „Er gibt ihnen die Schuld für Emilys Tod.“

„So falsch liegt er da nicht.“

„Ein solcher Gedanke verlängert aber auch nicht sein Leben.“

„Schon gut. Die Zwei, also ich, lebt noch. Drei und Vier versuchen, uns das Leben schwer zu machen, oder? Schade, dabei habe ich die beiden echt gemocht. Und du bist dir sicher, dass Gerrit Lauren erstochen hat?“

„Ja, ich war dabei, schon vergessen? Und die süße, kleine Judith hat Jim abgeknallt.“

„Weiter im Text. Du, die Fünf, bist auf der Flucht. Marcel ist auch auf der Jagd nach uns. Lauren war die Sieben, Jim die Neun und Kimmy die Zehn. Also von zehn Testpersonen sind noch insgesamt sechs Leute am Leben. Keine gute Statistik, oder? Vor allem, da nur noch drei Leute treu sind.“

„Und diese Drei sind auf der Jagd nach uns, Raphael. Ich weiß nicht, wer Kim getötet hat, Lauren konnte uns das nicht mehr sagen, aber wir wissen zumindest, dass Judith und Gerrit Ernst machen.“

„War Sechs nicht Pazifist?“, fragte Raphael nachdenklich. „Wie passt er denn hinein?“

„Ich könnte mir vorstellen, dass sie Marcel ein Angebot gemacht haben. Entweder Jäger oder Zelle. Ich an seiner Stelle wäre dann auch zu den Jägern gegangen.“

„Acht haben sie die Wahl wohl nicht überlassen.“

„Hätte ich auch nicht gemacht. Der Typ ist der wankelmütigste Mensch, den ich kenne.“

„Okay, aber was erwartest du jetzt von mir, was ich tun soll? Sollen wir einfach abhauen und das für den Rest unseres Lebens?“

„Warum nicht? Ich habe jedenfalls dich gewarnt, etwas Anderes habe ich Jim und Lauren nicht versprochen. Meinetwegen kannst du mitkommen oder du kannst hier bleiben. Die Wahl liegt ganz bei dir.“

„Eine tolle Wahl habe ich da. Entweder ich verstecke mich mit einer Psychopathin oder ich werde von zwei Psychopathen verfolgt.“

„Sie sind zu dritt.“

„Sechs kann man aber auch nicht ernst nehmen.“

„Wie du meinst.“ Ariane sah auf ihre Uhr und stand auf. „Ich werde jetzt gehen. Du musst dich entscheiden. Oh, und bitte sei ein Gentleman und bezahle meine Rechnung. Ich habe schließlich versucht, dein armseliges Leben zu retten.“

Sie waren zu zehnt gewesen und Ariane hatte nicht einen von ihnen gemocht.

Das musste sie auch nicht, das hatte nicht zu ihren Aufgaben gehört. Ihre Aufgabe war es, still zu sein, zu beobachten und den Befehlen der Wissenschaftler Folge zu leisten. Das hatte sie getan und man war mit ihr zufrieden gewesen.

Jim war es schließlich gewesen, der sich mit ihr beschäftigt hatte, obwohl man es ihm verboten hatte. Es war besser für das Programm gewesen, wenn die Teilnehmer untereinander keine tieferen Bindungen eingegangen waren. Jim hatte das nicht interessiert.

Ariane klopfte mit den Fingern auf dem Lenkrad, folgte dem Takt des Liedes, das aus dem Radio tönte und das anscheinend auf Platz Eins der Charts war. Platz Eins. Das war auch Emilys Platz gewesen und nun war sie tot. Die Eins hatte ihr nicht geholfen.

Es war sechs Uhr morgens. Ariane hatte Raphael fast zwölf Stunden gegeben, um sich zu entscheiden und falls nötig, alles zu erledigen. Sie selbst hatte einen kostbaren halben Tag verschenkt. Innerlich schalt sie sich eine Idiotin.

Ihre Tür wurde aufgerissen und Raphael ließ sich auf den Beifahrersitz fallen, eine Sporttasche auf dem Schoß. Sie war noch nicht einmal zusammgezuckt. Sie hatte ihn erwartet.

„Du hast dich also entschieden“, sagte sie und musterte ihn aus dem Augenwinkel, während sie den Wagen startete. Er war blass, unter seinen Augen lagen graue Ringe und sein Blick hatte etwas gehetztes. Gut, er hatte also endlich den Ernst der Lage verstanden.

„Ich hatte ja keine andere Wahl, oder?“ Er lachte nervös. „Gott, ich mag das Leben echt, weißt du, Fünf? Es gefällt mir wirklich. Deshalb komme ich auch jetzt erst. Ich brauchte die Zeit, um mein Konto zu plündern.“ Er klopfte gegen die Sporttasche. „Das schöne Leben soll nicht plötzlich enden.“

„Schön für dich“, antwortete sie kurz angebunden. „Seid ihr endlich zufrieden?“, dachte sie. „Ich habe endlich den Jammerlappen und den

Feigling gefunden, der, der besser sein sollte als wir alle zusammen. Und er denkt nur an das *schöne Leben*.“

„Wohin fahren wir?“, fragte Raphael und sah ihr ins Gesicht. Er schien kurz zu überlegen, dann schob er ihr ihre Sonnenbrille ins Haar, um ihr in die Augen zu sehen. „Sei ehrlich, ja? Ich komm schon damit zurecht.“

„Wir verlassen die Stadt. Jim hat mal eine Hütte im Wald erwähnt. Dort wollten wir eigentlich hin, natürlich auf Umwegen, damit die Anderen uns nicht finden.“ Jims Name war ein diskreter Hinweis, dass sie nicht weiter sprechen wollte. Sie wollte Raphael nicht sagen, dass Jim über diese Hütte gesprochen hatte, als wäre sie ein Zuhause, indem sie alle glücklich geworden wären.

„Wo im Wald?“ Raphael hatte schon immer das Taktgefühl eines Blutegels besessen.

„In New Jersey. Die Hütte steht wohl seit Jahren leer.“

„Du willst nach New Jersey?“, fragte Raphael entsetzt. „Bist du lebensmüde? Wir sind gerade raus aus dem Testlager und du willst wieder hin? Halt sofort den Wagen an!“

„Überleg doch“, zischte sie. „Dort werden sie uns doch niemals erwarten. Sie werden denken, dass wir möglichst viel Abstand zwischen sie und uns bringen werden, deswegen werden sie uns auch nicht in New Jersey suchen.“

„Und wieso zum Teufel können wir nicht einfach einen Flug buchen und wegfliegen? Es fliegen täglich hunderte Menschen, da wird man uns doch sofort verlieren. War das nicht auch Jimbos Idee?“

„Nenn ihn nicht so“, sagte Ariane gereizt. „Und denk endlich mal nach. Wir müssen unerkannt reisen, kapiert? Die suchen uns doch.“

„Ich kann Neun nennen, wie ich will. Und dank dem Programm haben wir doch verschiedene Pässe.“

„Ja, die den Geheimdiensten allerdings seit unserer Flucht auch alle bekannt sind.“ Sie atmete tief durch, um sich zu beruhigen. „Hör mal, ich weiß, dass wir eine längere Autofahrt vor uns haben und ich will auch nicht unbedingt wieder zurück, aber so ist es am besten. Hast du schon den kompletten Bericht gelesen? Denn wenn nicht, ist das hier ein guter Zeitpunkt.“

Raphael zog eine Grimasse, als wolle er noch etwas sagen, aber dann wühlte er tatsächlich in der Sporttasche herum und holte die schmale Akte heraus. Es war ein vertrauter Anblick. Vor gar nicht allzu langer Zeit hatte jemand anderes auf dem Sitz gesessen und diese Akte gehalten. Arianes Finger verkrampften sich um das Lenkrad.

Sie waren zu zehnt gewesen und man hatte sich bemüht, ihnen zu zeigen, dass sie besonders waren. Gleichzeitig hatte es Regeln gegeben.

Regel Nummer 1: Vergiss deinen Namen, deine Familie und Freunde, deine Vergangenheit. Von jetzt an bist du eine Nummer, ein Teilnehmer des Programms 'N.E.M.I.S.I.S.'

Regel Nummer 2: Dir ist es nicht gestattet, außerhalb des Programmes 'N.E.M.I.S.I.S.' von diesem zu sprechen und Daten weiterzugeben.

Regel Nummer 3: Den Befehlen der Leiter des Programmes 'N.E.M.I.S.I.S.' ist unter allen Umständen Folge zu leisten.

Jim hatte jede einzelne dieser Regeln gebrochen und nach und nach hatte er auch die anderen dazu gebracht, sie zu brechen. Zuerst die mit ihrer Nummer sowieso unzufriedene Kimberley.

Danach die unsichere Emily und ihr zuliebe Terence. Lauren, verzweifelt über Raphaels Ignorieren ihrer Person und den Verlust ihrer Lieben. Und schließlich Ariane. Irgendwann hatte sie angefangen, in den Teilnehmern des Programmes nicht mehr nur Nummern zu sehen, sondern Menschen mit eigenen Namen. Es war einer ihrer größten Fehler gewesen. Es wäre besser gewesen, wenn sie alle ignoriert hätte. Aber Jim hatte dies nicht getan und sie im Laufe des Programmes auch nicht mehr. Und deshalb steckte sie jetzt in diesem Dilemma.

„Hey Fünf, du siehst müde aus. Wir können gerne tauschen“, sagte Raphael und sie schnalzte verärgert mit der Zunge.

„Wie oft soll ich dir das denn noch sagen? Nenn mich nicht so. Und wir sind sowieso fast da, da brauchen wir nicht mehr tauschen.“ Ariane rieb sich kurz die Augen, dann richtete sie sie wieder auf die Straße. Es regnete furchtbar. Das Wetter passte wirklich hervorragend zu ihrer Stimmung

und sie fragte sich, ob sie vielleicht wetterfühliger war, aber den Gedanken verwarf sie sofort wieder. Kurz blitzte Jims Lächeln vor ihrem inneren Auge auf. Für ihn tat sie all das hier. Nur wegen ihm. Sie musste sich endlich zusammenreißen, so eine große Sache war es nun auch wieder nicht.

„Ich weiß, ich habe es schon einmal gesagt, aber mein Beileid“, meinte Raphael und legte unvermittelt seine Hand auf ihre Schulter. Sie schüttelte sie ab. „Er hat dir viel bedeutet.“

„Sie haben mir alle etwas bedeutet“, sagte Ariane mit zusammengebeissenen Zähnen. „Aber so ist es nun einmal. Irgendwann stirbt jeder.“

„Ja, aber sie hätten das nicht tun müssen. Wenn wir nicht geflüchtet wären...“

„Wäre Kim auch tot. Schon vergessen? Sie war Nummer Zehn. Sie konnte die Leistungen nicht halten.“

„Ja, aber vielleicht wären dann die anderen-“

Ariane bremste abrupt. Zum Glück waren sie momentan allein auf der Straße. Mit wütenden Augen funkelte sie ihn an. „Ach, dann hätte Kim ruhig sterben können? Weil sie nur die Zehn war?“ Sie vergaß augenblicklich alle positiven Eigenschaften von Raphael. Das war sowieso besser. Wenn sie ihn als das wahrnahm, was er war. Die Zwei.

„Nein, so habe ich das gar nicht gemeint“, ruderte Raphael hastig zurück. Er war blass geworden. Von dem großspurigen Beachboy war nichts mehr übrig geblieben. „Ich meinte doch nur, dass so viele noch leben würden, hätten wir uns nicht geweigert, an dem Programm teilzunehmen.“

„Du weißt wirklich gar nichts“, sagte Ariane bitter und bemühte sich, ruhiger zu werden. Sie musste ihre Aufgabe beenden, ihre Rolle spielen. Dafür musste Raphael ihr vertrauen. „Du bist Zwei durch und durch. Du hast keine Ahnung, was wirklich passiert ist. Emily und du, ihr hattet immer einen Sonderstatus. Eins und Zwei. Verstehst du überhaupt, warum Judith Terence in der Übung fast umgebracht hat?“

„Es war ein Unfall“, murmelte Raphael unbehaglich und sie lachte auf.

„Sie hat nicht unbeabsichtigt auf ihn geschossen, sie hat Emily gehasst. Terence war nur das Mittel zum Zweck, weil er ihr etwas bedeutet hatte. Was glaubst du eigentlich, wieso Kimberley und Jim es bei den Professoren

so schwer hatten? Sie waren die letzten der Platzierungen und für den Erfolg des Programmes waren vor allem Emily und du wichtig. Deshalb wurde doch auch so besonders auf euch geachtet.“

„Jetzt übertreibst du aber.“

„Sicherlich nicht. Ihr bekommt euren Status, genau wie wir, nur durch eure Gene und deshalb würdet ihr gleich als Bestes eingestuft. Und wenn du den Bericht gelesen hättest, wenn du ihn *verstanden* hättest, wüsstest du es.“

„Ich habe den Bericht gelesen. Aber woher willst du wissen, ob das alles auch wahr ist? Was ist, wenn Kimberley einen Fehler gemacht oder ihn sogar gefälscht hat?“

„Du glaubst also, Kim ist wegen einem blöden Fehler gestorben?“

Raphaels Augen verengten sich. „Wenn Eins und ich so ungeheuer wichtig für das Programm gewesen wären, warum haben sie Eins dann in der Testphase sterben lassen?“

„Ganz einfach: Es war ein Versehen. Die ach so klugen Forscher haben nämlich eines nicht bedacht. Weißt du zum Beispiel, warum es heutzutage viel mehr Allergiker gibt als früher?“ Ariane wartete nicht seine Antwort ab. „Das Zauberwort heißt ‚Abhärtung‘. Emily ist in völlig sterilen Räumen aufgewachsen, die Leute haben penibel darauf geachtet, dass sie mit keinen Krankheitserregern in Berührung kommt. Und während des Programmes musste sie Unmengen an Allergiker-Medizin einnehmen. Ist dir das nie aufgefallen?“

„Dann willst du also sagen, dass Emily gestorben ist, weil sie zu behütet aufgewachsen ist?“ Raphael schluckte. „Aber ich bin ähnlich wie sie aufgewachsen und ich lebe noch.“

„Glück“, sagte Ariane unbarmherzig. „Du hattest einfach nur Glück und Emily hatte Pech. Das ist das ganze Geheimnis, es war einfach nur ein Glücksspiel. So eines, wie es jeden Tag an jedem beliebigen Ort vorkommt. Um zu überleben braucht man Glück und Emily hatte keines.“

„Hör auf, das so auszudrücken. Das klingt so... gruselig.“ Er schüttelte sich.

„Es ist die Wahrheit. Für diese Wahrheit sind sie alle gestorben.“

„Und was willst du jetzt machen?“, fragte Raphael misstrauisch. „Willst

du dich einfach so verstecken? Oder willst du Acht helfen und die anderen gegen dich aufbringen?“

„Bist du wahnsinnig? Ich war auf Platz Fünf; gegen Drei und Vier habe ich nicht die geringste Chance und du wirst es schwer gegen gleich drei von uns haben. Und Terence konnte ich noch nie leiden. Warum sollte ich mein Leben für ihn riskieren?“

„Vielleicht wegen Jim?“

Ariane erwiderte Raphaels Blick, dann startete sie den Wagen. „Wir sind in ungefähr einer halben Stunde an der Hütte.“

Sie waren zu zehnt gewesen und Jim war anders gewesen als die anderen. Bis dahin war sie stets für sich geblieben, hatte kaum mit jemandem geredet und hatte auch mit niemanden reden wollen. Der Wissenschaftler, der für sie verantwortlich gewesen war, hatte mit dieser Eigenart kein Problem gehabt, da es auf diese Weise für ihn weniger Arbeit bedeutet hatte. Als sie Jim kennengelernt hatte, hatte sich das geändert.

„Weißt du, es könnte auch anders sein“, hatte Jim zu ihr gesagt, als sie zusammen in ihrem Zimmer nach der ersten Testphase gegessen hatten. Damals waren sie noch alle am Leben gewesen. Emily starb erst bei der fünften. „Wir könnten ein anderes Leben führen.“ Es war ein schönes Szenario gewesen, das er ihr beschrieben hatte. Aber Ariane war Realistin, sie kannte ihren Platz in der Welt und sie hatte gewusst, dass das, was Jim da erzählt hatte, nur das war, was es war: ein Traum.

„Aber es ist nicht unser Leben“, hatte sie geantwortet. „Unser Leben ist das hier, so, wie es ist. Akzeptier' es.“

„Man kann alles ändern.“

„Du hörst dich an wie in diesen dummen Filmen und Büchern. Absolut lächerlich. Hoffentlich weißt du, dass Leute wie du in solchen Handlungen immer als erstes sterben.“

„Ich muss schon sagen, du hast wirklich eine umwerfend positive Ansicht“, hatte Jim gesagt und gegrinst. Für dieses Grinsen hatte sie ihn geliebt. Sie hatte es geliebt, wie er sie verstanden und akzeptiert hatte und dennoch bei ihr geblieben war. Er wollte sie nicht verändern, er wollte, dass sie so blieb,

wie sie war.

Ariane hatte nie an diese übertriebenen Romanzen mit ihren makellosen Traumprinzen und ihren hoffnungsvollen, weinerlichen Protagonistinnen geglaubt noch hatte sie sie leiden können. Jim war weder ein Traumprinz noch makellos, Ariane nicht hoffnungsvoll oder weinerlich. Trotzdem mochte sie diese Liebesgeschichte.

Jim hatte ihr von dieser Hütte erzählt, damals, in einem dieser Momente, in denen sie sich gemeinsam auf einem ihrer Zimmer versteckt hatten, um einfach nur zu reden und das Programm zu vergessen. Um sich wie jeder andere zu fühlen.

Die Hütte war einmal im Besitz von Jims Vater gewesen, einem leidenschaftlichen Jäger. Dieser war bei einem Autounfall gestorben und die Hütte hatte von diesem Zeitpunkt an Jim gehört, der sie nach dem Tod seines Vaters nie wieder betreten hatte. Die alte Holztür knarrte laut und sie war morsch genug, dass sie keinen Schlüssel brauchten und Raphael sie einfach aufbrechen konnte. Der große Raum roch muffig und staubig und Raphael kraute angewidert die Nase, als er die Inneneinrichtung sah. Das Dach war kaputt und die Möbel waren verwittert.

„Und *hier* sollen wir uns eine Zeit lang verstecken?“, fragte Raphael entsetzt.

„Fällt dir etwas besseres ein? Hier erwartet man uns nicht“, antwortete Ariane und warf ihre Tasche auf den Tisch. Eine kleine Staubwolke kam zum Vorschein und sie glaubte, im Augenwinkel Insekten an das andere Ende des Tisches laufen zu sehen. Sie zuckte nicht mit den Wimpern.

„Mag sein, aber das hier ist unbewohnbar“, schimpfte Raphael. „Schimmel, die Möbel sind alle schrott und überall bewegt sich etwas.“

„Dafür ist es kostenlos.“

„Ariane, wie sollen wir hier *leben*? Man kann vielleicht die Möbel ersetzen, aber mit welchem Geld? Das, was ich abgeholt habe, müssen wir für Nahrung ausgeben, das weißt du. Die Möbel selbst bauen können wir auch nicht, weil wir keine Werkzeuge haben. Der ganze Schimmel ist garantiert nicht gesund und ich wette, es laufen hier nicht nur Insekten

herum.“

Sie starrte ihn an. „Ist dir bewusst, dass du mich gerade zum ersten Mal mit meinem Namen angesprochen hast und nicht mit 'Fünf'?“

„Ich kann gerne wieder damit anfangen, wenn wir die Hütte sofort wieder verlassen.“

„Abgelehnt. Der Ort hier ist perfekt.“ Ariane öffnete ihre Tasche und holte einige Dosen und Flaschen heraus. „Sammle Holz, dann können wir ein Feuer machen. Ich mach uns schon einmal Abendbrot.“

„Seit wann kannst du Feuer machen?“, fragte Raphael misstrauisch.

Ariane warf ihm einen wütenden Blick zu. „Denk dran, ich bin im Gegensatz zu dir nicht gleich in die nächste Großstadt geflüchtet, um mein Konto zu plündern. Ich bin bei den anderen geblieben. Und da war es außerhalb der Zivilisation am sichersten.“

Er hatte wenigstens den Anstand, peinlich berührt wegzusehen. „Okay, ich sammle das Holz“, murmelte er. Bevor er die Hütte wieder verließ, fragte er jedoch: „Wirst du mir das je verzeihen? Dass ich euch im Stich gelassen habe?“

„Du hast jetzt die Chance, dafür zu sorgen.“

Sie waren zu zehnt gewesen und nur vier hatten gemeinsam mit Ariane und Jim den Versuch unternommen, zu flüchten.

Emily war seit vier Tagen tot gewesen. Sie hatten sie auf dem Testgelände begraben, aber wenn man nicht wusste, wo es war, konnte man das Grab nicht finden. Es hatte keinen Grabstein gegeben und der Schnee hatte nach wenigen Stunden die Erde verdeckt. Das Gelände hatte so ausgesehen wie immer. Nur, dass es nun eine Tote versteckte.

Sie hatten geplant, sich im Wald zu verstecken, die Straße wäre zu gefährlich gewesen. Trotzdem hatte Raphael einen Wagen geklaut und nicht auf sie gewartet, sondern war einfach weitergefahren. Ohne zurückgesehen zu haben. Das war der Moment gewesen, indem Lauren wie Terence vor vier Tagen zusammengebrochen war.

Sie waren nach einem Tag Fußmarsch und ohne Pause in einem Dorf angekommen und hatten sich auf einem Bauernhof in der Scheune versteckt.

Überall war Heu gewesen und sie hatten einfach hoffen müssen, dass niemand sie entdecken würde. Natürlich war es trotzdem passiert. Sie hatten sich getrennt. Kim, Terence und Lauren. Jim und Ariane. Als sie sich wiedergefunden hatten, hatte Terence gefehlt. Kim und Lauren hatten etwas von Gerüchten über Gerrit, Judith und Marcel erzählt und beschlossen, zu kämpfen.

Ariane war es egal gewesen.

Sie hatte einfach nur ihre Aufgabe erfüllt.

„Ich hoffe, es brennt“, sagte Raphael, eifrig bemüht, seinen Ausrutscher von vorhin wieder gutzumachen. Er hatte einen Haufen von Ästen in dem Arm und sah sich suchend um. „Wo soll ich das Holz hinlegen?“

Ariane schüttelte den Kopf, bemüht sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren und nicht auf die Vergangenheit. „Wie bitte?“

„Das Holz.“ Raphael sah sie ungeduldig an. Draußen war es bereits dunkel geworden, sie konnte seine Gestalt nur schemenhaft erkennen. Gab es in der Hütte überhaupt eine Lampe? Ariane konnte sich nicht daran erinnern, je eine benutzt zu haben. Sonst war sie allerdings auch immer früher angekommen. „Wo soll ich das Holz hinlegen? Wo willst du das Feuer machen?“

Sie rieb sich die Schläfen. Gott, sie war so müde. Wie gerne würde sie jetzt einfach schlafen.

„Willst du mich veralbern, Ariane? Ich dachte, du hättest einen Plan. Ich dachte, du wüsstest schon, was du tust und wie du ohne Kamin oder eine andere Feuerstelle ein Feuer hinkriegst. Deswegen bin ich doch auch mitgekommen. Hey, hörst du mir überhaupt zu?“ Seine Stimme klang sauer. Sie musste sich jetzt endlich konzentrieren. Gott. Je länger sie ihm zuhörte, desto deutlicher fiel ihr ein, wie sehr sie ihn hasste.

Sie waren zu zehnt gewesen und dann war eine weitere tot gewesen.

Laurens Blut war noch frisch gewesen, einer der anderen musste noch in der Nähe gewesen sein. Ariane hatte Jim gedrängt, zu verschwinden, doch er hatte sich Zeit gelassen. Er hatte Laurens Augen geschlossen, ihr

das Blut aus dem Gesicht gewischt und ihre Hände vor der Brust gefaltet, sodass es ausgesehen hatte, als wäre sie einfach nur eingeschlafen.

„Wenn wir jetzt nicht gehen, werden wir sterben“, hatte Ariane gesagt.

„Der, der sie getötet hat, ist vermutlich noch hier in der Nähe.“

„Hast du etwa Angst?“ Jims Stimme war ganz ruhig gewesen. „Fürchtest du dich so sehr vor dem Tod?“

„Wer tut das nicht? Ich sage die Wahrheit und das weißt du auch, Jim. Erinnerst du dich? Egal, wie furchtbar die Lage ist, wir sind ehrlich zueinander. Und deshalb glaube mir, wenn ich sage, dass wir sterben werden, wenn wir länger hier bleiben. Das ist keine Angst, das ist eine Tatsache.“

Jim hatte nervös an seiner Lippe geknabbert. „Sie werden furchtbar wütend sein, wenn sie erfahren, dass Lauren tot ist.“

„Es war ein Versehen. Wer hätte denn denken können, dass sie so durchdrehen? Dass sie anfangen, sich gegenseitig zu töten?“ Ariane hatte an seinem Arm gezerrt. „Komm jetzt, stell dir doch nur mal vor, was passiert, wenn sie uns hier sehen. Dann sind wir die nächsten, die sterben.“

„Vertraust du mir?“ hatte er gefragt und in diesem Moment so verloren gewirkt, dass es Arianes Herz zusammengeschnürt hatte.

Sie hatte wild genickt. „Natürlich! Immer. Das weißt du doch?“

Langsam hatte Jim aufgesehen und endlich hatte sie wieder diese Entschlossenheit in seinem Blick gesehen. „Gut. Dann beenden wir es.“

„Hast du mir eigentlich wirklich geglaubt?“, fragte Ariane leise. „Hast du mir geglaubt, als ich dir von dem Bericht und dem Programm erzählt habe?“ Sie fragte nicht das, was sie wirklich fragen wollte. Ob es wirklich so dumme Menschen geben würde.

„Du meinst deine Erklärung, warum Emily als erstes gestorben ist? Natürlich glaube ich dir. Du weißt, was du tust und warum du es tust, also muss ich dir glauben.“ Raphael legte die Äste auf den Boden und kniete sich vor Ariane, sah ihr in die Augen. „Hey, ist alles okay mit dir?“

Sie sah auf und lächelte matt. Nicht mehr lange, dann war endlich alles vorbei. Dieses Mal hatte es ihr alles abverlangt. „Es sind so viele tot“, murmelte sie. „So, so viele. Kim und Lauren, Emily und Terence. Sie alle leben nicht

mehr. Dabei taten sie das noch vor einem Monat.“

„Ich versteh dich, ich vermisse sie auch“, sagte Raphael und lächelte sie mitleidig an. Hatte Lauren ihn deshalb geliebt? Weil er es schaffte, den Menschen in seiner Umgebung genau die Emotionen vorzuspielen, die sie hofften, zu sehen? Oder spielte er ihr gerade nichts vor? Vermisste er die Anderen tatsächlich? Hatte Lauren am Ende mit ihrer Einschätzung Recht gehabt? „Aber wir können zumindest noch Terence retten. Ich weiß, es ist unwahrscheinlich, aber wir können es schaffen. Dafür war doch das Programm da, oder? Damit wir Dinge schaffen, die sonst keiner hinbekommt.“

„Das Programm... N.E.M.I.S.I.S. ...“

„Genau, wie diese griechische Göttin. Die, die dafür sorgt, dass die Welt gerecht bleibt. Wir schützen die Schwachen, Ariane. Wir mögen vielleicht die alten Werte des Programmes vergessen haben, aber es hatte seine guten Sachen. Und deshalb werden wir es schaffen, Terence zu retten und ich bin mir sicher, die anderen Drei werden ebenfalls begreifen, dass das, was sie tun, falsch ist.“ Raphaels Stimme hatte etwas beschwörendes an sich, er hielt ihre Hände fest.

„Wovon redest du da?“, flüsterte sie. „Gerechtigkeit? Die Schwachen schützen? Raphael, das Programm hatte nichts anderes vor, als zu testen, wie Menschen in verschiedenen Situationen reagieren. Erinnerst du dich? Die Schwimmübungen mit den künstlichen Wellen, bei denen wir Angst hatten, zu ertrinken? Das stundenlange Hängen an einem Seil und wir wussten nicht, wann sie uns endlich runterlassen würden? Die dunklen, kleinen Zellen, in denen sie uns eingesperrt haben? Das Essen, in das sie irgendwelche Medikamente gemischt hatten, damit wir Halluzinationen bekommen? Die Trainingsphasen, in denen wir in Schächten ausgesetzt wurden und uns irgendwie befreien mussten, während sie geflutet oder Ratten darin freigelassen wurden? Was hat das mit Gerechtigkeit zu tun?“ Ihre letzten Worte konnte man kaum noch hören. Jim hatte Recht gehabt. Raphael hatte den Wissenschaftlern jedes einzelne Wort geglaubt. Er hatte alles geglaubt, ihm konnte sie nicht helfen. Er war einfach nur Zwei.

Raphael lächelte leicht und strich ihr über die Haare. „Ich verstehe, du bist unter Entzug. Du warst bei den Medikamenten ja besonders empfindlich und wurdest abhängig, nicht wahr? Aber keine Sorge, es geht dir bestimmt bald besser.“

„Hör mit diesen ganzen Medikamenten auf“, fauchte sie. „Du kapiert wirklich gar nichts, oder? Du glaubst echt alles, was man dir erzählt. Wieso zum Teufel bist du die Zwei geworden? Was sehen diese Idioten nur in dir?“

„Was soll denn das? Ich wurde die Zwei, weil ich nach Emily die längste Zeit im Krankenhaus verbracht habe. Ich war von den schädlichen Einflüssen meiner Umgebung am besten geschützt.“

Ariane lachte auf. „Ach bitte, das glaubst du ja wohl selbst nicht! ‘Schädliche Einflüsse’, was soll das denn sein?“

„Das weißt du doch.“ Nun schien Raphael wirklich verärgert. „Der menschliche Abschaum. Die Sünden der Menschen. Das alles kannte ich nur aus Filmen und deshalb war gewährleistet worden, dass ich der Welt die Gerechtigkeit bringen kann. Dafür musste ich natürlich erst die Ängste und Verzweiflung der Menschen kennen lernen, deshalb die Übungen. So stand es doch auch im Bericht.“

„Dass du noch lebst, ist wirklich ein Wunder.“ Sie beugte sich vor. Raphael würde sich sowieso niemals ändern, warum sollte sie sich also die Mühe geben? „Aber du wirst bald tot sein, genau wie Terence.“ Im selben Moment erstarrte sie. Verdammt, welche Version hatte sie bei Raphael benutzt? Sie war zu müde, sie kam durcheinander. Das konnte gefährlich werden...

„Was soll das die ganze Zeit, von wegen, Terence wäre tot? Er ist nur gefangen, also hör auf, ihn bereits als Toten zu beschreiben“, schimpfte Raphael bereits.

Ariane brach der Schweiß aus. Sie musste ihn noch beschäftigen, musste irgendwie ihren Fehler wiedergutmachen, zumindest solange bis – Indem Moment flog die Tür auf und die beiden blinzelten in dem plötzlichen Licht der Taschenlampe.

... „Es wird nicht einfach sein, sie zu finden. Sie werden sich verstecken, werden Angst haben. Außerdem müssen wir ihnen ja laut Bericht zwanzig Tage Zeit lassen, ehe wir sie suchen. Bis dahin könnten sie sonst wo sein“, hatte Jim gemurmelt. „Außerdem werden sie ja glauben, dass alle tot sind. Das könnte noch zu einigen Komplikationen führen. Hoffentlich ist der Bericht überzeugend genug.“

Ariane hatte seine Aufmerksamkeit dadurch wieder gewonnen, indem sie ihren Drink gegen seinen gestoßen hatte. „Das schaffen wir schon. Ist doch nicht das erste Mal.“

„Irgendwie ist es dieses Mal anders. Ich glaube, in einem anderen Leben wären wir vielleicht Freunde gewesen.“

„Mag sein. Aber das hier ist unser Leben. Wir können es nicht ändern.“

„Nein, du hast Recht.“ Jim hatte gelächelt. Sie hatte sein Lächeln so geliebt. Sie liebte es immer noch. „Du suchst Raphael.“ ...

„Guten Abend, die Herrschaften“, rief Jim fröhlich und schwenkte die Taschenlampe, damit sie nicht mehr direkt geblendet wurden. „Wie geht es euch an diesem herrlichen Abend?“

Raphaels Augen wurden kugelrund. „Wieso *lebst* du noch?“

„Also wirklich“, sagte Jim beleidigt. „So habe ich mir unser Wiedersehen nicht vorgestellt, Zwei. Bist du nicht froh, mich zu sehen? Du dachtest doch, ich wäre tot. Zumindest einer mehr, der noch lebt. Ist das nicht eine schöne Sache?“

„Aber, ich dachte...“ Raphael wirbelte zu Ariane herum. „Du hast gesagt, er wäre tot! Er wäre direkt nach Lauren gestorben, er hätte versucht, sie zu retten.“

„Sorry, aber sie war schon tot, als wir sie gefunden haben“, antwortete Jim an ihrer Stelle. „Mausetot, die süße, kleine Lauren. Ich glaube, es war Gerrit, der konnte sich noch nie wirklich beherrschen. Außerdem haben wir ihn in der Nähe der Leiche geschnappt. Aber naja, das ist ja nun auch egal.“

„Hast du ihn gefunden?“, fragte Ariane unvermittelt und ohne von Raphael aufzublicken.

„Klar doch. Hat sich gewehrt, aber er war ja leider noch nie sonderlich kräftig.“ Jim seufzte. „War ehrlich gesagt ziemlich traurig. Egal. Nun zu dir, Zwei.“

„Was soll das alles? Was geht hier vor?“ Raphael sah von einem zum anderen und seiner Verwirrung wich nun Wut. „Veralbert ihr mich?“

„Wie gesagt, du bist Zwei durch und durch“, sagte Ariane und inspizierte ihre Fingernägel. „Du glaubst alles, was man dir sagt. Ich habe dir doch von den Jägern erzählt. Das war eine Lüge.“

„Aber..., Laurens Tod...“

„Ein dummes Versehen. Wir waren nicht schnell genug. Aber sie war sowieso die Sieben und dass Gerrit, die Drei, lebte, war wichtiger.“

Raphael sprang auf, sah mit wilden Augen von Ariane zu Jim. „Ihr habt mich reingelegt, oder? Der Bericht, die Tode der Anderen, das ist alles nur ausgedacht, nicht wahr? Deshalb habt ihr mich auch in die Nähe des Testlagers gebracht.“

„Sieh an.“ Jim nickte beeindruckt. „Du bist nicht so dumm, wie ich dich eingeschätzt habe. Marcel hat es erst ganz am Schluss mitbekommen. Na ja, Kim und Judith mussten es ihm erklären. Aber keine Angst, Zwei. Nicht alles, was Ariane dir erzählt hat, war gelogen. Es gibt tatsächlich die sogenannten Jäger, sie wurden bereits vor dem Start des Programmes von ihrer eigentlichen Aufgabe unterrichtet. Auch eure 'Flucht' war nur ein Test, um euer Verhalten zu analysieren und in dieser Testphase war es unsere Aufgabe, alle Experimente wieder einzufangen. Und natürlich mussten wir darauf achten, dass ganz besonders die ersten Vier leben.“

„Ihr seid die Jäger? Was ist mit Gerrit, Judith und Marcel?“ Raphael wich langsam zurück.

„Ich habe es dir doch gesagt“, bemerkte Ariane. „Ganz zu Anfang. Wenn ich mich entscheiden müsste, wäre ich lieber der Jäger als der Gejagte.“

„Drei, Vier und Sechs sind ebenfalls desertiert, aber sie haben euch nicht vertraut, weil, nun ja, sie den berechtigten Verdacht hatten, dass ihr Verräter in euren Reihen hattet. Ich bezweifle, dass sie einen konkreten Anhaltspunkt hatten, aber wenn, dann standen Lauren und ich bestimmt auf ihrer Abschussliste. Deshalb ist Lauren ja jetzt auch tot. Ein kleines Versehen

unsereins, aber verkraftbar“, meinte Jim leichthin.

„Ihr habt uns alle verraten! Wir haben euch vertraut! Wegen euch ist Lauren tot!“, brüllte er und hatte plötzlich ein Taschenmesser in der Hand.

„Ach Zwei, mach es uns doch nicht so schwer“, seufzte Jim gelangweilt, aber da war Raphael bereits auf Ariane zugestürzt und hielt ihr die Klinge an den Hals. „Ehrlich? Hör mal, du zögerst das Ganze nur heraus.“

„Ihr lasst mir keine andere Wahl“, murmelte Raphael fahrig und zog Ariane von dem Stuhl herunter. „Du hast mich verraten, Ariane, du hast uns alle verraten. Ich habe dir geglaubt und du hast mich nur hergebracht, um mich wieder zurück ins Programm zu bringen.“

„Du bist die Zwei“, antwortete Jim und sah seufzend auf seine Uhr. „Nach dem Tod von Eins bist du der wichtigste Teilnehmer des Programmes. Also hör auf, dich so albern zu verhalten.“

„Albern? Du nennst mich albern? Es achten doch alle so gerne auf mein Verhalten und analysieren es. Gerade ist mein Verhalten jawohl angemessen!“

Ariane hörte das Zittern in seiner Stimme und sie war sich sicher, dass auch Jim es gehört hatte. Kurz fragte sie sich, ob Raphael sie wirklich erstechen würde, dann hatte sie ihm bereits eine Spritze in die Seite gerammt und Jim war vorgesprungen, um ihm das Taschenmesser aus der Hand zu nehmen. Raphael schrie erschrocken auf und versuchte, nach ihnen zu schlagen, aber das Schlafmittel in der Spritze wirkte bereits und sie sahen ihm gemeinsam zu, wie er langsam auf den Boden rutschte und das Bewusstsein verlor. Sein Blick war hass erfüllt auf sie gerichtet.

Jim kniete sich neben Raphael und tastete nach seinem Puls. Er nickte zufrieden. „Alles okay. Wir sind fertig. Zumindest bei der Gruppe haben wir unseren Soll erfüllt.“

„Gut.“ Sie konnte nicht verhindern, dass man ihr die Erleichterung anhörte. Die diesmalige Gruppe war schwierig gewesen. Sie hatte tatsächlich um Emily getrauert, hatte die anderen, die ihre Flucht geplant hatten, wirklich verstehen können. Trotzdem war es nicht ihre Aufgabe gewesen, zu dieser Gruppe zu gehören. Und nun, nachdem sie Raphael endlich hatten einfangen können, war ihre Aufgabe beendet. Die nächste

Gruppe wartete auf sie.

Bericht über die 'Flucht-Testphase' der Gruppe 25 aus Millstone, New Jersey, nach Beendigung derselben

Emily Cole, die Eins, schlug sich in der dritten Testphase den Kopf an einer der Wände, wurde bewusstlos und ertrank. An der 'Flucht-Testphase' nahm sie deshalb nicht teil.

Raphael Wilcox, die Zwei, wurde nach 89 Tagen erfolgreich und ohne Verletzungen eingefangen.

Gerrit Phillips, die Drei, wurde nach 70 Tage erfolgreich eingefangen. Er erlitt zwei Knochenbrüche. Die Untersuchungen bezüglich seiner Täterschaft am Tod von Lauren McClain, der Sieben, sind noch nicht beendet. Judith Coffey, die Vier, wurde nach 65 Tagen erfolgreich eingefangen. Außer Schrammen und blaue Flecken gab es keine gesundheitlichen Auffälligkeiten.

Marcel Levy, die Sechs, wurde nach 88 Tagen erfolgreich und ohne Verletzungen eingefangen.

Lauren McClain, die Sieben, starb während der 'Flucht-Testphase' am 70. Tag. Die Untersuchungen zu ihrem Tod stehen noch aus.

Terence Alden Sawyer, die Acht, wurde nach 30 Tagen erfolgreich und ohne Verletzungen eingefangen.

Kimberley Ann Palmer, die Zehn, wurde nach 49 Tagen erfolgreich eingefangen, jedoch mit einer Gehirnerschütterung.

Keine Anmerkungen durch die Jäger Ariane Hamilton, die Fünf, und James Gamble, die Neun. Beide sind unter den Namen Charlotte Terry, die Sieben, und Dexter Durham, die Sechs, im Testlager in Wichita Falls, Texas, untergebracht und bereiten die nächste 'Flucht-Testphase' vor.

Kurzvita

Sabrina Kesselmeier

Sabrina Kesselmeier wurde 1994 in Mecklenburg-Vorpommern geboren und studiert nun Germanistik und Literaturwissenschaft in Nordrhein-Westfalen.





Raunächte

Dirk Mühlinghaus

Dunkle Wolken schoben sich vor die Mondsichel. Der Wind heulte durch die kahlen Äste der Bäume. Seit Einsetzen der Dämmerung, tobte der Schneesturm jetzt schon über das Land der Brukerer. Die Flocken tanzten wild durch die Nacht. Hüllten das kleine Dorf Widnapa in eine weiße Decke. Eine Decke, die sich vorsichtig über alles Leben legte, um ihm den Sauerstoff zu rauben und es langsam aber sicher zu ersticken. Das Knarzen des Fachwerks klang unter der Last des Schnees, als ob ein alter Mann aufstöhnen würde.

Sarolf saß im Kettenhemd auf seinem Holzstuhl. Er lauschte dem unheim-

lichen Gesäusel des Sturms. Seine Hand, die einer Bärenpranke glich, strich über die kunstvollen Schnitzereien der Lehne. Sein Langschwert lehnte am Oberschenkel. Er starrte auf den Eingangsbereich des Hauses. Gegeneinander prasselnde Holzstücke klackerten. Der Recke mit dem bärtigen Gesicht drehte sich zu seiner strohblonden Tochter um. Veleda hatte mit ihren Runenstäben gespielt. Zwei hellblaue Augen strahlten ihn an. Ein Lächeln ließ ihre Stupsnase kräuseln.

Sarolf wandte sich wieder der Tür zu. Er schniefte und wischte sich schnell eine Träne aus dem Auge. Sein Weib kam zu ihm. Sie legte ihre Hände zärtlich auf seine Schultern. Sarolf genoss die Berührung. Stärke durchströmte seine Muskeln. Er dachte kurz daran, wie er damals um sein Weib geworben hatte und an die vielen sinnlichen Stunden, die er schon mit ihr verbracht hatte.

Das Feuer in der Mitte des Raumes wurde kleiner. Die Luft kühler. Seine Söhne saßen auf den Bänken und lehnten an den Wänden aus getrocknetem Lehm. Aus ihren Mündern stieg weißer Dampf auf. Sein ältester hatte sich zu einem stattlichen Mann entwickelt, aber sein jüngerer Sohn hatte erst vierzehn Sommer gesehen.

Ein modriger Geruch übertünchte den Rauch des Feuers. Der laute Knall aus dem Stall ließ Sarolf aufschrecken. Die Rinder traten gegen die Türen ihrer Boxen. Schweine quiekten panisch.

Plötzlich brach die Tür mit einem Krachen auf und der Wind blies Schneeflocken in die Stube. Sarolfs Weib nahm Veleda. Drückte sich mit ihr in die hinterste Ecke des Hauses. Nebel kroch über dem Boden. Eine dunkle Gestalt in einem langen Mantel gehüllt, schritt in den Wohnbereich des Langhauses. Die Hakennase ragte aus der Kapuze hervor. Eine heisere Frauenstimme sagte: „Ich bin gekommen, um unseren Handel abzuschließen.“

Sarolf sprang auf und zog sein Schwert. „Verschwinde Hulda, du wirst sie nicht kriegen!“

„Kannst du dich nicht mehr erinnern, Sarolf? Vor genau sechs Wintern,

kurz vor der Wintersonnenwende... Du kamst zum Brunnen und hast mich angerufen. Und ich habe dir geholfen.“

Er konnte sich sehr gut erinnern, denn seitdem er den Pakt mit dem Bösen eingegangen war, hatte ihn nun schon die Sorge geplagt, dass Hulda kommen wird. Sie hatte wie Ratten an seiner Seele genagt. Er liebte seine Tochter mehr als sein eigenes Leben: Ihr Lächeln, wenn sie mit den anderen Kindern spielte und den Geruch ihrer Haare, den er, wann es nur ging, tief in sich hineinsog. Nein, er würde sie nicht hergeben. „Ich wusste nicht mehr, was ich tun sollte. Mein Weib lag in den Wehen und hat zu viel Blut verloren. Sie wären beide gestorben.“

„Du hast dein Wort gegeben, Sarolf. Das Mädchen, gegen das Leben deiner Frau. In genau sechs Wintern werde ich sie holen, habe ich dir damals prophezeit. Die Zeit ist gekommen.“

„Nur über meine Leiche“, schrie Sarolf und seine Söhne stellten sich hinter ihn.

Die Alte nahm die Kapuze mit ihren knochigen Fingern vom Kopf. Sarolf blickte in ein eingefallenes, vernarbtes Gesicht. Die Haare wie Spinnweben. Dünn und mit kahlen Stellen. Das Weiße in ihren Augen, war einem tiefen Schwarz gewichen.

Hulda reckte die Arme in die Höhe, murmelte etwas und warf ihre Hände blitzschnell nach vorne. Sarolf und seine Söhne wurden gegen die Rückwand des Hauses geschleudert. Stöhnend richteten sich die Männer wieder auf. Die Alte lachte lauthals und spuckte in das Feuer. Eine Stichflamme schoss hoch.

Veleda sammelte allen Mut, der in ihrem kleinen Herzen schlummerte, riss sich von ihrer Mutter los und stellte sich Hulda entgegen.

Die Alte atmete so tief ein, dass man das Rascheln ihrer Lungen hörte. „Ich kann deine Kraft spüren, kleine Veleda. Meine Herrin, Hel, wird ihr Glück nicht fassen können, dich an ihrer Seite zu haben. Komm jetzt, meine Kleine! Du wirst so mächtig werden.“

Huldas runzelige Lippen lächelten. Sie reichte Veleda ihre Hand, deren Fingernägel so lang waren, dass sie sich bogen.

Doch das Mädchen schob die Unterlippe nach vorne und funkelte die Alte

böse an. „Ihr habt meinen Vater gehört, verschwindet!“

Da schrie die Alte auf und riss die Arme wieder in den Himmel. Doch noch bevor sie sie nach vorne werfen konnte, traf Veledas Blick die schwarzen Augenhöhlen Huldas. Die versuchte stand zu halten. Doch sie fing am ganzen Leib an zu zittern. Ihre Augen begannen zu qualmen und Schwefelgeruch erfüllte die Luft. Schließlich gab Hulda mit einem jämmerlichen Schrei nach, fiel gegen eine Wand und hielt sich die Hände vor das Gesicht. Schwarzes Sekret rann in dünnen Fäden an ihren Wangen herunter. Hastig tastend, ergriff sie die Flucht in die eisige Nacht. Sarolf, seine Frau und die zwei Söhne starrten Veleda mit offenen Mündern an. Veleda ging wieder zu ihren Runenstäben und spielte weiter als sei nichts geschehen.

Auf einmal wurde Huldas Stimme vom Wind durch die Nacht getragen. Sarolf stürmte mit seinem Ältesten zur offenen Tür. Sie versuchten durch den heftigen Schneefall etwas zu erkennen. Sarolf spürte ein leichtes Beben in seinen Knien. Hatte er Angst? Nein, das war etwas anderes. Das Rütteln wurde immer stärker. So stark, dass er und sein Sohn Mühe hatten, sich auf den Beinen zu halten. Dann sah er schemenhaft, wie an verschiedenen Stellen ein Gemisch aus Erde und Schnee in die Luft sprengte.

„Los, hol etwas mit dem wir die Tür verriegeln können!“, befahl Sarolf seinem Sohn. Wenig später kam sein Ältester mit vier langen Kanthölzern wieder. Sarolf versperrte die Tür mit den Balken. Das Beben wurde immer stärker und der getrocknete Lehm rieselte von den Wänden. Die Familie sammelte sich rund um das Feuer. Die Mutter legte schützend die Arme um Veleda. Das Mädchen hielt ihre Runen so fest in den kleinen Händen, dass sich ihre Knöchelchen weiß färbten. Dann wurde es ganz still und die Erde beruhigte sich. Der Wind schien aufgehört zu haben und Hulda schwieg.

Langsam strömte ein Verwesungsgeruch in Sarolfs Nase. Der Schlachtruf tausender Männer dröhnte durch die Wände des Hauses. Ein Heer? Stampfende Schritte bewegten sich unter dem Klirren von Waffen und

Rüstungen auf das Haus zu.

Sarolf lief zu einer Truhe, riss sie auf und warf seinem Jüngsten einen Helm und eine Axt zu. Seiner Frau drückte er einen langen Dolch in die Hand und sein ältester Sohn holte die Rundschilde und Speere von den Wandhalterungen.

„Wir bilden einen Kreis um Mutter und Veleda und helfen uns gegenseitig“, knurrte Sarolf.

Die kleine Veleda saß mit ihrer Mutter zwischen den Männern, warf ihre Runen in die Luft und beobachtete, wie sie gefallen waren.

Kurz darauf schlug, stach und hämmerte der Stahl hunderter von Waffen gegen die Wände des Hauses. Sarolfs Frau klammerte sich schluchzend an Veleda, die den Blick in den Himmel gerichtet hatte und in der Sprache der Asen Wodan anrief.

Die ersten Klingen drangen bereits durch das Flechtwerk und Sarolf und seine Söhne stachen durch die Löcher gegen ihre Widersacher. Da brach ein Kopf durch die Wand und als der verweste Schädel den Mund öffnete, um loszubrüllen, zogen sich schleimige Speichelfäden zwischen den spitzen Zähnen. Sarolf ließ sein Schild fallen, nahm sein Schwert in beide Hände und hackte den Kopf ab. Ein Schwall stinkenden Blutes spritzte ihm entgegen. Er und seine Söhne kämpften tapfer, doch die Wände wurden immer löchriger und der Atem der Verteidiger immer schwerer, ihre Bewegungen immer langsamer. Sarolf wollte nicht aufgeben, nein, er konnte es nicht. Mit einem Schrei warf er sich den eindringenden Kreaturen entgegen. Da spürte er von hinten etwas durch seinen Körper dringen und schaute entsetzt auf eine verrostete Schwertspitze, die aus seinem Bauch ragte. Mit letzter Kraft drehte er sich, hackte einem der Monster sein Schwert in die Schulter und fiel auf die Knie.

Da sah er, wie Veleda von einem hellen Schein umfasst wurde. Von draußen hörte man den Himmel fürchterlich grollen. Ein Pfeifen drang in seine Ohren, so stark, dass er sie sich hätte zuhalten müssen. Doch Sarolf fehlte schon längst die Kraft dazu.

Als die Menschen das Pfeifen kaum noch aushielten, platzten die Köpfe der Eindringlinge und ihre Körper zerfielen zu Staub. Die unverkennbare

Stimme Huldas entfernte sich kreischend bis es totenstill wurde. Veleda lief zu ihrem Vater, der mit hängenden Kopf schlaff auf dem Boden saß. Sie weinte und umarmte ihn. Da betrat eine riesige Gestalt in einem blauen Mantel und einem großen Schlapphut das zerfallene Langhaus. Der einäugige, bärtige Mann kniete sich zu Veleda, nahm sie und drehte sie zu sich. Schniefend rieb sie sich die geröteten Augen. „Warum hast du das zugelassen?“ „Was?“, brummte der Alte. „Dass er tot ist.“ Der Riese nahm Veleda in den Arm. „Er ist nicht tot, meine Kleine, meine Todesengel werden ihn holen. Er wird mit seinen Ahnen in Walhalla feiern und voller Stolz von dir erzählen. Aber du Veleda musst hier bleiben und den Menschen den Weg erhellen.“ „Ich weiß nicht, ob ich das kann.“ „Du schaffst das, weil dich deine Brüder beschützen werden und ich Acht auf dich gebe.“ Dann erhob sich der alte Mann und als er ging, flogen die Walküren über Sarolfs Leichnam. Sie waren fast durchsichtig. Es schien so, als würden sie einen Lichtstrahl aus Sarolf herausziehen. Dann entwichen sie durch die Löcher des Hauses in den Himmel.



Kurzvita

Dirk Mühlinghaus

Dirk Mühlinghaus wurde 1973 in Dortmund geboren und ist gelernter Drucker. Da ihn nach seiner Ausbildung farbige Flächen und Schwarz-Weiß-gedrucktes immer noch faszinierten, absolvierte er zusätzlich eine Fortbildung zum Industrie-meister. Bei der IHK Dortmund ist er ehrenamtlich im Prüfungsausschuss tätig. Seine Begeisterung für Geschichtliches, historische Romane und Büchstablen, ließen Dirk Mühlinghaus schließlich die ersten Wörter und Sätze an seinem Computer tippen. Der Autor lebt mit seiner Familie in Schwerte und schreibt Kurzgeschichten aller Genres.

Veröffentlichungen:

April 2013 erschien sein historischer Kurzkrimi "Die Stimmen der toten Dichter" in der Anthologie „Schreibaffären“ bei art&words (ISBN 978-943140-27-9). Im Februar 2015 erschien die Kurzgeschichte „Eine Nacht in Hongkong“ in der Anthologie „Lecker Lesen“ beim OCM-Verlag (ISBN 978-3-94672-32-0). Von November 2013 bis Dezember 2014 erschienen die Kurzgeschichten „Duell der Drachen“, „Die Verräterin“, „Die Taube auf dem Dach“ und „Die Surge Kurt“ im Holzwickeder Emscherkurier.

Wie ich zum Schreiben kam:

Schon immer hatte ich viel gelesen. Zuerst Sachbücher, dann den ersten historischen Roman. Fasziniert begann ich, meinen eigenen Roman zu schreiben. Doch ich stellte fest, dass das nicht so einfach war, und übte erst mal an Kurzgeschichten. In der Zwischenzeit entwickelte sich eine Vorliebe für Mystisches und Horror, die ich gerne in meine Geschichten einbaue. Ich liebe es beim Schreiben in andere Welten zu tauchen und es ist immer wieder interessant zu erleben, was für Charaktere sich in einer Geschichte entwickeln.



Fünf Tage nach der Ewigkeit oder Der Schäfer mit Hut

Christian Künne

-4 Ein Seufzen kam von Helges Lippen. Durch den Spalt zwischen den Gardinen erblickte er die Morgendämmerung, die im Zusammenspiel mit der tiefen Wolkendecke eine Welt in Grau schuf.

Langsam drehte er sich auf den Rücken und verschränkte die Arme hinterm Kopf. Das Blöken der Schafe raubte ihm den letzten Nerv. Er fragte sich, wer die Viecher im Herbst noch auf die Weide schickte. Heuerscheck, ihr Nachbar und Besitzer der Weide, die an ihren Garten grenzte und von wo das Blöken erklang, hatte die meisten Grünflächen neu verpachtet.

Heuerscheck erzählte schon seit Jahren, dass er seinen Betrieb Stück für Stück einstellen wollte. Und diesen Sommer hatte er es wahr gemacht.

Er blickte zu seiner Frau Tina. Ihren festen Schlaf hatte er schon immer bewundert. Eine gute Frau, dachte er, und eine Leere tat sich in seinem Herzen auf. Er glaubte an ihre Ehe, liebte Tina nach fast zwanzig Jahren noch immer. Aber er hatte das unbestimmte Gefühl, dass etwas seit einiger Zeit zwischen ihnen stand. Und dass sie sich mehr darum bemühte, dieses Etwas zu überwinden, als er. Dieses Rätsel war jedoch zu kompliziert für ihn und sie fragen mochte er nicht. Eines Tages vielleicht, aber nicht heute.

Da er keinen Schlaf mehr fand, stand Helge auf. Die Matratze knarrte laut, überdeckte einen kleinen Augenblick das Blöken. Doch danach erschien ihm das Geschrei der Tiere noch lauter. Im Schlafanzug stapfte er durch die Wohnung, schloss die Tür auf, ging weiter über die Diele, um die Eingangstür aufzuschotten. Ein kalter Windhauch begrüßte ihn und ließ ihn frösteln. Er ignorierte die Kühle und schritt weiter über die Auffahrt zum Briefkasten an der Straße. Es war noch zu früh für die Zeitung.

Helge trat auf die Straße hinaus und sog die frische Morgenluft ein. Ein leichter Fäulnisgeruch war in ihr, bei der Späternte nicht ungewöhnlich. Auf der anderen Seite waren Weiden, auf denen ungehindert das Gras wuchs. Weit in der Ferne war ein Flüsschen, das in der Dämmerung allenfalls zu erahnen war.

Heuerschecks Hof befand sich rechts von ihm, ein gutes Stück die Straße runter. Das alte Bauernhaus gehörte wie seines zu den ersten des Dorfes, im Laufe von Jahrzehnten modernisiert, aber immer gut ein halbes Jahrhundert hinter der Stadtzeit zurück. Helge hatte den Hof von seinem Vater geerbt, die Landwirtschaft jedoch weitgehend aufgegeben. Das bisschen Anbau für den Eigenbedarf und die Pacht brachten seine Frau und ihn über die Runden.

Er ging über den Hof zum Weidezaun. Die Schafe hatten sich auf der entfernten Seite in einer Gruppe versammelt, blökten jetzt kaum noch. Weiter rechts zur Abgrenzung zum nächsten Weidegrund hin machte er

einen Mann aus. Die dunkle Kleidung des Mannes hob sich kaum vom Untergrund ab. Er klopfte gerade mit einem Spaten die Erde fest. Mit dem Unterarm wischte er sich den Schweiß von der Stirn, verschob dabei den altmodischen Hut auf seinem Kopf und schaute zu Helge herüber. Grüßend hob er eine Hand und Helge grüßte zurück. Der neue Pächter – dafür hielt Helge den Mann – machte keine Anstalten, zu ihm herüberzukommen, daher machte sich Helge wieder auf den Weg ins Haus. Es wird sich sicher eine Gelegenheit des gegenseitigen Bekanntmachens ergeben. Damit war es nicht eilig.

Kurz nach dem Mittagessen klingelte es an der Tür. Tina sah zu ihrem Mann, der im Begriff war, seinen Teller in die Spüle zu stellen. „Gehst du? Ist sicher für dich.“

Helge nickte bloß und ging zur Wohnungstür. Dort stand jedoch niemand und er ging weiter über die Diele zur Haustür, die halb aufgezogen war. Zwei Polizisten blickten ihm entgegen. Zuerst identifizierte er sie nicht als solche, aufgrund der ungewohnten blauen Uniformen, doch dann erkannte er einen von ihnen. Groot war schon seit fast drei Jahrzehnten der zuständige Polizist für diese Gegend.

„Entschuldige die Störung, Helge, aber wir müssen mal kurz mit dir und deiner Frau sprechen.“ Groot lächelte entschuldigend.

Helge nickte und bat die beiden Polizisten herein.

In der Küche erwartete die drei Männer eine verwunderte Tina, die aber gleich zur Kaffeemaschine eilte. Helge bot Plätze an und schließlich saßen sie um den Küchentisch, jeder mit einer Tasse Kaffee vor sich.

„Worum geht es denn?“, fragte Tina.

Groot griff in seine Jackentasche und holte einen kleinen Schreibblock samt Kugelschreiber sowie ein kleines Foto hervor. „Es geht um diese Frau“, sagte er und schob das Bild in die Mitte des Tisches. Helge und Tina erkannten die junge Frau auf dem Bild sofort. Sie war erst vor gut einer Woche zu den Garmsens gezogen. In den zu einer Wohnung umgebauten Teil der ehemaligen Scheune.

„Die bei den Garmsens wohnt“, sagte Tina.

„Ja“, bestätigte Helge.

„Sie wird vermisst. Garmsen hat heute morgen die Türen offen vorgefunden, aber Frau Meierhoff war nicht da. Er sei zwar ein wenig verwundert gewesen, hatte aber zunächst noch abgewartet. Seine Frau hat uns dann vor einer Stunde angerufen.“ Groot nahm einen Schluck aus seiner Tasse. „Wir sind dann her und haben uns selbst die Sache angesehen, konnten aber auch nichts finden. Auch nicht die Meierhoff. Na ja, wir wollen nur mal in der Gegend rumfahren und fragen, ob jemand was Auffälliges mitbekommen hat.“

Tina und Helge schüttelten die Köpfe.

„Hab ich mir schon gedacht. Wahrscheinlich einfach ausgeflogen. So sind sie, die jungen Dinger. Na ja, so lernt der neue Kollege wenigstens schon mal die Gegend kennen.“

Groot deutete mit dem Daumen zum anderen Polizisten, der freundlich lächelte, aber weiterhin still blieb.

„Wir wollen dann mal weiter. Falls noch was ist ...“

- 3 *Der folgende Morgen war ebenso grau. Helge hatte eine Hand auf den Zaunpfosten gelegt und schaute zur fernen Ecke der Weide, wo der Mann mit dem Hut gerade Erde in ein Loch schaufelte. Kurz hielt er inne, um Helge zu grüßen. Dieser entgegnete die Geste und schritt dann durch die kalte Morgenluft zurück ins Haus.*

„Ist ganz gut, dass die kleine Meierhoff wieder verschwunden ist“, sagte Tina.

Helge ließ die Zeitung ein Stück sinken und legte sein Wurstbrot zurück auf das Brett. „Was meinst du?“, fragte er.

Er bekam ein Glucksen zur Antwort.

„Was meinst du?“, wiederholte er. Es kam in letzter Zeit einfach zu häufig vor, dass er seine Frau nicht mehr verstand. Er überlegte, ob das mal anders war. Fast war er sich dessen sicher.

„Sie passt hier einfach nicht her. Junge, hübsche Dinger wie die haben in der Stadt zu bleiben und nicht bei friedlichen Leuten solche Unruhe zu

stiften.“ Tina legte ihren Teil der Zeitung zur Seite.

„Vielleicht kann sie gar nichts dafür, dass sie verschwunden ist?“ Helge beobachtete weiter verwundert seine Frau.

„Ach, Helge, das weißt du doch anders. Was sich der Garmsen nur dabei gedacht hat, der die Wohnung zu geben. Wenn ich seine Frau wäre, hätte ich ihm aber ein paar Takte erzählt.“ Tina stopfte sich das letzte Stück ihrer Stulle in den Mund.

„Hmm“, grübelte Helge

„Und du brauchst mir da gar nicht viel sagen“, erwiderte Tina mit vollem Mund.

- 2 *An diesem frühen Morgen war es noch frischer als an den vergangenen beiden. Helge zitterte, trotzdem überbrückte er das Stück zum Weidezaun. Der Mann mit dem altmodischen Hut hob die Hand zum Gruß, Helge nickte zur Entgegnung. Dann griff der Fremde nach unten, umpackte die Hinterläufe eines Schafs – wie Helge nun sah – und zerrte es zu einer ausgehobenen Kuhle. Das Schaf wurde in die kalte Erde gestoßen und der Mann hob den Spaten vom Boden auf.*

„Die Meierhoff ist immer noch verschwunden. Jetzt ganz offiziell mit Krippo“, sagte Groot.

„Hmm“, kam es von Tina.

„Hmm“, ertönte ebenfalls Helges Meinung.

„Weil ich die Leute und die Gegend kenne, haben sie uns gebeten, noch mal ein bisschen rumzufragen. Die Herrschaften von der Krippo haben Angst, dass sie nicht die Informationen bekommen, die ich möglicherweise bekomme.“ Groot zwinkerte seinen Gastgebern zu.

„Ach, die Stadtfutzies sind sich wohl eher zu fein, hier in der Gegend rumzufahren. Bleiben lieber in ihren warmen Büros“, entgegnete Tina.

Auf Groots Gesicht wurde das Lächeln breiter. Offensichtlich war er der gleichen Meinung. „Nun ja, auf jeden Fall sind wir wieder hier. Sag mal, Helge, ich hab vom Garmsen gehört, dass ihr der Meierhoff bei den Möbeln geholfen habt?“

„Ja, das ist richtig.“ Helge nickte langsam.

„Und auch da ist euch nichts aufgefallen?“ Groot malte ein paar Striche auf seinen Block.

„Nee, nur, dass die Meierhoff eine Menge Sachen hatte. Wir haben uns schon gefragt, ob sie das alles in der Wohnung unterbringen kann. Aber es passte alles rein. Für meinen Geschmack sehr vollgestellt alles ...“ Helge erinnerte sich gut und schüttelte den Kopf.

„Irgendwas dabei, was ungewöhnlich war?“ Groot hielt kurz bei seiner Zeichnung inne.

„Kann ich nicht sagen. Ich glaube nicht. War nur eine Menge Zeugs.“ Helge zuckte die Achseln.

„Ja, das hat der Garmsen auch gesagt“, sprach Groot und klappte seinen kleinen Notizblock zu.

-1 *Der altmodische Hut drohte, jeden Augenblick abzurutschen. Doch er blieb auf dem Kopf des Mannes, der eisern das Schaf auf den Boden gedrückt hielt, bis es zu zappeln aufhörte. Erleichtert streckte er sich, blickte über das Feld zu Helge und sie vollzogen ihr frühmorgendliches Ritual des knappen Grußes. Der Fremde packte den mitgebrachten Spaten und stieß ihn in den Boden.*

„Mach nächstes Mal die Türen ganz zu, wenn du schon so früh nach draußen gehen musst. Die kalte Luft zieht durch das ganze Haus.“ Tina schob sich ein Stück Leberwurstbrot in den Mund und betrachtete ihren Mann. „Hörst du?“, fragte sie mit vollem Mund.

„Sicher. Entschuldige“, kam es hinter der Zeitung hervor.

„Hoffentlich ist hier bald wieder Ruhe. Jeden Tag Polizei. Die sollten lieber in der Stadt in diesen ... diesen Etablissements nach der Meierhoff suchen.“

Helge nahm ein Stück die Zeitung herunter. „Sie hat bei der Stadtverwaltung gearbeitet.“

„Also, so wie die rumgelaufen ist ...“ Tinas Lippen waren schmal zusammengepresst.

„Das ist die heutige Zeit.“ Helge las die Überschrift des Lokalteils zum dritten Mal.

„Na, dass der Herr nichts dagegen hat, ist natürlich klar.“ Missmutig nahm Tina einen Schluck. Geräuschvoll setzte sie die Tasse wieder auf die Untertasse.

O *Der fünfte Morgen in Folge am Zaun, der fünfte Morgen in Folge der Schäfer mit Hut am anderen Ende der Weide. Helge grüßte und der Mann grüßte zurück. Er hatte eines der Schafe mit einer Hand um die Schnauze gepackt, in der anderen ein Messer mit Doppelspitze. Mit einem Ruck zog er die Schnauze hoch und entblößte den Hals des Tieres. Zügig zog er die Klinge über den Hals, durchtrennte die Schlagader und riss die Kehle auf. Ein Blutstrom sprudelte hervor und der Fremde ging soweit zurück, wie er konnte, ohne das Schaf loslassen zu müssen. Er drückte es zu Boden, wo es ausbluten konnte. Die anderen Schafe stoben laut blökend auseinander.*

Die Mahlzeit nahmen sie schweigend zu sich – bis Tina beim Geschirr wegräumen das Wort ergriff: „Sag mir, warum du es gemacht hast.“

Helge blickte mit hochgezogenen Augenbrauen zu seiner Frau. „Was gemacht?“

Tina ballte die rechte Hand zur Faust und schlug damit auf die Arbeitsplatte. „Das weißt du ganz genau!“

„Nein, ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.“ Helge überlegte, fand in dem Ablauf dieses Morgens aber keinen Unterschied zu anderen.

„Regina hat es gesehen. Als du und ihr Mann die Möbel der Meierhoff reingeschleppt habt. Garmsen musste doch zwischendurch kurz weg. Wegen der Feuerwehr. Und du warst die ganze Zeit in ihrer Wohnung!“ Tina ließ die Teller in die Spüle scheppern.

Helge konnte nicht anders, er musste lachen. Nur, dass es weder fröhlich war, noch so klang. „Wir haben uns doch bloß unterhalten.“

„Schöne Augen hat sie dir gemacht!“ Hektische Flecken zeigten sich auf Tinas Wangen.

„Was sollte solch eine junge Frau von mir schon wollen? Tina, du bist ver-

rückt. Ich bin doch doppelt so alt wie sie ... Und ich liebe dich“, setzte er noch hinzu.

„Pah!“ Tina wandte sich um und verließ die Küche. Helge blieb verduzt am Küchentisch sitzen und knetete einige Minuten seine Hände, bevor er seiner Frau hinterher ging.

Auf der Diele begegneten sie sich. Tina wollte wieder hinein, doch Helge hielt seine Frau am Arm fest.

„Lass mich los!“, zischte sie und Helge entsprach der Aufforderung. Tina blieb dort, wo sie war.

„Regina ist ein dumm... Da war nichts, wirklich nicht.“ Helge wusste gar nicht, wie ihm geschah.

Tina betrachtete ihren Mann und brach in Tränen aus. Ungeschickt legte Helge einen Arm um seine Frau. Er konnte mit der Situation nichts anfangen, sie erschreckte ihn sogar. Seine Frau war sonst alles andere als weinerlich.

„Vielleicht ist es wirklich besser, wenn die Meierhoff nicht mehr da ist“, sagte er lahm.

„Ja, das ist es“, erwiderte Tina, die sich schnell wieder beruhigte. Sie zog aus der Gesäßtasche ein Messer mit doppelter Spitze hervor. Die Klinge war rotbraun vom angetrockneten Blut. „Ich dachte, du stehst jeden Morgen so früh auf, weil du es nicht länger ertragen kannst, neben mir zu liegen.“

„Aber nein! Es sind die Schafe. Ihr Geblöke lässt mich nicht schlafen. Ich wollte noch mit dem neuen Pächter vom Heuerscheck unterhalten, aber ... Was hast du?“ Er sah verwirrt in die groß gewordenen Augen seiner Frau.

„Was für Schafe? Hier laufen keine Schafe. Und Heuerscheck hat auch keinen neuen Pächter.“ Tina lehnte sich von ihm zurück.

Helge blieb stumm, rätselte über Tinas Behauptung.

„Ich dachte, du hättest es für uns getan. Aber dann war ich nicht mehr so sicher. Sag mir die Wahrheit!“ Sie hielt ihm auf der offenen Handfläche das Messer unter die Nase. „Das hab ich bei den Werkzeugen gefunden. Du hast es vergessen, mit zu vergraben.“

Erschreckt wich Helge einen Schritt zurück. „Was sagst du da? Der Schäfer hat damit eines seiner Schafe getötet.“ Er ging einen weiteren halben Schritt rückwärts. „Er trägt so einen altmodischen Hut“, setzte er noch hinzu, als ob diese Information alles erklären würde.

„Vergrab es, wie du sie vergraben hast. Am Spaten klebte Erde, ich hab’s gesehen. Ich glaube, du hast es für uns getan. Und das ist in Ordnung. Sie wollte Unruhe in unser Leben bringen. In unser ganzes Dorf. Du hast das Richtige getan.“ Mit dem Messer auf der Handfläche überbrückte Tina die Distanz zu ihrem Mann. „Wenn du es nicht getan hättest, hätte ich es getan. Für uns. Vergrab es. Groot wird sie niemals finden und die Kripo erst recht nicht. Und dann herrscht hier endlich wieder Frieden.“

Helge wich bis zum Tisch mit seinen Werkzeugen zurück, starrte auf seine Frau, versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Seine Hand berührte etwas Stoffartiges. Kurz blickte er hinter sich auf den Tisch und erkannte es als den altmodischen Hut. Er hatte seinem Vater gehört, wie er sich nun entsann. Dann sah er zurück auf seine Frau und das Messer.

„Für uns“, wiederholte sie.

Helge konnte nicht länger hinsehen und drehte sich um. Schwer lehnte er sich auf den alten Tisch und starrte auf den Hut. In seinem Kopf schwirrte alles, bruchstückhafte Bilder schwebten heran und entschwanden wieder. Aber einen Menschen töten? Er? Nein, unmöglich.

Für einen kurzen Moment schloss er die Augen. Das eingesetzte Schweigen lastete schwer auf ihm, er spürte den eindringlichen Blick Tinas in seinem Rücken. Als er die Augen wieder öffnete, sah er, wie eine Hand die Hutkrumpe ergriff. Nicht seine Hand. Er blickte nach rechts. Der Schäfer lächelte ihn an und zwinkerte. Eine Aufforderung, ein Reiz, ein Spiel. Dann setzte sich Helge den Hut auf und wandte sich Tina zu.



Kurzvita

Christian Künne

Geboren im Jahre 1983 und aufgewachsen in der Nähe von Bremen lebt und arbeitet Christian Künne heute in der Friedensstadt Osnabrück. Seit 2007 veröffentlicht er vorwiegend Kurzgeschichten in diversen Magazinen und Anthologien. Bevorzugte Themen oder Genres gibt es dabei nicht, die schriftstellerischen Ausflüge reichen von Krimi bis Experimentelles, Fantasy, Science-Fiction und Horror bis Gegenwartsliteratur. Den Autor gibt es unter ckuenne.wordpress.com mittlerweile auch gebloggt.





Happy Valentines Die!

Nathalie Schöps

„Sonderangebot! Sie suchen das perfekte Wochenende für Zwei? Passend zum Valentinstag!

Hier finden Sie die Erlösung!

Herzklopfen garantiert!

Top Service! Spaßgarantie!

Die Spezialitäten des Hauses sind allein für Sie reserviert!

Zögern Sie nicht und rufen Sie noch heute an, um Ihren kleinen, aber feinen Traumurlaub zu buchen!“

Das ist es!“, rief Anna, nachdem sie in einer typischen Klatschzeitschrift diese Werbung entdeckt hatte. Auf dem Cover prangerte in quietschpinken Lettern der Titel. „Denise“ hieß das gute Stück und reihte sich in die Frauenzeitschriften ein, die in ihrer Laufbahn bedingt, immer die gleichen Inhalte brachten.

„Robin! Da müssen wir hin! Perfekt für das Valentins-Wochenende!“

Begeisterung pur lag in den Augen des jungen Mannes, als seine Freundin in das Arbeitszimmer platzte und ihn beim Aufsetzen eines wichtigen Dokumentes störte. „Meinetwegen...“, brummte er abwesend. Anna war sich sicher: Sie brauchten die Zeit für sich. Ein Wochenende zu zweit, aufregend, romantisch und voller Leidenschaft. Sonst würden sie noch in Arbeit ersticken und ihre Beziehung wäre dann auch dahin!

Gedacht, getan. Noch bevor Robin überhaupt realisieren konnte, welchem Vorhaben er gerade seine Zustimmung gegeben hatte, war der Anruf getätigt worden.

Wochenenden später waren sie am Hotel. Valentinstag stand vor der Tür. Man hatte ihnen gesagt, dass kurzfristig noch eine Reservierung frei geworden sei. Anna hatte diese Chance gleich genutzt und als Zeichen des Himmels gewertet.

„Das wird bestimmt unvergesslich. Nach langem sind wir mal wieder zu zweit unterwegs. Ohne Arbeit und Dinge, die zu erledigen sind.“

Die Freude stand ihr ins Gesicht geschrieben. Mit Elan betrat sie das Hotel

und zog ihren Freund mehr oder weniger freiwillig mit. An der Rezeption angekommen, empfing sie ein mittelgroßer Mann. Schwarze Haare, kleine, schmale Augen und ein eckiges Gesicht. Er empfing das Pärchen mit einem leichten Grinsen. Etwas Unheimliches lag auf seinen Lippen. Anna wollte sich davon aber nicht ihren Urlaub vermiesen lassen und trug sogleich ihr Anliegen vor.

Der Rezeptionist blätterte in seinen Unterlagen. Sein Gesicht verzog sich, während seine Augen hastig über die Notizen flogen. Ungeduldig fragte Anna ein weiteres Mal nach ihrer Reservierung.

„Tut mir leid. Da muss uns wohl ein Fehler unterlaufen sein. Das angegebene Zimmer ist bereits gebucht gewesen“, erklärte der Unheimliche. Bevor aber Annas Gesichtszüge Richtung Traurigkeit gingen und Robin erleichtert aufseufzen konnte, brachte der Rezeptionist einen Vorschlag, den sie nicht abschlagen konnten.

„Ich kann Ihnen aber ein anderes Zimmer anbieten. Normalerweise würde es mehr kosten. Aber durch die Umstände belassen wir es bei Ihrem bereits gezahlten Preis.“

Ohne lang darüber nachzudenken, sagte Anna zu. Die Liebe schien ihr gut in die Karten zu spielen und das gefiel ihr sehr gut.

„Es ist Zimmer D 13. Hier die Schlüssel.“

Voller Vorfreude schnappte sich die junge Frau die Schlüssel und zog ihren Freund mit. Das fiese Grinsen, welches sich wieder auf den Lippen des Rezeptionisten gebildet hatte, beachtete sie nicht weiter. Ein kurzer Schauer war ihr dabei aber dennoch über den Rücken gelaufen.

Zimmer D 13 lag im vierten und damit obersten Stock. Es war nur eines von wenigen Zimmern auf dieser Etage.

„Bereit?“, fragte Anna knapp, als sie den Schlüssel ins Schloss gesteckt hatte. Ihr Freund seufzte darauf nur, nickte zögerlich und nahm sich vor, aus dem ganzen Wochenende das beste zu machen. Dabei saßen ihm eigentlich genügend Aufträge im Nacken, die er so schnell wie möglich erledigen musste. Da er mit seiner Freundin nicht schon wieder streiten mochte, verwarf er den Gedanken an die Arbeit und versuchte sich ihrem kleinen Liebesurlaub zu widmen.

Anna öffnete die Tür. Dahinter erwartete sie ein großes, helles Zimmer, ein riesiges Bett und Schränke auf beiden Seiten, wo sie ihre Sachen verstauen konnte. Es schien fast so, als wäre es für Langzeitbesucher hergerichtet und bot allen Komfort, den man sich nur erträumen konnte.

„Perfekt!“, strahlte Anna und machte sich sofort daran ihre Kleidung zu verstauen. Der Urlaub konnte beginnen!

Der Abend an diesem Tag kam viel zu schnell. Dennoch war es anstrengend gewesen, weil Anna unbedingt mehrere Programmpunkte des Hotels ausprobieren musste. Das Pärchen fiel ins wohlverdiente, weiche Bett. Es dauerte auch nicht lang, bis die Augen zufielen und die Nacht über sie hereinbrach.

Es war kurz vor elf Uhr, als Anna sanft aus ihrem Schlaf geweckt wurde. Sie fühlte Robins kalte Hand auf ihren Arm, der sie ruhig und behutsam streichelte. Hoch und runter. Hoch und runter. Ein gleichmäßigen Rhythmus, der angenehm war, wenn die Kälte seiner Hand nicht wäre. Dann fing er auch noch an, ihrem Hals immer näher zu kommen. Heißer Atem strich über die empfindliche Haut, bevor er daran knabberte. „Robin...“, murmelte die junge Frau. „Es ist echt schön, dass du dich auf den Urlaub einlässt, aber ich möchte schlafen. Wenn du bitte damit aufhören könntest?“ Ein schwerfälliger Seufzer entfuhr ihr.

Da Robin auf ihre Bitte hin immer weiter zu machen schien, packte sie selbst nach der kalten Hand, um ihn zum aufhören zu bewegen.

Das Geräusch der Toilettenspülung ertönte. Der Wasserhahn folgte und kurze Zeit später ging die Tür zum separaten Bad auf. Das Licht erfüllte den Raum und Anna begriff erst als sie Robin im Türrahmen stehen sah, was gerade passiert war. Hastig setzte sie sich auf. „Robin! Mach das Licht an!“, befahl sie mit ängstlichem Ton und zog die Decke an sich heran. Gänsehaut hatte sich auf ihrem Arm ausgebreitet, ein Schauer lief ihr über den Rücken und kalter Schweiß bildete sich auf der Stirn. Ihr Körper fing vor Angst an zu zittern. Sie konnte sich das nicht eingebildet haben oder doch? „Was ist denn los?“, fragte der Freund der jungen Frau und sah sie nur verwirrt an. „Mich hat etwas am Arm berührt!“, erklärte sie schnell mit zitt-

riger Stimme. Ihre Hand wanderte panisch zum Hals. „Und am Hals...“ Das Licht ging an, doch außer Anna schien niemand im Bett gewesen zu sein. „Du warst die ganze Zeit im Bad?“, stotterte sie. Ein Nicken folgte auf die Frage und Anna blickt auf das Bett. Sie strich die Bettdecke glatt, sodass sie sich vergewissern konnte, dass auch wirklich niemand darunter lag. Ihre Gänsehaut war noch immer nicht verschwunden, doch Erleichterung machte sich in ihr breit, als sie sicher sein konnte, dass niemand sonst in dem Bett lag. Vielleicht hatte sie doch nur sehr intensiv geträumt. „Anna! Raus aus dem Bett! Da ist was unter der Decke!“

Der Blick wanderte zum Freund. Anna dachte schon, dass er sie auf den Arm nehmen würde, doch sein Gesichtsausdruck verriet etwas anderes. Ernsthaftigkeit, aber auch Panik spiegelten sich darin wider und als die junge Frau ihren Blick abermals auf die Bettdecke richtete, konnte sie es selbst sehen. Die Decke hob sich an, ein Stück weit nach oben, dann noch ein klein wenig.

Darunter schien etwas zu sein. Langsam, aber sicher und mit beständigen Tempo kroch etwas direkt auf sie zu. Bevor es aber bei ihr angelangte, sprang Anna aus dem Bett. Sie warf die Decke von sich und stolperte auf die andere Seite des Raums.

„Was ist das Robin?“

Panik war nun auch ihr ins Gesicht geschrieben. Je mehr sich die Decke anhob, desto weiter wich Anna zurück von dem Ding. „Tu doch was Robin!“, bat sie ängstlich und griff sich an die Arme, um sich ein wenig geschützter zu fühlen. Doch ihr Freund wusste auch nicht weiter. Je weiter die Decke anhob, desto mehr Angst breitete sich in ihr aus.

Dann fiel die Decke zu Boden. Ein Knall ertönte. Die Schranktüren hinter Anna flogen auf und krachten an die daneben liegenden Wände. Noch bevor sie einen Schritt nach vorne machen konnte, wurde sie an den Haaren gepackt und in Richtung Dunkelheit gezogen. Hysterisch fing sie an zu schreien, versuchte sich zu wehren. Panisch blickte sie ihren Freund an. Er reagierte und rannte auf sie zu, doch bevor er sie erreichen konnte, hatten die dunklen Hände sie in den Schrank gezerrt. Die Türen knallten wieder zu. Robin versuchte sie zu öffnen, stemmte sich mit aller

Kraft dagegen, doch vergebens. Er sackte an der Tür zusammen und konnte nur mitanhören, was gerade dahinter geschah.

Es polterte laut, unzählige Male. Es hämmerte an die vordere Front. Schreie erfüllten das Innenleben noch einige Minuten lang. Anna kämpfte, schien sich zu wehren.

Stille.

Die Schreie verstummten, das Poltern blieb aus und kein Klopfen war mehr von außen wahrzunehmen. Robin zögerte eine, zwei, drei Sekunden, bevor er noch einmal an den Griffen des Wandschrank zog. Seine Hände waren klamm, mit kaltem Schweiß bedeckt, ebenso wie seine Stirn. Die Kehle war trocken und als er versuchte zu schlucken, blieb ihm die Luft weg. Er öffnete die Tür einen Spalt breit. Ein Quietschen und Knarren einer Kettensäge gleich ertönte bei dieser minimalen Bewegung. „Anna!“, flüsterte er gequält und seine Stimme versagte. Er nahm allen Mut zusammen und öffnete die beiden Türhälften komplett. Er erwartete das schlimmste dahinter.

Leere.

Der Schrank war leer. Vollkommen leer. Er hatte mit allem gerechnet, aber nicht damit. Der Fußboden zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Um seine beiden Füße hatte sich eine kleine Pfütze aus roter Flüssigkeit gebildet. Bei näherer Betrachtung konnte er sich sicher sein, dass es nur eine Möglichkeit gab, was diese rote Flüssigkeit war. Panisch riss er die Kleider aus dem Schrank, leerte ihn komplett aus. Noch immer keine Spur von Anna. Robin sank wieder auf den Boden zusammen. Er strich über die Pfütze. „Anna!“, flüsterte er wieder leise, bevor Tränen in seine Augen schossen. Ein Klopfen riss ihn aus seiner Trance. Energisch. „Sir! Machen Sie auf!“, brüllte jemand von der anderen Seite der Zimmertür. „Sir!“, forderte es erneut, jedoch einen Hauch amüsiert. Robin schloss die Schranktüren und ging zur Zimmertür. Er atmete einmal tief durch, versuchte so normal wie möglich zu wirken und drückte die Türklinke nach unten.

„Ist alles in Ordnung bei Ihnen?“, fragte der Rezeptionist. Robin versicherte, dass nichts passiert war. Doch der Rezeptionist bestand darauf den Raum zu inspizieren. Er hatte Schreie gehört und wollte sich vergewissern. Die Versuche den Hotelmann nicht in den Raum zu lassen scheiterten. Ro-

bin wurde einfach mit in den Raum hinein geschoben. Der Blick des Rezeptionisten fiel sofort auf die rote Flüssigkeit in der Nähe des Schrankes. „Ich kann das erklären!“ Konnte der junge Mann natürlich nicht. Allerdings verwunderte ihn sogleich, dass der Rezeptionist gar nichts dazu sagte.

Seine Augen wurden finster und das Grinsen vom Morgen legte sich erneut auf die schmalen Lippen. Ein verzerrtes Lachen erfüllte den Raum. Robin wich zurück. Ein verstörender Blick fiel auf den mittelgroßen Mann. „Ich wünsche eine angenehme Nacht!“, lachte er schrill und ein klein wenig verrückt.

Das Licht ging aus. Die Zimmertür krachte. Klack. Abgeschlossen. Robin rannte zur Tür, versuchte das Licht wieder anzumachen. Er drückte mehrmals den Schalter. Das Zimmer blieb in Dunkelheit gehüllt. Die Tür ging ebenfalls nicht auf. Auch nicht dann, als er den Schlüssel drehte. Plötzlich hielt er inne.

Ein langes Knarren und Quietschen erschütterte sein Mark. Ein Schauer wanderte langsam und kalt über seinen Rücken. Er hörte die Schranktüren klappern. Ein schweres Atmen und Röcheln folgten. Es kam näher und näher, bis er den heißen Atem an seinem linken Ohr spüren konnte. Kalte Hände strichen über seinen Nacken. Lange, dürre Finger legten sich um seinen Hals. „Happy Valentines Day, my Dear!“



Kurzvita

Nathalie Schöps

Nathalie Schöps, 22 Jahre (geb. 19.06.1992),
Studentin (Germanistik & Soziologie)

„Meine ersten Schreiberfahrungen habe ich durch meine Liebe zu Japan, Anime und Manga gesammelt. Auf meiner Lieblingsplattform im Internet begann ich im Alter von 14 Jahren, Rollenspiele (RPG) auszuprobieren. Was klein anging, hat sich schnell zu einer Leidenschaft entwickelt.“

Ich fing an meinen Schreibstil auszubauen, Charaktere auszuprobieren und habe schließlich auch selbst viele Geschichten als Rollenspiel eröffnet oder geschrieben. Am meisten fasziniert mich an der Schreibkunst, die Möglichkeiten, die Freiheiten und fantastische Welten für die Gedanken zu schaffen und sie mit anderen zu teilen.“



Freunde

Martina Sprenger

Die verdammte Alte stand noch immer am Gatter der Kuhweide. Hanno schien es, als durchbohrten ihn ihre hasserfüllten Augen sogar aus der Ferne. Seit einer Woche stand sie da, unbeweglich, starr, ihr Gesicht seinem Haus zugewandt. Er zog hastig die Gardine vor das Fenster und trat ins Zimmer zurück.

„Ist sie immer noch da?“, fragte Willi. Die Zigarette hing in seinem Mundwinkel. Er kniff die Augen zu, um sich vor dem aufsteigenden Rauch zu schützen.

„Mach dir keine Sorgen, Hanno“, sagte Frieder und warf den Kreuzbuben

auf den Stapel in der Mitte des Wohnzimmertischs. „Nichts wird passieren.“

„Aber der Mond wird immer voller“, stieß Hanno hervor. „Bald ist es soweit. Schaut doch selbst.“

Willi fluchte und warf die restlichen Karten vor sich auf den Tisch. Er stand auf und reckte die Arme. Seine Schultergelenke knackten.

„Jetzt hör mal auf mit dem Scheiß, Hanno“, sagte er. „Solange wir hier sind, geht dir niemand an den Kragen. Wir sind doch deine Freunde.“

Trudi kam mit einem Tablett voller belegter Brote aus der Küche. Hanno musterte seine Frau verstohlen. Die letzten Tage hatten sie gezeichnet. Ihr Gesicht war blass, dunkle Ringe lagen um ihre Augen. Zum tausendsten Mal verfluchte Hanno sich. Wenn er an dem Abend vor einem Jahr nicht so viel getrunken hätte. Wenn er in der Nacht nicht wegen seiner vollen Blase aufgewacht wäre. Wenn er nicht im Licht des Vollmonds die Gestalt über den Hof hätte huschen sehen. Wenn er nicht sein Gewehr aus dem Schrank genommen und auf die Gestalt gezielt hätte. Wenn ... wenn ... wenn.

Bei der Gerichtsverhandlung vor einer Woche hatte sein Anwalt auf Notwehr plädiert. Sein Mandant hätte die dunkle Gestalt auf dem Hof nicht erkennen können und sich bedroht gefühlt, weil die Person auf Anrufe nicht reagiert hatte. Erst als er zu dem leblosen Körper getreten war, hätte sein Mandant den armen Schwachsinnigen vom Rördigerhof erkannt.

Der Richter ließ sich überzeugen und sprach Hanno frei. Trudi fiel ihm nach der Verhandlung erleichtert um den Hals und seine Freunde klopfen ihm auf die Schulter. Nur die alte Hexe war ihm in den Weg getreten und hatte ihn mit ihren brennenden Augen angestarrt.

„Du hast gewusst, dass du auf meinen Sohn schießt“, hatte sie ihm ins Gesicht geschrien. „Du Mörder! Du wolltest ihn töten. Aber er wird zurückkehren und sich an dir rächen. Beim nächsten Vollmond kommt er wieder.“

Seine Freunde hatten gelacht und ihn von der Alten weggezogen. Doch ihr Blick hatte Hanno bis ins Mark getroffen.

Seit diesem Tag stand sie am Gatter und beobachtete sein Haus. Jedes

Mal, wenn er aus dem Fenster schaute, war sie da und starrte mit ihren brennenden Augen in seine Richtung.

Und der Mond war fast voll.

Trudi stellte das Tablett auf dem Tisch ab.

„Lasst es euch schmecken“, sagte sie und gähnte. „Ich geh ins Bett. Ich bin todmüde.“

Seine Freunde griffen begeistert nach den Broten, doch Hanno verspürte keinen Hunger. Er zog eine Flasche Bier aus dem Kasten neben dem Sofa und öffnete den Verschluss mit einem Feuerzeug. Mit einem Zug leerte er sie zur Hälfte, rülpste und stellte sie auf dem Wohnzimmertisch ab.

Frieder langte über den Tisch und nahm die Flasche an sich. „Du hast genug gesoffen, Hanno. Jetzt hörst du mir mal zu. Der Schwachsinnige ist tot und begraben, mindestens zwei Meter tief unter der Erde. Der steht nie wieder auf und kommt zurück. Hast du überhaupt eine Stunde geschlafen seit der Verhandlung? Geh rauf und leg dich hin.“

„Ich kann nicht schlafen.“ Hanno fuhr sich mit zitternden Händen durch die Haare. „Nicht, wenn die alte Hexe da draußen steht. Sie hat gesagt, er kommt beim Vollmond zurück. Und seit der Verhandlung ist der Mond jeden Tag voller geworden.“

Willi zog ein Gewehr unter seinem Sessel hervor. „Wenn der Schwachsinnige zurückkommt, werden wir ihn empfangen. Hiermit. Wir sind doch deine Freunde, Hanno.“

Hanno zögerte einen Moment, dann nickte er seinen Freunden zu und verließ das Wohnzimmer. Er polterte die Treppe ins Obergeschoss hinauf und betrat das Schlafzimmer. Hastig zog er seine Kleidung aus und legte sich neben die schnarchende Trudi ins Ehebett, fest davon überzeugt, dass der Schlaf nicht kommen würde.

Als er erwachte, schien der Mond hell ins Zimmer. Verdammt, er war tatsächlich eingeschlafen! Von unten hörte er Stimmengemurmel und betrunkenes Gelächter. Er schwang seine Beine über die Bettkante und stolperte zum Fenster. Der Mond stand voll am Himmel und beleuchtete das große Grundstück, das zu seinem Haus gehörte. Wie unter Zwang wanderte sein

Blick zum Gatter der Kuhweide. Er presste das Gesicht ans Fensterglas. Da hinten war ... nichts! Nichts war zu sehen. Der Platz am Gatter war leer. Die alte Hexe hatte sich verzogen. Er stand zitternd am Fenster und starrte auf die mit Kuhfladen übersäte Weide, als erblickte er das Paradies. Der harte Knoten in seinem Magen löste sich auf und er fühlte sich stark und unbesiegbar. Die Alte und ihr schwachsinniger Sohn konnten ihm nichts anhaben. Er stieß einen leisen Triumphschrei aus.

Trudi murmelte im Schlaf und er drehte sich zum Bett. Ihr dünnes Nachthemd war hochgerutscht und gab den Blick frei auf ihren weißen Spitzenslip. Er trat zum Bett und zog den Slip über ihre Knie. Sie stöhnte auf, als er sich auf sie legte und schlang ihre Arme um seinen Hals. Er drang in sie ein, schloss die Augen und bewegte sich vor und zurück.

Plötzlich schrie Trudi unter ihm auf und ihre spitzen Fingernägel kratzten über sein Gesicht. Er riss die Augen auf und starrte in das vor Entsetzen verzerrte Gesicht seiner Frau. Sie zog die Knie an, stieß zu und traf ihn im Schritt. Er brüllte auf und rollte sich von ihr herunter. Ihre Fingernägel bearbeiteten seinen Rücken. Er sprang aus dem Bett und wirbelte zum Spiegel an der Wand gegenüber herum. Ein Fremder blickte ihm entgegen ... und doch war es kein Fremder.

Krauses und verfilztes Haar. Hängende Augenlider. Verzogener Mund. Speichel, der über das vorspringende Kinn tropfte. Seine Hände tasteten auf der Stirn nach der Einschusswunde, die nicht mehr da war. Er versuchte zu schreien. Doch nur ein Röcheln entrang sich seiner Kehle. Trudi hinter ihm im Bett kreischte wie eine Wahnsinnige.

Die Schlafzimmertür flog auf und knallte gegen die Wand. Putz bröckelte auf den Boden. Willi stand mit dem Gewehr in der Hand im Türrahmen und zielte auf ihn. Frieder drängte sich dicht hinter ihm. Hanno wich zurück, bis er mit dem Rücken zur Wand stand.

„Verdammte Scheiße!“, brüllte Frieder. „Der Schwachsinnige ist zurück.“

„Nein! Nicht!“, krächzte Hanno.

„Du beschissenes Schwein!“, schrie Willi und entsicherte das Gewehr.

„Lass deine dreckigen Finger von Trudi.“

Frieder drängelte sich an ihm vorbei. „Los! Mach schon. Knall den Drecksack ab.“

„Nein! Bitte!“ Hanno schluchzte. „Erkennt ihr mich denn nicht? Ich bin's doch. Hanno. Euer Freund.“

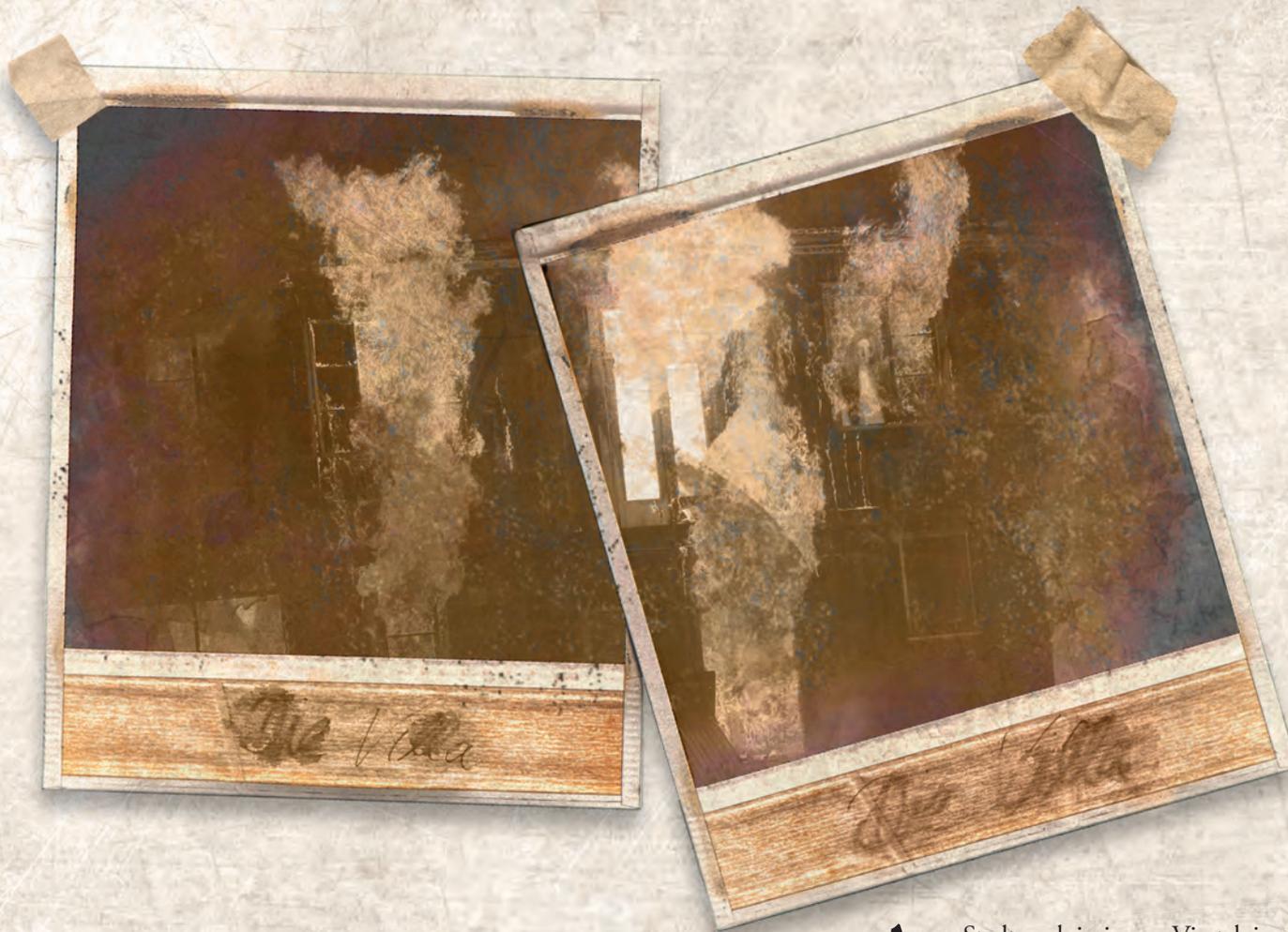
Willi drückte den Abzug.



Kurzvita

Martina Sprenger

Geboren 1963, lebt mit ihren drei Söhnen in Wuppertal. Sie schreibt Kurzgeschichten in den Genres Krimi und Fantastik und Romane für Kinder und Jugendliche. Zahlreiche ihrer Geschichten wurden in Anthologien und Zeitschriften veröffentlicht. Mit ihrer Geschichte „Alle Zeit dieser Welt“ gewann sie die Storyolympiade 2009/2010. Ihr Fantasyroman für Kinder „Ein Zauberer kommt selten allein“ ist im August 2014 im Verlag p.machinery erschienen. Sie liebt es, ihre Leser in ihren Geschichten erst in Sicherheit zu wiegen, um sie dann mit unerwarteten und gemeinen Wendungen zu überraschen.



Die Villa

Florian Geiger

Am Stadtrand, in jenem Viertel, in welchem einst die besser Begüterten gelebt hatten, stand schon seit Jahren ein altes Haus leer. Jeder machte einen großen Bogen darum. Die Vandermeer-Villa, so der Name, war unheimlich, der Garten verwildert und das alte Herrenhaus selbst heruntergekommen. Jeder normale Mensch hätte diese verkommene Ruine vermutlich links liegen gelassen, aber nicht Thorsten von Hagens. Er liebte es, alte Dinge aufzupolieren, nicht umsonst gehörte er zu den besten Restauratoren der ganzen Stadt. Er fand das Haus perfekt. Bisher hatten die von Hagens' in einer kleinen Wohnung im Stadtzentrum gewohnt, eigentlich beste Lage, aber dann

war Gerrit von Hagens, Thorstens Onkel, verstorben und hatte ihnen dieses alte Anwesen hinterlassen. Da hatte Thorsten beschlossen, dass sie hierher zögen. Nicht, dass Gerrit von Hagens jemals hier gewohnt hätte. Er lebte in einem Penthouse mit herrlichem Blick direkt über der Stadt. Dies hatte er Thorstens Schwester Richarda vererbt. Doch Thorsten war nicht gerade sehr böse darum. Er hatte diesen sterilen rechteckigen Kasten, den sein Onkel bewohnte, nie besonders gemocht und er wusste, wie sehr Richarda diesen Klotz liebte. Er gönnte es ihr von Herzen. „Meinst du das wirklich ernst, Thorsten? Dieser alte Schuppen ist doch zu absolut nichts zu gebrauchen! Wir leben hier draußen in der Pampa und denk doch nur an die Kinder! Der Schulweg ist die Hölle!“, wandte Gitta von Hagens, Thorstens bessere Hälfte ein. Das war mal wieder typisch. Wenn ihr etwas nicht passte, mussten immer die Kinder herhalten. „Ich bitte dich, Schatz, fünfhundert Meter von hier fährt der Schulbus, das werden die Beiden schon noch laufen können“, wischte er ihren Einwand beiseite. „So lange dauert es nun auch nicht, bis die in der Schule sind.“ „Na ja, Freunde werden wir hier draußen wohl kaum finden“, schmolte Eusebius, der zwölfjährige Sohn der von Hagens. „Ich finde es toll hier! Schau doch mal, die schönen Verzierungen“, entgegnete Tabea, Eusebius' zehnjährige Schwester. Eusebius rollte mit den Augen. Das war ja klar gewesen, dass sich Tabea hinter ihn gestellt hatte. „Was in aller Welt sollen wir hier bitteschön machen? Man kann sich ja noch nicht mal mit jemandem treffen!“, entgegnete der Junge ungehalten. Thorsten bereitete der Diskussion ein Ende: „Schluss damit, ich finde es absolut perfekt. Wenn wir uns erst einmal eingewöhnt haben, dann wirst du sehen, wie toll es hier ist. Wir haben ja auch eine Menge zu tun. Das Haus und der Garten müssen wieder auf Vordermann gebracht werden. Ich denke, da werden wir alle genug Zerstreung haben.“ Gitta blickte ihren Mann finster an. Genau so stellte sie sich ihre Freizeit vor: ein altes Haus renovieren! Doch für Reue war es bereits zu spät. Die herrliche Wohnung im Stadtzentrum war schließlich schon gekündigt. Gut, die Vandermeer-Villa wäre ein Eigenheim und keine Mietwohnung mehr, aber irgendwie fand Gitta das nicht gerade sehr tröstlich. Immerhin hatten sie genug Geld, um sich die horrenden Miete leisten zu können. Aber sie kannte ihren Mann. Wenn der sich mal etwas in den Kopf

gesetzt hatte, dann geschähe es auch so. „Wir haben ein paar Schlafsäcke dabei, dann können wir schon mal probeweise hier übernachten“, meinte er fröhlich. Na das waren ja tolle Aussichten.

Die Familie besichtigte das Innere des Gebäudes. Zwar hatte man die gewaltige Eingangshalle bereits gesehen, aber es gab auch noch ein großes möbliertes Wohnzimmer mit Kamin. Große schwere Teppiche, bereits von Motten zerfressen, bedeckten den Boden. In der Mitte stand ein niederer, mit Intarsien verzierter Tisch, darum waren zwei mit grünem Samt bezogene Sitzgruppen gestellt. An der Wand stand eine prächtige Glasvitrine, in welcher sogar noch einige Gläser standen. Eine große Freitreppe in der Mitte der Eingangshalle führte in die oberen Stockwerke. Die von Hagens' liefen staunend die Treppe hinauf. Die Decken waren überall mit Stuck verziert und man konnte ahnen, dass einige früher mal sehr farbenprächtig gewesen sein mussten. Eins musste Gitta widerwillig eingestehen: Wenn man etwas Arbeit in dieses Haus steckte, dann konnte man es in ein passables Heim verwandeln. „Seht mal hier! Das hier muss dereinst das Schlafzimmer gewesen sein!“, bemerkte Thorsten. Tatsächlich stand in der Mitte ein prächtiges, wenn auch etwas vergilbtes Himmelbett, in dem bestimmt schon seit Jahren kein Mensch mehr genächtigt hatte. „Da lege ich mich bestimmt nicht hinein!“, beschwerte sich Gitta Nase rümpfend. „Auch nicht, wenn ich mich zu dir lege?“, fragte Thorsten keck. Jetzt musste Gitta lachen: „Du bist unmöglich!“ Die Familie begutachtete auch den Rest des Hauses. Da war die große Küche mit den Gesindestuben. Noch nie zuvor hatte Gitta eine derart riesige Küche gesehen. Nun, sie war eine passable Köchin, aber sie glaubte nicht, dass sie diesen großen Platz brauchte. Der Herd schien aus dem vorigen Jahrhundert zu stammen und wurde wohl mit Gas geheizt. „Wir hatten eine lange Fahrt hinter uns und ich denke, dass wir nun schlafen sollten. Wir haben anstrengende Tage vor uns“, bestimmte Thorsten fröhlich. Die Kinder rollten nur verächtlich mit den Augen. Das konnte ja Spaß werden, diesen alten Kasten auf Vordermann zu bringen. Es war mitten in der Nacht, als Thorsten aus dem Schlaf hochschrak. Er hatte einen fürchterlichen Albtraum gehabt. Er war ihm beunruhigend deutlich in Erinnerung. Thorsten hatte von Kindern geträumt, die von einer großen dunk-

len Gestalt verfolgt wurden. Zunächst war er nur unbeteiligter Zuschauer gewesen, aber mit einem Male war er selbst wieder ein Junge und wurde von der schwarzen Kreatur bedrängt. Das Wesen besaß messerscharfe Klauen und versuchte ihm, die Kehle durch zu schneiden. Je schneller er versuchte zu fliehen, desto näher kam das Wesen. In dem Moment, als die Kreatur ihm den Kopf abschlagen wollte, erwachte er schweißgebadet. Als er sich zu Gitta wandte, blickte er in die hässliche Fratze der Kreatur aus seinem Albtraum! Er stieß einen entsetzten Schrei aus. Im selben Moment erwachte seine Frau aus dem Schlaf. „Thorsten, Thorsten! Was ist denn?“ rief Gitta entsetzt. Völlig verwirrt fuhr sich Thorsten über das Gesicht. Die Halluzination war verschwunden, alles schien wieder normal zu sein. „Gar nichts! Ich hatte nur einen Albtraum“, erwiderte er immer noch schockiert. „Du bist ja völlig schweißgebadet! Ist wirklich alles in Ordnung?“, verlangte Gitta beunruhigt zu wissen. Thorsten schüttelte den Kopf, um die Reste des Albtraums abzuschütteln. Was er erlebt hatte, war über die Maßen seltsam gewesen. Der Albtraum war beunruhigend realistisch gewesen. Den Rest der Nacht konnte er bestimmt nicht schlafen.

Thorsten war völlig übernächtigt, als er am nächsten Morgen erwachte. Ausgerechnet heute, wo er anfangen wollte, das alte Haus zu renovieren. Nun, er wollte erst einmal duschen. Das alte Bad musste natürlich raus, aber bestimmt könnte man es nun mal kurz benutzen. Vorsichtig drehte er das Wasser auf. Plötzlich knarrte und gluckerte es im ganzen Haus. Man merkte, dass die alten Leitungen schon lange nicht mehr in Gebrauch waren. Langsam plätscherte Wasser aus dem goldenen, reich verzierten Hahn. Vorsichtig hielt er seine Hand unter das Wasser um die Temperatur zu prüfen. Thorsten von Hagens stieß einen gellenden Schrei aus, als seine Hand das Wasser berührte! Entsetzt blickte er auf seine verätzten Hände. Mit einem Satz war er aus der Wanne heraus. Gitta, die ihren Mann schreien gehört hatte, kam sofort angerannt. „Was ist denn passiert?“, fragte sie entsetzt. „Ich weiß es nicht, ich wollte nur ein Bad nehmen und sehen, ob die Wasserleitungen noch funktionieren. Meine Hände, sieh dir nur meine Hände an!“, wimmerte Thorsten. Entgeistert blickte Gitta auf Thorstens Hände. „Ich werde etwas Wasser aus dem Auto holen. Vielleicht können wir so die Säure etwas abwaschen!“,

schlug sie vor und machte sich auf den Weg nach draußen.

Schnell lief Gitta durch den verwilderten Park in Richtung des Autos, das außerhalb am Straßenrand stand. Auf einmal wurde sie von etwas gepackt und nach hinten gerissen. Entsetzt fasste sie sich an die Kehle und versuchte, die Schlinge, die sich um ihren Hals gelegt hatte, wieder zu lösen! Doch diese zog sich immer fester zu; verzweifelt strampelte Gitta mit den Beinen und den Händen, während sie versuchte, dem Würgegriff der Pflanze zu entkommen. Plötzlich kam sie frei! In den Händen hielt sie die abgeschlagene Würgefeige. Erleichtert blickte sie auf. Thorsten hatte sie gerettet. „Ich habe deine Schreie gehört! Komm, wir holen jetzt das Wasser und den Verbandskasten aus dem Auto. Vielleicht können wir ja auch mit dem Mobiltelefon einen Arzt rufen“, erklärte Thorsten. Gitta nickte nur zaghaft. Sie stand immer noch unter Schock. „Ich weiß nicht Thorsten, wir sollten sehen, dass wir hier weg kommen! Dieses Haus ist unheimlich!“, bat Gitta. „Ach komm schon! Nur weil es ein paar Unfälle gab!“, versuchte ihr Ehemann sie zu beruhigen. Doch sie ließ sich nicht so einfach davon abbringen. „Ich bitte dich! Aus dem Wasserhahn kommt Säure und eine Schlingpflanze im Garten hat gerade versucht, mich zu töten! Ich finde das etwas beunruhigend!“, gab sie energisch zu bedenken. Da hatte seine Frau natürlich recht.

Währenddessen hatten Eusebius und Tabea begonnen, das Haus zu erkunden, nicht ahnend, welchen Schrecken ihre Eltern erlebt hatten. Eusebius hatte sich hinab in den Keller des Vandermeerhauses begeben. Ein gewaltiges Gewölbe erstreckte sich dort unten. Auch gab es einige Weinfässer, was Eusebius mehr als seltsam fand. Warum waren diese nie entfernt worden? Plötzlich fiel die Kellertür zu. Mit einem Mal war es Eusebius, als ob die Luft immer dünner wurde. Das Atmen fiel ihm zunehmend schwerer. Es war, als hätte das Schließen der Tür alle Luft aus dem Keller entweichen lassen. Schnell drehte er sich um und rannte die Kellertreppe hinauf. Doch oben angekommen, musste er feststellen, dass die Tür verschlossen war! Er rüttelte kräftig daran, aber sie bewegte sich keinen Millimeter. Inzwischen wurde die Luft immer dünner! Mit letzter Kraft rief er um Hilfe. Plötzlich riss jemand von außen die Tür

auf. Es war seine Schwester Tabea. „Eusebius! Was ist mit dir?“, rief Tabea entsetzt aus. „Ich bin da unten fast erstickt! Die Tür war plötzlich zu und ich habe keine Luft mehr bekommen!“, erklärte er keuchend. Tabea schauderte. Mittlerweile wurde es ihr richtig unheimlich! „Komm, wir suchen Ma und Pa! Denen erzählen wir das“, beschloss sie. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg. Sie würden oben suchen gehen, bestimmt waren ihre Eltern dort. Doch gerade, als die beiden Treppe zu den oberen Stockwerken hinaufsteigen wollten, wo sie ihre Eltern vermuteten, geschah noch etwas seltsames! Im gleichen Moment neigte sich die Treppe zur Seite und die Kinder drohten in die Tiefe zu stürzen. Tabea krallte sich an Eusebius fest, der sich mit aller Kraft am Geländer festhielt. Aus dieser Höhe überlebten sie den Sturz nicht, irgendwie war sich Tabea dessen sicher. „Ich kann mich nicht mehr halten!“, brüllte Eusebius. Kaum hatte er ausgesprochen, als seine Finger sich lösten und er mit seiner Schwester in die Tiefe stürzte. Plötzlich wurden die beiden aufgefangen. „Ma! Pa! Gott sei dank seid ihr hier!“, begrüßte Eusebius seine Eltern, während Tabea nur noch heulte. „Wir müssen hier sofort raus!“, brüllte Gitta in Panik. Gemeinsam rannten sie durch den großen Salon, dort wo der große Kamin stand. Plötzlich entzündete sich das Feuer und eine gewaltige Rauchwolke füllte den Raum. Doch diesmal war Thorsten schneller. Behände sprang er auf den Kamin zu und holte einen Holzscheid heraus. Damit schlug er das Fenster ein. „Verschwindet, los! Ich werde ihn aufhalten“, rief er seiner Frau zu. „Thorsten, du kannst doch nicht...“, flehte Gitta ihren Mann an, doch der packte sie und die Kinder und stieß sie zum Fenster hinaus. Die Familie stürzte hinaus in den Garten.

Thorsten blickte in den Kamin, aus dem eine Rauchwolke in Gestalt eines riesenhaften Gesichtes heraus fuhr. Das musste der Geist sein, der seine Familie bedroht hatte. Thorsten wusste nicht wer oder was dies war, aber er war sich sicher, dass dieses Monster für den Schrecken verantwortlich war, den sie durchlebt hatten. Der Garten! Er war genauso gefährlich, wie das Haus. Seine Familie käme nie heil dort durch, es sei denn, er hülfe nach. Thorsten begann, die Vorhänge der Villa anzustecken, dann waren die Möbel und die Teppiche dran. Bald darauf stand das ganze Vandermeerhaus in Flammen.

Doch Thorsten regte sich nicht, auch nicht, als der Geist auf ihn zustürzte, um ihn zu zermalmen. „Du kannst mich vielleicht vernichten, aber vergiss nicht: Deine Zeit ist zu Ende! Wenn dieses Haus nicht mehr existiert, dann gibt es auch dich nicht mehr, da bin ich mir sicher! Es gibt nichts, was du dagegen tun könntest“, erklärte er mit ruhiger Stimme. Der Rauchgeist stieß einen donnernen Schrei aus und fuhr auf ihn hernieder, hüllte ihn ein, durchdrang ihn, riss ihm die Seele aus dem Leib, doch es half diesem Monster nichts, das Vandermeerhaus brannte lichterloh.

Grauen erregt betrachteten Gitta von Hagens und ihre Kinder, wie das Vandermeerhaus in Flammen aufging. Gitta wusste, dass ihr Mann nicht heraus käme. Er hatte sich für sie geopfert und dem Spuk damit ein Ende gesetzt. Auch der Garten hatte sich auf merkwürdige Weise verändert, nachdem das Haus in Flammen aufgegangen war. Das Grün schien aus ihm zu weichen, als wäre alle Lebenskraft verschwunden. In der Ferne hörte Gitta das Heulen der Feuerwehrensirenen. Offenbar hatte jemand den Rauch gesehen und die Einsatzkräfte alarmiert. Schon kamen diese auf sie zugestürzt und führten sie mit den Kindern aus dem Garten hinaus. Gitta warf einen letzten Blick auf die Ruine, die nun das Grab ihres Mannes war.



Kurzvita

Florian Geiger

Ich, Florian Geiger, wohnhaft in Gronau (Württemberg) im Bottwartal, geboren am 10 Februar 1982 in Heidelberg, schreibe schon seit meiner Kindheit gerne Geschichten. Als ich zum ersten Mal einen Star Trek-Roman gelesen habe, bin zu dem Entschluss gekommen, dass ich so etwas auch schreiben kann, weswegen ich es versucht habe. Besonders gut gefällt mir das Eintauchen in fremde Welten, man kann beim Schreiben dorthin vordringen, wo noch nie ein Mensch zuvor gewesen ist. Darüber hinaus liebe ich es, mit Sprache zu spielen. Meine erste und bisher einzige Publikation war 2001 die Kurzgeschichte „Der letzte Flug von Wäielandair WL 795“ in der Anthologie „Abgestürzt – Geschichten von Jugendlichen“ des Vereins „Geschichtenwettbewerb Die Basler Eule“ in Riehen, erschienen im Christoph-Merian-Verlag, Basel.



Die neue Software

Hanno Berg

IDr. Feiler hatte heute sein dreißigjähriges Dienstjubiläum als oberster Einkaufsleiter des größten Pharmakonzerns des Landes. Da er in einer solchen Position zur Spitze des Unternehmens gehörte, wurde natürlich viel Aufwand zu seinem Ehrentag betrieben. Viele Ehrengäste aus Wirtschaft und Politik sowie Vertreter von Zeitungen waren anwesend, ja sogar der Rundfunk hatte ein Team geschickt.

Als Feiler sich nach dem Sektempfang der Presse stellte, machten alle ihre Fotos, und eine hübsche Rundfunkreporterin stellte ihm einige Fragen. Unter den Presseleuten befand sich ein kleiner, unscheinbarer Mann, der

recht gut gekleidet war. Er hatte dunkles Haar und braune Augen und war etwa vierzig Jahre alt. Wie alle anderen schoss er ein Foto von dem prominenten Jubilar, arbeitete jedoch weder für eine Zeitung noch für den erwähnten Radiosender. Dies fiel allerdings niemandem auf. Als Dr. Feiler anschließend alle dazu einlud, das üppige kalte Büffet zu stürmen, verließ der kleine, unscheinbare Mann den Ort, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen. ...

I Nach der anstrengenden Jubiläumsfeier machte Dr. Feiler zunächst zwei Wochen Urlaub, um danach erholt und gutgelaunt in sein großes, modernes Büro zurückzukehren. Als er dort angekommen und von allen begrüßt worden war, öffnete er zunächst die Post, ohne etwas Besonderes darin zu finden. Danach fuhr er seinen Computer hoch, um seine E-Mails zu sichten. Dort fand er zunächst ebenfalls nichts Außergewöhnliches. Bei der Durchsicht der Mails von der vergangenen Woche fiel ihm schließlich ein Absender auf, der ihm fremd war. Es handelte sich um einen Mann namens Faro, von dem er nie zuvor gehört hatte. Feiler öffnete seine Mail und las:

„Hallo Dr. Feiler,
mein richtiger Name tut nichts zur Sache. Meinen „Künstlernamen“ können Sie unten lesen. Ich wünsche mir von Ihnen, dass Sie mein neues Programm für ihren Konzern ordern. Sollten Sie dies nicht tun, so könnte es sein, dass Sie bald in großen privaten Schwierigkeiten stecken.

Mit freundlichen Grüßen
Faro“

Dr. Feiler schüttelte den Kopf. Er würde das Programm von Faro natürlich nicht für sein Unternehmen kaufen. Was fiel diesem Kerl überhaupt ein? Ihm, dem mächtigen Mann aus der Chefetage eines Weltunternehmens, zu drohen! Sollte er gleich die Polizei einschalten? – Feiler entschloss sich, dem Mann kurz zu antworten, dass er seine Un-

verschämtheiten künftig unterlassen solle. Andernfalls wollte er die Polizei einschalten. Als er eine entsprechende E-Mail verfasst hatte, schickte er sie ab und widmete sich danach den Geschäften des Tages, ohne einen weiteren Gedanken an Faro zu verschwenden. ...

III „Du glaubst wohl, du bist der liebe Gott selbst!“, ärgerte sich Jörg Peters, der Mann, der sich den Namen Faro gegeben hatte, als er Dr. Feilers E-Mail gelesen hatte. „Warte, dir werde ich Beine machen!“

Er packte wütend seine Digitalkamera in die Jackentasche und fuhr zu einem Café am Stadtrand. Als er dort ankam, öffnete er auf seinem Laptop das neue Programm, das er selbst entwickelt hatte, von dem es keine Kopie gab und über welches keine Unterlagen existierten. Dann schloss er die Kamera an. Er wollte das Foto von Dr. Feiler überspielen, das er zu dessen Jubiläum geschossen hatte. Kaum hatte er das Foto hochgeladen, da lud das Programm selbstständig wie aus dem Nichts – es brauchte keine andere Verbindung dazu, nicht einmal das Internet – alle Fotos, die in Feilers Privatleben je gemacht worden waren: Von dessen eigener Geburt an bis zu seiner Hochzeit, der Geburt seiner einzigen Tochter, der feierlichen Verleihung seiner Doktorwürde, seiner Beförderung in die Chefetage des Konzerns und so weiter.

Es hatte also funktioniert! Peters rieb sich die Hände und schritt zügig zum zweiten Teil seines Plans. Dieser musste nun ebenfalls noch gelingen! Er schaute sich Feilers gesammelte Familienfotos an. Bald hatte er seine Wahl getroffen. Er klickte das Foto an, das offensichtlich zur Geburt von Feilers Tochter gemacht worden war. Was war sie doch für ein hübsches Baby gewesen! Peters lächelte eisig. Im selben Moment löschte er das Foto. Danach fuhr er zu seiner Wohnung zurück. ...

IV Als Dr. Feiler am Abend nach Hause kam, aß er zunächst mit seiner Frau und trank ein wenig Rotwein. Während die beiden es sich anschließend im Wohnzimmer gemütlich machten, dachte Feiler an seine Tochter, die in München, fern von ihrem

Elternhaus, studierte. Er fragte seine Frau Anna: „Schatz, hast du heute etwas von Marie gehört? Hat sie ihren Schein für Verfassungsrecht bekommen?“

„Welche Marie?“, fragte seine Frau, die scheinbar sehr erstaunt war. „Ich kenne keine Frau solchen Namens! Und was für ein Schein für Verfassungsrecht?“

„Du... kennst... sie nicht?“, fragte Feiler sichtlich beunruhigt. „Unser kleines Mädchen! Unsere Tochter!“

„Bist du verrückt, Bernd? Wir haben keine Kinder! Noch nie welche gehabt! Du willst mich auf den Arm nehmen!“

Feiler war fix und fertig. Anstatt weiter mit seiner Frau zu reden, sprang er auf und versuchte, seine Tochter in München anzurufen.

„Kein Anschluss unter dieser Nummer!“, ertönte es aus dem Hörer.

Feiler rannte ins obere Stockwerk der Villa, wo Maries Kinderzimmer gelegen war, in welchem sie heute noch wohnte, wenn sie zu Besuch kam. Als er jedoch die Tür zum vermeintlichen Reich seiner Tochter öffnete, traute er seinen Augen kaum! Das Zimmer war eingerichtet wie ein Gästezimmer, und nichts, rein gar nichts wies auf seine Tochter als Bewohnerin hin.

Bernd Feiler glaubte, er werde wahnsinnig. Er überlegte, wo er noch nach ihren Spuren suchen konnte. Ob es noch irgendwo ein Foto von ihr gab oder irgendeinen anderen Hinweis auf ihre Existenz? Im ganzen Haus gab es jedoch nicht ein einziges Foto von Marie. Selbst seine eigenen Eltern wussten nichts von seiner Tochter, als er sie voller Verzweiflung anrief. Schließlich setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann zu weinen. Plötzlich fiel ihm der Computer ein. Marie hatte ihm oft geschrieben! Vielleicht fand er dort ihre Spur.

Er sah sich sein E-Mail-Postfach an, wo er seine Post längere Zeit speicherte. Dort gab es nicht eine Mail von seiner Tochter, obwohl er sicher war, in der letzten Zeit mehrere Nachrichten von ihr bekommen zu haben. Allerdings befand sich dort eine andere Mitteilung, und zwar von Faro. Mit vor Anspannung zittrigen Fingern öffnete Feiler diese. Der Text lautete:

„Hallo Dr. Feiler,

ist Ihre Tochter plötzlich nicht mehr da, ja sogar noch nie dagewesen? Ich denke, Sie vermuten schon, warum. Vielleicht können Sie sich ja mit dem Gedanken anfreunden, mich in Zukunft ernst zu nehmen. Wenn Sie nicht weitere private Katastrophen erleben wollen, so kaufen Sie meine Software. Ich wünsche mir, dass Sie sie anschließend an das Verteidigungsministerium verkaufen, denn dort gehört sie hin.

Und bemühen Sie um Himmels willen nicht die Polizei! Es wäre schade, wenn man Sie für verrückt halten und in die Psychiatrie sperren würde!

Liebe Grüße

Faro“

Da war Feiler – selbst wenn er zunächst noch gezaudert hatte, diese schlimme Wahrheit als gegeben zu akzeptieren – klar, dass dieser Faro mit seinem neuen Computerprogramm dafür gesorgt hatte, dass seine Tochter plötzlich nicht mehr existierte, ja dass sie nie existiert hatte. Was besaß dieser Mensch für eine Macht! Und er hatte recht. Er würde, wenn er zur Polizei ging, für verrückt erklärt und in die Psychiatrie eingewiesen werden. Dennoch musste er etwas tun, denn dieser Mann konnte – wenn er dies richtig sah – sein ganzes Leben zerstören und ihn sogar völlig aus dieser Welt entfernen. Er musste ihm auf eine Weise beikommen, die ihm diese Möglichkeiten endgültig nahm. Was nur konnte er tun?

Da fiel ihm seine Pistole ein. Nach kurzer Überlegung verfasste er eine Antwort an den Übeltäter:

„Lieber Faro,

ich muss Sie treffen, um mit ihnen zusammen zu überlegen, auf welchem Weg wir Ihre Forderungen erfüllen können. Nennen Sie mir bitte einen Ort!

Beste Grüße

Dr. Bernd Feiler“

Noch völlig außer sich ob der unfassbaren Entwicklung schickte er die Mail ab, nicht ohne dies im selben Moment zu bereuen. Faro würde den Schwindel merken! Nicht auszudenken, was geschehen mochte. ...

VAls Jörg Peters die Mail von Feiler las, war ihm sofort klar, dass dieser ihn unter einem Vorwand treffen wollte, um ihn aus dem Weg zu räumen. Es fiel ihm sonst kein einziger Grund ein, warum Feiler ihn persönlich treffen wollte. Feiler konnte seine Forderungen jederzeit erfüllen, ohne ihn persönlich zu kennen. Er hatte seinen Namen und Wohnort bewusst verschwiegen, denn er wollte seine Software anonym an Feiler verkaufen.

„Du sollst mich noch besser kennen lernen!“, dachte er deshalb bei sich, rief ein Jugendfoto von Feilers Frau Anna auf, das sie ihrem Mann kurz vor ihrer Hochzeit geschenkt hatte, und löschte es.

Dann lachte er gehässig auf und schickte Feiler von seinem Laptop eine E-Mail, in welcher er das Folgende schrieb:

„Mein lieber Dr. Feiler,

ich werde immer ungeduldiger, wie Sie sehen können, und bald könnten auch Sie selbst in Gefahr geraten, wenn Sie nicht tun, was ich mir wünsche.

Sollte ich nicht binnen zwei Tagen, also am Mittwoch dieser Woche um zwölf Uhr, Ihren Vertragsentwurf über 10 Millionen für die neue Software in meinem E-Mail-Postfach finden, so werde ich dafür sorgen, dass Ihr Nachfolger mit mir verhandelt und dass es Sie nie gegeben hat.

Sobald ich den Vertrag erhalten habe, werde ich ihn unterschreiben und zurückschicken, woraufhin Sie ihn gegenzeichnen werden. Danach bekomme ich das Geld, ohne dass mir jemand nachspioniert, und Sie bekommen dafür das Programm, dessen Güte Sie selbst testen durften.

Grüßen Sie Ihre Frau von mir
Faro“

VDr. Feiler war unterdessen – einerseits, um sich abzulenken und andererseits, um nicht aufzufallen – zur Arbeit gefahren. Dort hatte er Faros neue Mail gelesen, und sofort verstanden, dass wieder etwas Furchtbares geschehen sein musste. Warum betonte Faro so, dass er seine Frau grüßen sollte? Er fuhr sofort nach Hause. Als er an der Haustür klingelte, öffnete seine Haushälterin Beate, die wohl schon auf ihn gewartet hatte.

„Hallo Beate!“, sagte Feiler gehetzt. „Ist meine Frau drinnen?“

„Sie machen Witze, Herr Doktor!“, entgegnete diese. „Welche Frau? Seit ich Sie kenne, sind Sie doch ein eingefleischter Junggeselle.“

Eine furchtbare Gewissheit überkam den Hausherrn, und er lief eilig ins Innere des Hauses. Tatsächlich! So sehr er auch suchte, er fand nicht einen einzigen Hinweis darauf, dass seine Frau Anna mit ihm zusammen dort wohnte. Und nicht nur das. Es gab im ganzen Haus kein einziges Foto von ihr und die Heiratsurkunde war verschwunden. Zudem fand er nirgendwo eines ihrer Kleidungsstücke oder ihre Schuhe. Im Schlafzimmer befand sich statt des Doppelbetts ein Einzelbett, und selbst sein Ehering, den er seit einiger Zeit im Wohnzimmerschrank verwahrte, weil er ihm, da er dicker geworden war, nicht mehr passte, war nicht mehr da. Völlig verzweifelt rief er seine Mutter an – Annas Eltern lebten beide schon lange nicht mehr – und fragte diese nach seiner Frau.

„Was ist nur mit dir los, Junge?“, fragte seine Mutter beunruhigt. „Neuerdings hast du eine Frau? Du bist schon immer Single gewesen, und Kinder hast du nie gehabt. Ich hätte mir gewünscht, du hättest eine Familie gegründet. Doch dazu ist es ja nie gekommen. Ich finde, du solltest einmal zum Arzt gehen. Du bist scheinbar völlig überarbeitet.“

Feiler legte den Hörer zurück und war völlig außer sich. Faro hatte seine Ehe mit Anna genauso aus der Welt entfernt, wie seine Tochter. Er musste diesen Verbrecher unschädlich machen und sein Computerprogramm vernichten, bevor er zuletzt noch ihn selber auslöschte. Doch wie sollte er das nur tun? ...

VII Nach einer fiebrigen, unruhigen Nacht und einem ebenso unruhigen Tag im Büro kehrte Feiler wieder nach Hause zurück. Als er sich einen Whiskey eingegossen und auf seiner Couch Platz genommen hatte, fiel ihm plötzlich ein, wen er fragen konnte.

Arnold!

Arnold war ein alter Freund aus Studientagen, und er hatte immer loyal zu Feiler gestanden. Und – was noch viel wichtiger war – er war Abteilungsleiter beim BND und zuständig für Computerangelegenheiten. Vielleicht wusste er einen Weg, wie Feiler Faro unschädlich machen konnte.

Sofort rief er Arnold an, und dieser vereinbarte mit ihm, dass er am nächsten Tag – dies war der von Faro genannte Mittwoch – gegen 10.45 Uhr zu seinem Büro kommen sollte. Feiler war zufrieden. Arnold würde ihm helfen, und so könnte er Faro zur Strecke bringen, ohne selbst einen Nachteil davon zu haben. ...

VIII Als Feiler aber am Mittwoch gegen 10.30 Uhr auf die Stadtautobahn auffuhr, gab es dort nach wenigen Kilometern unerwarteter Weise einen Stau, der ihn daran hinderte, pünktlich zu Arnolds Büro zu kommen. Als er dort endlich ankam, war es bereits 11.51 Uhr. Eilig stieg er aus dem Wagen, nahm seinen Laptop vom Rücksitz, ging damit zum Eingang des Gebäudes und fragte den Portier nach seinem alten Freund. Fünf Minuten später kam Arnold bei ihm an.

„Guten Tag, Andi“, sagte Feiler. „Wir haben nur noch wenige Minuten Zeit!“
„Komm rein!“, sagte Arnold und führte ihn in sein Büro. „Was kann ich für dich tun?“

Dr. Feiler erläuterte seinem Studienfreund die Machenschaften Faros und sagte ihm, dass er diesen töten müsse, um weitere schlimme Taten zu verhindern und die Gesellschaft vor ihm zu schützen. Außerdem stehe dabei sein eigenes Leben auf dem Spiel.

„Du meine Güte!“, entfuhr es Arnold. „Da hast du ja ein echtes Problem. Aber ich wüsste eine Möglichkeit, wie es zu lösen ist!“

„Los, sag schon!“, forderte Feiler ungeduldig.

„Du musst diesem Verbrecher eine Mail schicken, an die du eine bestimmte Datei vom BND anhängst, die wir eigens zu diesem Zweck entworfen haben.“

Feiler fuhr seinen Laptop hoch und bekam von Arnold einen USB-Stick, auf welchem sich die besagte Datei befand. Er verfasste eilig eine Mail an Faro, hängte die Datei vom BND an, benannte sie mit dem Namen „Vertrag“, um ihn zu täuschen und schickte sie ab. Es war 12.16 Uhr.

Dreißig Sekunden bevor Feiler die Mail an ihn abgesandt hatte, hatte Jörg Peters, der sich gerade mit seinem Laptop in einer Kneipe in der Innenstadt befand, zum wiederholten Mal sein E-Mail-Postfach geöffnet und wieder keine Mail von diesem gefunden. Äußerst verärgert löschte er deshalb zur selben Zeit, als dieser die Mail an ihn versandte, alle Privatfotos von Feiler und seinen Lieben, über die er noch verfügte.

So! Nun musste er von Feilers Nachfolger ein Foto schießen und sich anschließend mit ihm über den Vertrag über sein Computerprogramm auseinandersetzen. Dieser würde hoffentlich nicht so stur sein wie sein Vorgänger, den er nun spurlos aus der Welt entfernt hatte.

Als Peters einige Zeit später erneut seine Mails abfragte, staunte er nicht schlecht. Er hatte offensichtlich im gleichen Moment, als er Feilers Fotos gelöscht hatte, von diesem Post erhalten. Ob er den Vertrag doch noch geschickt hatte?

Eigentlich nutzte ihm ein Vertrag mit Feiler nun nichts mehr, denn dieser war ausgelöscht. Trotzdem interessierte ihn die Sache. Also öffnete er den E-Mail-Anhang mit dem Titel „Vertrag“.

Da aber detonierte mit enormer Wucht und großem Krawall sein Laptop und verwüstete den ganzen Raum. Peters selbst, der Wirt und zwei weitere Gäste fanden dabei den Tod, und das neue Computerprogramm war für alle Zeiten zerstört. Die Polizei sprach später von einem islamistischen Anschlag und niemand hörte je wieder etwas von Dr. Feiler und seiner Familie oder von Jörg Peters.

Kurzvita

Hanno Berg

Wolfgang Wickert alias Hanno Berg wurde 1961 in Lüdenscheid geboren und wuchs dort auf. 1981 Abitur am Zeppelin-Gymnasium der Stadt. Anschließend Studium von Jura und ev. Theologie in Bochum, Gießen und Marburg. Noch während des Studiums Veröffentlichungen kürzerer Texte in Tageszeitungen und im regionalen Radio. Später Veröffentlichung von vier Büchern, vier eBooks und Beteiligung an einigen Anthologien. Zusätzlich Publikationen in Literaturzeitschriften, Magazinen, im Radio und im Internet. Verheiratet seit 1992. Aus dieser Ehe zwei erwachsene Söhne. Erkrankung und längere Behandlung in der Gießener Uni-Klinik. Im Anschluss Beschäftigung in diversen Abteilungen einer Gießener Reha-Werkstatt, u.a. in der Seidenmalerei „Silk & Art“, wo er das Kunsthandwerk der Seidenmalerei erlernte und praktizierte. Nebenher Beschäftigung als freier Mitarbeiter diverser Tageszeitungen und Magazine, u.a. des „Geisterspiegels“. Seit Mai 2011 in der Bibliothek der Sophie-Scholl-Schule Gießen tätig. In etwa 50 Zeitungsartikeln und mehreren kurzen Radiosendungen berichteten die Medien bisher über Wickerts Arbeiten.

Wickert kam gegen Ende seines Studiums zum Schreiben, weil er schon seit früher Jugend schreiben wollte und nun endlich die entsprechenden Ideen hatte und auch die Zeit dazu fand.



Impressum

WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstr. 7
71522 Backnang
Deutschland

Telefon: 0711 / 995982-20
info@wir-machen-druck.de

Geschäftsführer: Samuel Voetter, Johannes Voetter

Registergericht: Stuttgart
Registernummer: HRB 727418
Steuernummer: 65205/81772
UST-ID-Nr. DE261317770

Bilderquellen: Fotolia

Bildnummern: 75897361, 53479262 , 75230788, 39385089, 56492028, 70954379,
60808907, 29876707, 71134273, 35703806, 66107268, 7652008, 59357215,
34710538, 37484934, 57947329, 77765779, 37313171, 52058024, 76082854,
44435557, 52646429, 55827374, 59704983, 22951453, 69182931, 76891785,
33977951, 72048922, 71982033, 42022094, 38860003, 70684918

Die Rechte an diesem Buch liegen bei der WIRmachenDRUCK GmbH.

Unheimliche Seiten

Die neueste Anthologie aus dem Hause WIRmachenDRUCK liegt druckfrisch in Ihren Händen, vollgepackt mit spannenden Kurzgeschichten, die Sie fesseln, faszinieren oder Ihnen den Atem rauben werden – ob im Bus, in der Badewanne oder vor dem Schlafengehen im Bett.

Zahlreiche Einsendungen haben uns im Rahmen unseres Schreibwettbewerbs erreicht. Unser vorrangiges Anliegen war es, jungen Schreibtalenten die Veröffentlichung ihrer Kurzgeschichte in einem attraktiv und professionell gestalteten Buch zu ermöglichen, das von uns auch auf der Leipziger Buchmesse offiziell präsentiert und einem großen Publikum vorgestellt wird. Das ist uns gelungen und das Ergebnis kann sich durchaus sehen lassen:

34 außergewöhnliche, packende Geschichten von 34 vielversprechenden Autoren finden sich gesammelt zwischen den Seiten dieses Gemeinschaftsprojektes und laden ein zum Schmökern, Gruseln und Abtauchen in die Abgründe der menschlichen Natur und in fantastische Welten voller unheimlicher Gestalten.

printed by:



WirmachenDruck.de

Sie sparen, wir drucken!

Wir geben jungen Autoren eine Chance

ISBN X-XXX-XXX



X XXXXX XXXXX